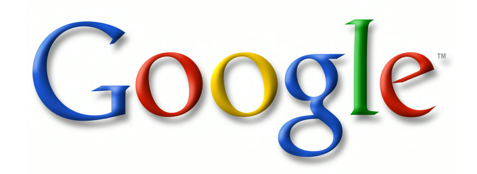





E39413
13.
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Kleine

Historische Schriften

von

Heinrich von Sybel.

Dritter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1880.

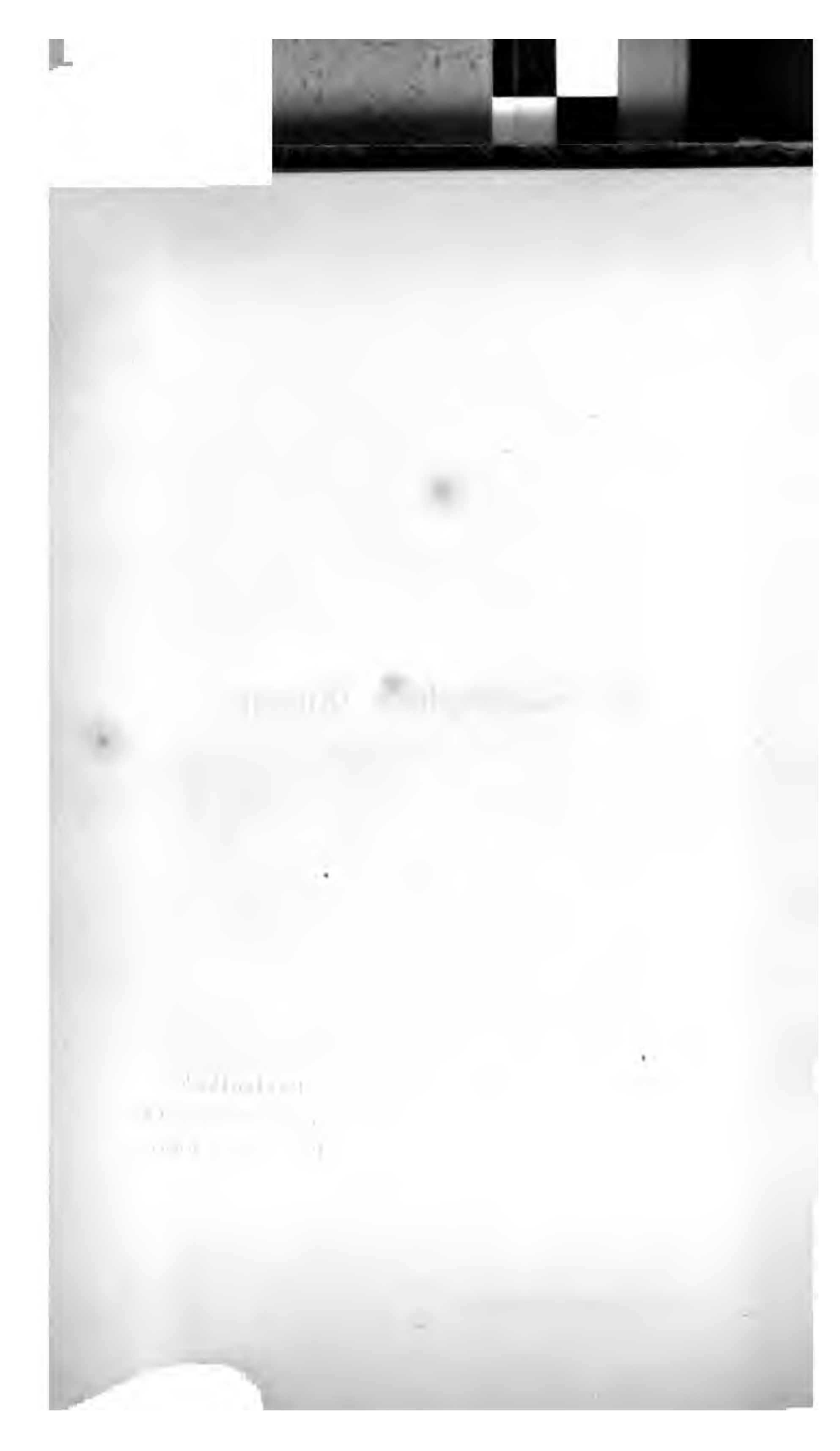


Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Die karolingischen Annalen.



In der geschichtlichen Literatur der europäischen Völker hat es wenige Zeiten so völliger Dürre und Unfruchtbarkeit gegeben, wie das 7. und die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts. Die letzten Reste der antiken Bildung waren abgestorben, das geistige Leben des Mittelalters gab nur in elementarer Unbehülflichkeit die ersten Zeichen seines Daseins. Mit der Auflösung des merovingischen Staates brach Verwilderung und Rohheit in unerhörtem Maß über unsere Volksstämme herein; die Luft war tödtlich rauh für jede Culturblüthe. So zeigte sich auch ein tiefes Hinsiechen der Geschichtschreibung: für die wichtige Epoche der ersten Karolinger bleiben wir neben den auf Bonifaz bezüglichen Documenten auf kümmerliche Angaben beschränkt, die Fortsetzer des Fredegar und einige Heiligenleben, sodann die ersten Triebe der einheimischen Annalistik, wie sie sich allmählich aus den vereinzelten Notizen am Rande der Ostertafeln herausarbeitet.

Erst mit der Regierung des gewaltigen Herrschers, auf welchen alle Anfänge unseres spätern Staats- und Culturlebens zurückgehen, mit der Zeit Karl's des Großen, beginnt auch für die historische Forschung eine günstigere Periode. Nicht bloß die Zahl der Gesetze und Urkunden, der Quellen also für die Erkenntniß der Zustände, wächst in erheblichem Maße; es sind

uns auch interessante Briefsammlungen einflußreicher Personen gerettet, es erscheint in Einhard wenigstens ein Autor von ausgesprochenem literarischem Talent. Zugleich aber steigert sich auch der Eifer der Annalisten. Meistens bleiben freilich immer noch ihre Aufzeichnungen sehr kurz und summarisch, wenige Zeilen für jedes Jahr: der König unterwarf Aquitanien, der König zog nach Sachsen und nahm Eresburg, und wie die Angaben weiter lauten. Langsam aber wächst der Umfang der Notizen; sie gehen abschriftlich aus einem Kloster in das andere; aus zwei Vorlagen wird wohl eine dritte zusammengesetzt, oder aus eigener Kenntniß irgend ein interessanter Zusatz gemacht. Hier und da findet ein nur für das eigene Kloster wichtiger Vorgang Erwähnung, überall aber ist das eigentliche Thema die Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse der Landesgeschichte, der Thronwechsel, Kriege, Eroberungen. Endlich, gegen Ausgang des Jahrhunderts, erscheint ein Annalenwerk, welches zwar in einem erheblichen Theile seines Inhalts den Zusammenhang mit seinen Vorgängern nicht verleugnet, aber sie alle durch Quantität des Stoffes und Ausführlichkeit der Darstellung weit hinter sich zurückläßt, die größern Lorscher Annalen, Laurissenses maiores, wie sie Pertz in seiner Ausgabe, die Reichsannalen, wie sie Ranke, die Königsannalen, wie sie Giesebrecht genannt hat. In Folge einer vor 25 Jahren von Ranke gegebenen Anregung hat sich seitdem die historische Kritik vielfach mit ihnen beschäftigt; allmählich ist eine ganze Literatur über die Frage ihrer Entstehung und Bedeutung erwachsen, welche bald die übrigen, kleinern Annalen in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen hat, und auch ich will mir erlauben, hier meine Ansicht vorzulegen.

Das ganze Werk setzt sich aus drei Haupttheilen zusammen, einer ersten, in barbarischem Latein geschriebenen Ausarbeitung, umfassend die Jahre 746 bis 788*), in dem letztgenannten Jahre begonnen und in einem Zuge bis dahin fortgeführt, sodann zwei Fortsetzungen, der einen bis 813, der zweiten bis 829**), schließlich einer Ueberarbeitung des Ganzen, die sich jedoch nur durch stilistische Abglättung und durch Einfügung kleiner Zusätze, meist aus Einhard's vita Caroli, von der ursprünglichen Fassung unterscheidet. Die Personen, welchen wir diese Erzählungen verdanken, sind nicht mit Sicherheit zu ermitteln; nach sehr zweifelhaften Momenten hat man Einhard für den Verfasser bald der Fortsetzung oder eines Theiles derselben, bald der Ueberarbeitung gehalten; Andere haben diese Vermuthungen höchst entschieden abgewiesen; ich werde noch darauf zurückkommen, weshalb ich mich dieser verneinenden Auffassung anschließe. Was nun die erste Ausarbeitung betrifft, so hat Pertz als ihren Ursprungsort das Kloster Lorsch bezeichnet, nach dem Umstande, daß sich dort die älteste Handschrift, von der wir wissen, befunden hat, und daß ebendaselbst gleich nachher ein kürzeres, mit dem größern Werke sich vielfach berührendes Annalenbuch entstanden ist. Entscheidend sind, nach Waitz's einleuchtender Bemerkung, diese Beweise nicht, da auch

*) Ich kann Waitz's Ansicht nicht theilen, der diesen Abschnitt bis 796 erstrecken will. Trotz kleiner stilistischer Abwandlungen erscheint mir die Darstellung dieser Jahre wesentlich gleichartig mit jener der folgenden.

**) Dies scheint mir Giesebrecht überzeugend dargethan zu haben. Ich vermeide übrigens, an dieser Stelle auf die vielfachen Controversen über die Abgrenzung der einzelnen Abschnitte einzugehen; im ganzen ist hier sehr viel tüchtiger Fleiß und Scharfsinn auf eine unergiebige Aufgabe verwandt worden.

von einer auswärts entstandenen Schrift sogleich eine Copie nach Lorsch gelangt sein kann; wie wir denn Spuren von mehrfacher Benutzung unserer Annalen in andern süddeutschen Klöstern gleich am Anfang des 9. Jahrhunderts, also sehr bald nach ihrer Entstehung finden*). Immerhin aber werden bei dem Mangel sonstiger Zeugnisse die von Pertz hervorgehobenen Punkte eine gewisse Vermuthung für Lorsch rechtfertigen und die Beweislast den Gegnern seiner Ansicht zuschieben.

Wenn nun Ranke in der berühmten, 1854 der Berliner Akademie vorgetragenen Abhandlung zu einem abweichenden Ergebnisse gelangt, so sind es lediglich innere Gründe, die ihn bestimmen. Sein Augenmerk ist vor allem ein historisches und erst in zweiter Linie ein literarhistorisches; er forscht, wo sich die beste Erkenntniß der Thaten König Karl's entdecken läßt, und wirft nur in diesem Zusammenhang einen Blick auf die Entstehung unserer Annalen. Er vergleicht die verschiedenen Redactionen derselben; früher stand der ursprüngliche Text wegen seiner plumpen Sprache in tiefem Mißkredit, während die spätere, durch Einhard's Namen geschmückte Ueberarbeitung sich allgemeinen Ansehens erfreute; Ranke findet dagegen mit treffendem Scharfblick, daß die letztere bei der Politur der Form nicht selten charakteristische und interessante Momente des Inhalts verwischt oder verflacht hat, gerade solche Momente, welche den alten Verfasser als besonders gut unterrichtet erscheinen lassen, so daß Ranke zu dem Resultate kommt, es müsse in Zukunft für die Geschichte Karl's nicht die spätere, sondern die ursprüngliche Fassung als ausschlaggebende Quelle zu Grunde

*) Giesebrecht in den Forschungen 13, 628 ff.

gelegt werden, ein Satz, der unter einzelnen Modificationen sich seitdem bei der Detailforschung durchgängig bewährt hat. Daneben bemerkt Ranke, daß der so kenntnißreiche Annalist unangenehme Ereignisse, welche auf die Staatsregierung ein bedenkliches Licht werfen könnten, zu verschweigen liebe, während der spätere Umarbeiter viel unbefangener darüber mit der Sprache herausgehe: und nach diesen beiden Umständen, trefflicher Kenntniß und höfischer Zurückhaltung des Autors, dünkt es Ranke unwahrscheinlich, daß derselbe ein Klosterbruder zu Lorsch gewesen; jene Eigenschaften zusammen scheinen ihm fast auf eine officielle Abfassung zu deuten; es würde, sagt er, ein in den Weltgeschäften erfahrener, dem Rathe des Kaisers nahe stehender, mit dieser Thätigkeit vielleicht speciell beauftragter Geistlicher gewesen sein, welcher diese Notizen niederschrieb.

Es ist, wie man sieht, das beiläufige Aperçu eines geistreichen Beobachters, welches mit behutsamer, der Sachlage sehr angemessener Vorsicht auf eine etwa mögliche Auffassung hindeutet. Während der sachliche Vorzug der alten Annalen vor der spätern Umarbeitung mit kategorischer Bestimmtheit festgestellt wird, tritt der daran geknüpfte weitere Schluß auf eine amtliche Abfassung lediglich als Vermuthung, beinahe nur in der Form einer Anfrage auf. Es war der erfahrene Meister, welcher diese Nüancirung des Ausdrucks wählte, die Sicherheit bei dem Hauptsatze, das Fast und Vielleicht bei der nebensächlichen Folgerung. Denn selbst ohne jedes nähere Eingehen liegt es auf der Hand, daß die Beweise für die letztere eben so wenig zwingend und das Gegentheil ausschließend sind, wie Pertz's Gründe für das Kloster Lorsch. Was die höfische Zurückhaltung betrifft, nun, es ist ja möglich, daß der Annalist eine Nieder-

lage Karl's deshalb verschweigt, weil er im Auftrage des Königs schreibt, aber doch ebenso möglich, daß er schweigt, weil er nach seiner privaten Gesinnung davon nicht reden mag, oder weil er in seiner kurzen Jahresnotiz keinen Raum dafür hat, oder endlich, sehr einfach, weil er nichts davon weiß. Und die Masse der Mittheilungen, welche wir dem alten Autor verdanken, übertrifft freilich in erheblichem Grade die der vorausgegangenen kleinen Annalen; aber bei deren Dürftigkeit kann dies unmöglich als bündiger Beweis für eine officielle Geschichtschreibung, als zwingende Widerlegung jeder andern Entstehungsart gelten; über große Kriegsthaten kann zu allen Zeiten ein Privatmann recht wohl unterrichtet sein, ohne deshalb zu den eingeweihten Regierungskreisen zu gehören. Wir werden unten diese Frage in Bezug auf die Lorscher Annalen im Einzelnen prüfen: einstweilen müssen wir sagen, daß wir uns hinsichtlich officieller Reichsannalen des 8. Jahrhunderts erst einer Möglichkeit, nicht aber einer erwiesenen Wirklichkeit gegenüber befinden.

Indessen die Bücher haben ihre Schicksale. Ranke's Hauptsatz, die Begründung der Geschichte Karl's des Großen auf die alten Laurissenses, erfuhr, z. B. in Abel's Jahrbüchern, vielfache Bemängelung. Aber seine Hindeutung auf etwa stattgefundene officielle Abfassung fand allgemeinen Beifall und wurde der Ausgangspunkt für eine ganz neue Betrachtung der karolingischen Geschichtschreibung. Waitz sprach ihr seine Zustimmung aus. Giesebrecht hatte zwar Bedenken, ob die Annalen am Hofe des Königs selbst geschrieben sein könnten; die stümperhafte Ausdrucksweise und die offenbare Verschiedenheit von den spätern Jahrbüchern des Prudentius und Hinkmar gaben ihm

Anstoß: aber auch er blieb dabei, daß nicht an einen Lorscher Mönch, sondern nur an einen eingeweihten Staatsmann ersten Ranges als Verfasser zu denken sei, und rieth hiernach sowie aus andern Gründen (siehe unten) auf den Erzbischof Arn von Salzburg, aus dessen Feder uns auch sonst schlechtes Latein erhalten ist. Wahrscheinlich dünkte ihm, daß die Abfassung auf den Wunsch Karl's erfolgt sei; die Fortsetzung hielt er unbedingt für ein Erzeugniß des königlichen Hofes. Wattenbach wies die Autorschaft Arn's ab, acceptirte aber um so vollständiger Ranke's ursprüngliche Hypothese, unter Weglassung jedes Fast und Vielleicht, als positive und ohne weiteres angenommene Gewißheit. „Die Thatsache," sagt Wattenbach, „daß nach dem Vorgange Childebrand's und Nibelung's" (Verwandte König Pippin's, die eine Fortsetzung Fredegar's verfaßten; ob im Auftrage des Königs, wissen wir freilich nicht) „auch Karl für eine zuverlässige Aufzeichnung der Begebenheiten Sorge trug, daß daraus die Jahrbücher entstanden, können wir jetzt wohl als erwiesen und anerkannt betrachten." Auf dem so ermittelten Grunde baute dann Wattenbach ohne Zögern weiter. Stand es durch die Entstehung des Laurissenses einmal fest, daß es höfische Historiographen gab, so lag es nahe, der Thätigkeit derselben weiter nachzugehen, und so fehlte es denn auch nicht an entsprechenden Wahrnehmungen. Nicht bloß die großen Lorscher, auch eine Anzahl der ältern kleinen Annalen, die Mosellani, Laureshamenses, Petaviani, sollten jetzt nicht in irgend einem Kloster entstanden, sondern von einem Geistlichen am Hofe des Königs verfaßt sein, da sie in der Hauptsache nicht Kloster-, sondern Reichsgeschichte enthalten und das Bestreben diese zu überblicken, damals den Klöstern ganz fern

gelegen habe, während der Hof wirklich den Mittelpunkt des Reiches bildete. Wie aber? den Klöstern hätte das Interesse an den Siegen der Karolinger fern gelegen, ihnen, deren Wohlstand, ja deren Dasein auf dem engen Bunde dieser Dynastie mit der Kirche beruhte? ihnen, die wir mit unendlichem Eifer eine einmal vorhandene Aufzeichnung verbreiten, vervielfältigen, verarbeiten sehen? eben bei ihnen sollte der Ursprung solcher Notate undenkbar sein? Ja, wäre sonsther bereits ein unwiderleglicher Beweis für das Wirken einer amtlichen Geschichtschreibung am Hofe Karl's des Großen gewonnen, so möchte es immerhin plausibel erscheinen, dieser, und nicht irgend einem Kloster, das eine oder andere der kleinen Annalenwerke zuzuweisen. Umgekehrt aber aus jener angeblichen Entfernung der Klöster von allem politischen Interesse erst eine sonst unbezeugte und unerwiesene Hofannalistik erschließen zu wollen, ein solches Verfahren scheint mir, gestehe ich, nichts anderes als eine unbewußte petitio principii zu sein.

Sei dem wie ihm wolle, zu Ranke's Autorität war jetzt die nicht weniger anerkannte Wattenbach's und seines weit verbreiteten Buches hinzugetreten, und so finden wir seitdem „die Thatsache, daß Karl der Große für die Geschichtschreibung Sorge trug und daß hieraus die Jahrbücher, die Reichsannalen, hervorgingen," als festen Besitz unserer Literatur, als ein fait acquis à l'histoire. Ebrard erspart sich die Mühe, die gelöste Frage noch einmal zu erwägen, und bringt nur einige weitere Beispiele von der höfischen Vertuschung und Zurückhaltung in den Laurissenses bei. Dünzelmann untersucht mit großer Belesenheit und eindringendem Scharfblick die wechselseitigen Beziehungen der kleinen und großen Annalenwerke des 8. und

9. Jahrhunderts, oft mit treffender Divination, stets mit keckem Talent, aber nicht selten so, daß man etwas weniger Spitzfindigkeit und etwas mehr schlichten Menschenverstand wünschen möchte*): die wichtigste Frage aber, ob wir amtliche oder private Geschichtschreibung vor uns haben, ist ihm eben keine Frage mehr; er begnügt sich, den Einwand, daß Karl seine Thaten schwerlich in dem schlechten Latein der Laurissenses hätte verkünden lassen, durch die Bemerkung zu entkräften, daß ein Hofbeamter im königlichen Auftrage die Thatsachen und Daten notirt, und dann erst der Annalist diese Angaben so gut er konnte stilisirt habe. Er denkt dabei an Notizen über die Orte, wo der König Weihnachten oder Ostern gefeiert, über die äußersten Punkte, bis zu welchen ein fränkisches Heer vorgedrungen: ich sollte glauben, daß es in einem reichen und einflußreichen Kloster nicht schwer fallen konnte, sich solche Kenntniß auch ohne officielle Beihülfe zu verschaffen. Dann bei Robert Arnold ist das Hauptthema der Abhandlung ebenfalls die Genealogie der verschiedenen Annalen, die Frage, aus welchem Originale und mit welchem Stücke desselben jeder Einzelne seine Schrift gebildet; hier ist nun das Ergebniß ein ganz anderes als bei Dünzelmann, die Erörterung aber auch hier wieder sehr gelehrt, sehr feinsinnig, oft so fein, daß man den Eindruck bekommt, aus hundert Spinnenweben hoffe der Verfasser endlich doch einen festen Strick zu drehen: in Bezug auf unsere Frage zeichnet sich die Stellung des Verfassers durch

*) Ein großer Theil z. B. seiner Combinationen und Distinctionen fällt ohne weiteres zu Boden, sobald man es für möglich hält, daß einem ungeübten Latinisten, der zwei Blätter mit stümperhaften Sätzen füllt, auf dem dritten einmal eine stilgerechte Periode gelingt.

den Satz, daß die Laureshamenses „bekanntlich" Hofannalen seien oder Hofannalen ausschrieben; daß es Hofannalen überhaupt gegeben, ist wieder nicht das Ergebniß, sondern die Voraussetzung seiner Untersuchung, und so kommt er endlich zu dem Schlusse, daß ein erheblicher Theil unserer kleinern Annalen verschiedenartig redigirte Auszüge aus verlorenen Hofannalen enthalte.

Blicken wir auf diese Entwicklung zurück, so sehen wir, daß es hier ergangen ist, wie es bei der mündlichen Fortpflanzung irgend eines auffallenden Gerüchtes zu geschehen pflegt. Bei der ersten Erwähnung ist es eine Frage, bei dem zweiten Erzähler eine Meinung, bei dem dritten, ohne weitere sachliche Aufklärung, eine Ueberzeugung, bei dem vierten und fünften eine weltkundige Thatsache. Man wundert sich, wenn ein Ungläubiger zweifelt, ein Unkundiger nach Beweisen fragt.

Ich bekenne mich nun als einen so Unkundigen. Ich möchte lernen, woher man von der Sorge Karl's des Großen für die geschichtliche Aufzeichnung seiner Thaten weiß. Ueber die wissenschaftlichen Bestrebungen Karl's liegen vielfache Nachrichten vor: er selbst lernt Schreiben und Rechnen, Lateinisch und Griechisch, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Theologie und vor allem Astronomie; er dringt bei den Geistlichen auf theologische Bildung und auf guten lateinischen Stil; er sucht den Volksunterricht mit stetigem Ernste zu fördern; er sammelt eine Art von gelehrter Akademie um seine Person. Aber von geschichtlichen Studien als Gegenstand des Unterrichts oder der schriftstellerischen Thätigkeit ist keine Rede; seine Akademiker treiben alles andere, nur sehr wenig Geschichte; die deutschen Sagen läßt er sammeln und sich während seiner Mahlzeit die

Thaten der Alten vorlesen; aber keiner der damaligen Chronisten meldet uns von einer königlichen Aufforderung zu seinem Werke. Bethmann meinte einst, daß Paulus Diaconus seine Geschichte der Metzer Bischöfe „vielleicht" auf Karl's Wunsch geschrieben habe, um darin die karolingische Dynastie zu verherrlichen. Aber Paulus sagt bestimmt, nicht daß er auf königlichen Befehl, sondern daß er auf Ansuchen des Bischofs von Metz sein Buch verfaßt habe, und an der betreffenden Stelle liefert er darin, nicht zur Verherrlichung der Dynastie, sondern zum Preise der Metzer Kirche einen Excurs, daß ein Metzer Bischof der Ahnherr der Karolinger gewesen sei. Man erinnert ferner an Karl's Anordnungen für die sorgsame Vervielfältigung der Capitularien und für die Aufbewahrung seiner päpstlichen Correspondenz. Aber dies alles waren ja Arbeiten nicht zur Beförderung der Historiographie, sondern zu praktischen Regierungszwecken. Man legt uns endlich, was wir bisher stets in Abrede gestellt, auch ein positives Zeugniß vor. Unter der Regierung Ludwig des Frommen schreibt der heil. Ardo Smaragdus das Leben des heil. Benedict von Aniane, und sagt in der Einleitung dieses Werkes: perantiquam siquidem fore consuetudinem hactenus regibus usitatam, quaequae geruntur acciduntve annalibus tradi posteris cognoscenda, nemo ut reor ambigit doctus. Auf den ersten Blick scheint das eine ganz bestimmte Erklärung, es sei alte Gewohnheit der fränkischen Könige gewesen, geschichtliche Aufzeichnungen zu veranlassen. Freilich sagt Ardo nicht regibus nostris, und bei gleichzeitigen Reichsannalen erschiene es wunderlich, daß er sich auch für deren Existenz gerade auf das Zeugniß der Gelehrten beruft. Liest man vollends die Stelle im Zusammen-

hang, so wird es deutlich, daß sein Augenmerk dabei auf einer andern Seite liegt. In seiner Bescheidenheit bittet er um Entschuldigung, daß ein Mann von seiner schwachen Begabung ein historisches Werk unternimmt; indessen, sagt er, kein Gelehrter stellt in Abrede, daß es uralte Gewohnheit der Könige bisher gewesen ist, alle Ereignisse und Vorkommnisse dem Andenken der Nachwelt zu überliefern, und in der That, bei der Vergeßlichkeit des vielfach zerstreuten menschlichen Geistes halten wir es für einen göttlichen Rathschluß, daß das Andenken der Dinge durch die Schrift festgehalten werde, durch deren Lectüre die Wißbegierigen erfreut, erfrischt und zum Stande der Gnade geführt werden, und deshalb den Schriftsteller nicht als vermessen verurtheilen, selbst wenn er einen schlechten Stil schreibt: so sei es denn auch mir verstattet u. s. w. Also nicht darauf kommt es ihm an, für die Einrichtung einer fränkischen Hofannalistik Zeugniß abzulegen, sondern nach dem Vorgang uralter Könige und dem Rathschlusse Gottes die Nützlichkeit der Geschichtschreibung und damit seine eigene Berechtigung darzuthun. Ein Beweis, daß irgend eine bestimmte Dynastie, irgend ein einzelner König Annalen habe niederschreiben lassen, ist aus der Stelle nicht zu entnehmen.

Dagegen scheint mir ein anderes Zeugniß unwidersprechlich festzustellen, daß wenigstens unter Karl dem Großen eine von dem Könige veranlaßte amtliche Annalistik nicht existirt hat, ich meine die vielbesprochene Vorrede Einhard's zu seiner Biographie des Kaisers. Das Leben und den Verkehr des großen Fürsten, sagt er, und nicht zu geringem Theile seine Thaten, denke ich kurz darzustellen, da sie niemand wahrhafter als ich, der ich sie als Augenzeuge gesehen, erzählen kann, und ich nicht

weiß, ob ein anderer sie erzählen wird oder nicht. Er bemerkt dann weiter, wie unerträglich es wäre, wenn des herrlichen Fürsten ruhmreiches Leben und unnachahmliche Thaten der Vergessenheit verfielen; wie ihm schon die Pflicht der Dankbarkeit verbiete, über die Thaten des großen Mannes zu schweigen und das Leben desselben, als wenn er nie gelebt hätte, ohne Aufzeichnung und ohne die gebührende Anerkennung zu lassen. Er beklagt dann, daß er, ein wenig gebildeter Mann, zur Feder greifen und vielleicht sich strengen Urtheilen aussetzen müsse; aber, schließt er, lieber will ich es darauf wagen, als um mich zu decken, das Angedenken eines solchen Mannes untergehen lassen.

Es scheint mir unmöglich, daß jemand, der ohne Voreingenommenheit diese Worte liest, ihnen einen andern Sinn beilegen kann, als daß bis zum Jahre 814 Einhard historische Aufzeichnungen über Karl den Großen nicht gekannt hat. Lange Jahre hatte er am Hofe Karl's gelebt, eifrigen Antheil an allen wissenschaftlichen Bestrebungen desselben genommen, war thätig und einflußreich auch in politischen Geschäften gewesen: in einer solchen Lage mochte er von den annalistischen Niederschriften in einzelnen Klöstern keine Kunde haben; aber daß ihm eine auf Karl's Befehl unternommene amtliche Reichsgeschichte hätte verborgen bleiben können, das ist undenkbar. Wenn er nichts davon wußte, so ist sie nicht vorhanden gewesen. Charakteristisch ist nun, wie sich die Vertheidiger der officiellen Annalistik mit Einhard's Worten abfinden. „Jedenfalls," sagt Giesebrecht, „mußten ihm, da er am Hofe lebte und namentlich in die literarischen Verhältnisse desselben tief eingeweiht war, die Königsannalen längst bekannt sein. Aber die Worte seiner

Vorrede zeigen, daß sie ihm nicht geeignet schienen, das Andenken seines großen Wohlthäters zu verewigen.“ Es ist, sehen wir, stets derselbe Hergang. Daß Königsannalen existiren, wird vorausgesetzt, und nun untersucht, nicht was Einhard gesagt, sondern was er unter jener Voraussetzung bei seinen Worten eigentlich gemeint habe. Die Königsannalen waren am Hofe vorhanden, Einhard kannte sie natürlich; sie schienen ihm nur nicht gut genug, Karl's Thaten vor der Vergessenheit zu bewahren. Es wird die kühne Wendung genommen, Einhard habe um so unbefangener die vor ihm liegenden Annalen als nicht vorhanden behandeln können, als er ja höchst wahrscheinlich selbst einen Theil derselben abgefaßt habe, eine Ansicht, die für die ersten Decennien des 9. Jahrhunderts wieder kein äußeres Zeugniß beibringen kann, sich lediglich auf einzelne Aehnlichkeiten des Stiles stützt und vielfache Widersprüche zwischen der Vita und den Annalen unbeachtet lassen muß. Es wird weiter hinzugesetzt, die Annalen hätten nur die äußern Thaten Karl's berichtet, Einhard aber wäre es auf ein Lebensbild, auf Person und Charakter des Königs angekommen, worüber bis dahin in der That niemand gehandelt. Allein obwohl Einhard (Vita c. 6) erklärt, daß es ihm mehr auf ein persönliches Bild als auf Kriegsgeschichte ankomme, so erhellt doch gleich bestimmt aus den Worten der Vorrede seine Ansicht, daß auch die Kriegsgeschichte noch keinen Bearbeiter gefunden habe; er will schreiben, sagt er, damit sowohl das Leben als die Thaten des Kaisers vor der Vergessenheit bewahrt bleiben; er weiß nicht, ob sich für das Leben und die Thaten ein anderer Erzähler finden wird; indem er die Kriege Karl's, wenn auch nur in kurzer Uebersicht, darstellt, glaubt er etwas gar nicht

Vorhandenes zu leisten; so wenig hat er eine Kunde von der Existenz der Laurissenses und ihrer ausführlicheren Berichte. Wäre die Sachlage gewesen, wie Giesebrecht sie schildert, was hätte Einhard abgehalten, sie in kurzen Worten auszusprechen, zu sagen, daß er die Angaben der Annalisten, daß er die eigene frühere Arbeit zu ergänzen, zu verbessern, zu vervollständigen gedenke, anstatt so zu reden, wie er gethan?

So finden wir uns immer wieder an demselben Fleck. Bei Lebzeiten Karl's des Großen weiß kein Mensch etwas von einer amtlichen Reichsgeschichte oder Hofannalistik zu melden. Alles, aber schlechterdings alles, was sich für die so weit ausgesponnene Hypothese etwa beibringen ließe, hängt von der Beantwortung der Frage ab: sind wirklich die Laurissenses so beschaffen, sind sie wirklich so höfisch zurückhaltend und zugleich so trefflich unterrichtet, daß sich ihre Entstehung nur als amtliches Werk auf königlichen Befehl und durchaus nicht im Kloster Lorsch erklären läßt?

Wir versuchen, uns in den folgenden Betrachtungen hierüber Gewißheit zu verschaffen.

Vornehmlich drei Beispiele verschwiegener oder beschönigter Kriegsunfälle werden hervorgehoben, zunächst der Kampf zu Ronceval gegen die Basken im Jahre 778, sodann die Gefechte gegen die Sachsen bei Liedbach an der Weser 775 und am Süntel im Jahre 782. Der erste wird in der That von dem Annalisten gar nicht erwähnt, die beiden andern mit der Behauptung, die Franken hätten dort gesiegt. Nun weiß jedes Kind, welches von dem Helden Roland jemals gehört hat, auch von der blutigen Niederlage zu Ronceval, und hundertmal ist

von westfälischen Patrioten und pragmatischen Historikern der siegreiche Heldenmuth der Sachsen am Süntel gefeiert worden, so daß es wirklich als ein starkes Stück erscheinen muß, wenn der alte Annalist von dem einen Tag schweigt, bei dem andern sogar einen fränkischen Triumph berichtet. Umsomehr greifen wir zu den einzigen, uns zu Gebote stehenden Quellen, zu Einhard's Vita und dem spätern, aus dieser schöpfenden Bearbeiter der Annalen, welche, wie man sagt, so viel unbefangener der Wahrheit die Ehre geben. Und was findet sich hier? Ueber Ronceval berichtet Einhard, daß bei der Rückkehr aus dem spanischen Feldzug das Heer in langem Zuge das Gebirge passirt habe und dann auf dem Kamme desselben die den Troß beschützende Nachhut plötzlich durch die Basken angegriffen und fast aufgerieben worden sei; Rache zu nehmen sei unmöglich gewesen, da bei dem Anrücken von Verstärkungen die Basken, behend und des Gebirges kundig, sich durch eilige Flucht gerettet hätten. Also ein Scharmützel, ein Arrieregardegefecht, allerdings mit sehr bedeutenden Verlusten, aber ohne jeden Einfluß auf den allgemeinen Gang des Krieges. Daß dies nun in einem Berichte, welcher die Darstellung des ganzen Feldzugs in sieben Zeilen erledigt, keine Erwähnung findet, wird doch schwerlich als Beweis für eine Tendenz des Erzählers gelten können, mag später die Sage wegen Roland's dort erfolgtem Tode die Katastrophe von Ronceval noch so tragisch ausgeschmückt haben. Ebenso verhält es sich aber bei den sächsischen Gefechten. Der ältere Annalist berichtet ganz kurz zu 775, daß eine an der Weser zurückgelassene Abtheilung die Westfalen besiegt habe. Der spätere Bearbeiter erzählt ausführlicher, die Franken hätten sich im Lager überfallen lassen

und anfangs Verlust erlitten, dann aber nachdem sie sich gesammelt, seien die Sachsen aus dem Lager gewichen und nach einem Vertrage, wie er in solcher Noth gemacht werden konnte, abgezogen. Daß der Verfasser die Noth auf sächsischer Seite sieht, zeigen die Worte selbst, und weiter der Zusatz, daß Karl, auf die Meldung herbeieilend, die fliehenden Sachsen einholt und zusammenhaut*). Sieg ist Sieg, auch wenn er eine Weile geschwankt hat, und daß eine summarisch kurze Darstellung nicht alle taktischen Momente des Kampfes aufzählt, ist kein Grund zur Annahme höfischer Liebedienerei. Aehnlich steht es bei dem Treffen am Süntel, 782. Der König sendet auf die Nachricht von geringfügigen Unruhen bei den Sorben drei Missi mit einer kleinen ostfränkischen Abtheilung dorthin, die sich unterwegs durch sächsische Mannschaft verstärken soll. In Sachsen eingerückt erfahren die Missi, daß auch dort ein Aufstand ausgebrochen sei; ohne erst dem König zu berichten, beschließen sie, sofort gegen die sächsische Empörung einzuschreiten. Ueber den weitern Hergang meldet nun der spätere Bearbeiter Folgendes. Am Süntel treffen die Missi mit einem Grafen Theodorich zusammen, der bereits mit einer ripuarischen Schaar sich dem Aufstande entgegengeworfen hat, und nehmen Abrede mit ihm zu einem gemeinsamen Angriff auf die jenseits des Gebirges gelagerten Insurgenten. Hinterher aber bedenken sie, daß von einem so erfochtenen Siege Theodorich allein den Ruhm haben würde; so brechen sie heimlich auf, umgehen das Gebirge und

---

*) Die Vermuthung Luden's, daß Karl's Angriff ein treuloser Bruch des vorher geschlossenen Vertrages gewesen, steht in der Luft, da wir den Inhalt jener Capitulation nicht kennen.

sprengen ohne alle Ordnung auf die Sachsen ein. Diese aber sind zur Abwehr bereit, umringen die Angreifer und machen sie zum größten Theile nieder, darunter zwei der Missi, einen Grafen und zwanzig Edle. Der Tag, bemerkt jedoch der Annalist, war unheilvoll, weniger durch die Zahl als durch den Werth der Gefallenen: auch hier also handelte es sich um ein unglückliches aber wenig erhebliches Gefecht. Was aus Theodorich geworden, meldet der Erzähler nicht ausdrücklich; um so evidenter zeigt aber der Fortgang des Berichts, daß der Graf gleich nachher die Insurgenten geschlagen hat, ganz wie es die ursprüngliche Bearbeitung meldet. Denn auf die Kunde dieser Dinge, berichtet jener, kommt der König mit so vielen Truppen wie er in der Eile sammeln kann, nach Sachsen; offenbar hat er kein großes Heer, aber von Kampf und Widerstand ist dennoch keine Rede weiter, vielmehr erscheinen auf des Königs Ladung sogleich alle sächsischen Häuptlinge vor ihm bei Verden und liefern die Theilnehmer des Aufstandes aus, 4500 an der Zahl, welche Karl sämmtlich enthaupten läßt. Die Angabe des ersten Erzählers, die Franken hätten am Süntel gesiegt, aber zwei ihrer Führer verloren, ist also völlig correct, und wenn sie kürzer auftritt als die Darstellung des zweiten Bearbeiters, so entspricht das auch hier wieder der allgemeinen Fassung des Berichts, der alle Begebenheiten des ereignißreichen Jahres 782 in 22 Zeilen zusammendrängt. Der ganze Vorgang zeigt deutlich, daß der Sachsenaufstand dieses Jahres nur ein sehr partieller war und mithin die große Erhebung von 783 höchst wahrscheinlich erst durch den Zorn über den scheußlichen Massenmord zu Verden veranlaßt worden ist.

Kaum wird es der Bemerkung bedürfen, daß wenn ich

eben den Bericht des alten Annalisten als völlig correct bezeichne, ich damit nicht seine thatsächliche Richtigkeit verbürgen will; ich glaube gern, daß hier wie überall bei den Sachsenkriegen ein sächsischer Erzähler vielleicht manches in ein anderes Licht gerückt hätte. Aber dergleichen besitzen wir eben nicht, und hier kam es nur auf den Nachweis an, daß zwischen den beiden vorhandenen Quellen factisch eine Verschiedenheit nicht vorliegt.

Es ist dann weiter angeführt worden, daß der erste Autor seine höfische Stellung verrathe, indem er über die Zerwürfnisse in der königlichen Familie schweige. Gleich zu Anfang melde er den Tod Karl Martell's im Jahre 741, sage aber kein Wort von dem Aufstande Grifo's gegen seine Brüder Pippin und Karlmann. Die Antwort ist einfach: er beginnt seine wirkliche Erzählung erst mit dem Jahre 742 und berichtet dann zu 747, 748 und 753 über die Kämpfe des Grifo ganz wie der spätere Bearbeiter. Ebenso wie Grifo blieb später auch Karlmann nicht immer in gutem Verhältniß zu Pippin: gerade bei dessen wichtigstem Regierungsakte, dem Beschlusse des langobardischen Kriegs zu Gunsten des Papstes, trat Karlmann dem Bruder 755 entgegen; unser Annalist berichtet es mit voller Unbefangenheit, und der spätere Bearbeiter ist es dieses Mal, der ausgleichend hinzusetzt, daß Karlmann, damals Mönch, nur auf Befehl seines Abtes und wider den eigenen Willen gehandelt habe. Dann zum Jahre 770 erzählt der ältere Annalist sehr schlicht: Karl hielt einen Reichstag zu Worms; die Königin Mutter Bertha sprach mit ihrem zweiten Sohne Karlmann zu Selz und reiste dann durch Baiern nach Italien. Der spätere Bearbeiter setzt zu den letzten Worten hinzu: um des Friedens

willen, und Ebrard erläutert, der ältere Autor habe eine solche Angabe vermieden, die an den Bruderzwist zwischen Karl und Karlmann erinnert hätte. Allein der Friede, welchen die Königin vermitteln wollte und wirklich auch zu Stande brachte, war nicht eine Versöhnung der beiden Brüder, von denen aus dieser Zeit auch keine Entzweiung gemeldet wird, sondern ein Abkommen zwischen den Langobarden einer- und dem Papste und den Frankenkönigen andrerseits. Es ist also auch hier kein Anlaß zu dem Schlusse, daß der ältere Annalist aus irgend einer Tendenz den Zweck der Reise verschwiegen habe; aus seinem Schweigen geht nichts weiter hervor, als daß er denselben nicht gekannt hat. Wir kommen stets zu demselben Ergebniß: an die officiöse Zurückhaltung eines Hofgelehrten ist hier nicht zu denken. Der Verfasser ist, wie jede Zeile lehrt, ein warmer Verehrer Karl's des Großen; er liebt den glorreichen Herrn König und haßt alle seine Widersacher; dazu aber war es nicht nöthig, daß er im Auftrage desselben seine Jahrbücher schrieb.

Wenn also unsere alten Annalen eine amtliche Reichsgeschichte sein sollten, so könnten uns das nicht ihre negativen, sondern nur ihre positiven Eigenschaften verkünden, ihre Mittheilungen nämlich von so tief greifender Bedeutung, daß nur ein Organ der Regierung oder ein dem Könige unmittelbar nahe stehender Mann in den Besitz solcher Kunde hätte gelangen können.

Man rühmt uns zunächst, wie unser Autor die Züge der Heere, ihre Zusammensetzung und Führung, sowie die einzelnen Waffenthaten kurz aber sicher angebe. Wir könnten hiernach denken, daß wir in seiner Darstellung eine zwar summarische,

aber in den wesentlichen Punkten belehrende Kriegsgeschichte jener Zeit besäßen. Schlagen wir nun die Annalen auf, so wird diese Erwartung rasch herabgestimmt. Zum Jahre 772, dem ersten sächsischen Feldzug, heißt es ganz kurz, ohne Zeitangabe, ohne Erwähnung der Truppenstärke, der Heerführer, des Kriegsplans: der König zog von Worms aus, eroberte Eresburg, zerstörte das Heiligthum der Irminsul. Dann folgt die doppelt ausführliche Erzählung eines Wunders, durch welches das verdurstende Heer getränkt worden *). Hierauf wieder in zwei Zeilen: der König kam an die Weser, verhandelte mit den Sachsen, empfing zwölf Geißeln und zog nach Francien zurück. Offenbar ist das Wunder dem Schreiber die Hauptsache. Bei den Kämpfen von 774 fällt zunächst die mit dem Obigen schlecht zusammenstimmende Notiz auf, daß der König, obgleich mit den Sachsen keine Föderation zu Stande gekommen, die Grenzbewachung aufgelöst habe; als darauf die Sachsen verheerend in Hessen einbrechen, wiederholt sich in der Erzählung das Verhältniß von 772; die Thaten der Krieger werden in drei Worten erledigt, um so breiter aber die durch ein göttliches Wunder bewirkte Erhaltung der Kirche zu Fritzlar gepriesen. Amtliche Kriegsgeschichte wird ein solcher Bericht doch nicht wohl zu nennen sein. Die Feldzüge von 775 und 776, die ich zum Theil schon oben erwähnt habe, werden in etwas

---

*) Da wir schlechterdings nicht wissen, wo das Wunder geschehen ist, so will ich niemand in seinem guten Glauben an den Bullerborn stören und nur die Bemerkung einschalten, daß der Bullerborn nach Fürstenberg sonst immer Wasser hatte und nur jeden Mittag versiegte, während jene Wunderquelle an einem sonst trockenen Orte gerade um Mittag hervorsprudelte, um die Streiter Christi zu tränken.

größerer Ausführlichkeit besprochen; immer bleibt eine sehr wesentliche Frage für uns dunkel, nämlich ob der fränkische Angriff auf Sachsen wieder von Hessen aus gegen Norden, oder vom Niederrhein her gegen Osten erfolgt sei. Karl's erste Operation war die Einnahme eines Kastells Sigiburg; Orte dieses Namens hat man an der Ruhr und an der Diemel nachgewiesen, und es ist schwerlich ein Ruhm für unsere Erzählung, daß ihr Zusammenhang ungestört bleibt, mag man das eine oder das andere für das Richtige halten. Die großen Kämpfe von 783 nehmen sich bei dem Annalisten wörtlich so aus: „Da die Sachsen wieder rebellirt hatten, ging der König nach Sachsen und kam mit kleiner Schaar nach Detmold, wo die Sachsen sich zum Kampfe aufgestellt hatten; der König fiel nach fränkischer Art über sie her, schlug sie und tödtete ihrer eine Menge, so daß wenige entrannen. Siegreich kam er nach Paderborn, wo er sein Heer sammelte und dann an die Hase zog, wo die Sachsen wieder sich aufgestellt hatten, und wieder mit schwerem Verlust geschlagen wurden. Darauf überschritt der König die Weser, kam bis zur Elbe und kam nach Francien und zwar nach Worms zurück.“ Sehr richtig hat Ranke hier zum Lobe des Autors bemerkt, daß es willkürliche Erfindung der Neuern ist, wenn sie aus dem Treffen bei Detmold eine große Schlacht, oder gar aus dem Marsche zu dem Rendezvous des Heeres bei Paderborn einen Rückzug machen; die Erzählung gibt dazu keinen Anlaß und ist in sich klar und zusammenhängend. Aber unbestreitbar ist doch andrerseits, daß die hier gegebenen Notizen von jedem Reitersmann und jedem Feldpater im Heere geliefert werden konnten, und einem leitenden Staatsmanne Karl's möchte ich vollends die ganz kindliche

Art nicht zutrauen, mit der im letzten Satze des Berichts die Armee, wie eine Schachfigur auf dem Brette, von der Hase zur Elbe und von der Elbe nach Worms geschoben wird. Genauer wird dagegen über den Feldzug von 784 berichtet, über Karl's Vorgehen vom Niederrhein an die Weser, wo er seinen gleichnamigen Sohn gegen die Westfalen stehen läßt, dann die übergetretene Weser durch Thüringen umgehend, bis zur Elbe gelangt und hier mit den Ostfalen zu Schöningen einen Vertrag schließt, während gleichzeitig der jüngere Karl eine Zusammenrottung der Westfalen im Draingau auseinandersprengt und dann Vater und Sohn, nach gewohnter Weise den Feldzug mit der guten Jahreszeit beendigend, in Worms zusammentreffen. Dort in Worms kommt es darauf zu dem den Krieg entscheidenden Beschlusse, den Sachsen nicht wieder den Winter zur Ruhe und neuen Rüstung frei zu lassen; der König führt das Heer auf's neue in Feindesland, nimmt sein Hauptquartier zuerst an der Emmer, dann in Eresburg, läßt von dort seine Streifschaaren sich nach allen Seiten ausbreiten, die Straßen sichern, die Güter der Empörer verwüsten und rückt im Frühling 785 ohne Hinderniß bis in den Bardengau, von wo aus er endlich durch eine Unterhandlung auch den Widukind zur Taufe und Huldigung bestimmt. Tunc tota Saxonia subiugata est, sagt der Annalist.

Woher dem Annalisten diese dankenswerthen Aufschlüsse zugekommen, darüber werde ich sogleich meine Ansicht äußern, vorher aber noch darauf hinweisen, daß viel ungenügender als über die sächsischen Feldzüge seine Angaben über die außerdeutschen Kriege ausgefallen sind. In wie wenigen Zeilen er die spanischen Kämpfe von 778 abfertigt, haben wir schon oben

bemerkt; die frühern Kriege Pippin's gegen die Araber finden gar keine Erwähnung; die Marschroute Karl's wird nur durch ihren Endpunkt Pampeluna bezeichnet; über die Straße des zweiten Heertheils erfahren wir nicht eine Sylbe. Scheinbar etwas besser steht es in diesen Beziehungen bei dem italienischen Feldzug von 773, wo ganz genau berichtet wird, daß Karl in Genf seine Heeresmassen theilt, mit einer Schaar persönlich den Mont Cenis überschreitet, mit einer andern seinen Oheim über den großen Bernhard vorgehen läßt. Anerkennend bemerkt dann Ranke, wie der alte Annalist die Umgehung der langobardischen Klausen durch eine seitwärts über die Berge entsandte Schaar klar stellt, während der spätere Bearbeiter sich statt dessen mit einer allgemeinen inhaltlosen Redewendung begnügt. Leider müssen wir eines andern Umstandes wegen dieses Lob in sein Gegentheil verkehren. Jene Klausen lagen am Ausgang des Thales von Susa, im letzten Engpaß der Straße des Mont Cenis. Wenn nun des Königs Oheim den großen Bernhard überstiegen hatte, so mußte er durch das Thal von Ivrea in die piemontesische Ebene und damit den Klausen bei Susa in den Rücken gelangen. Unser Annalist aber läßt den Oheim nebst seinen Truppen noch vor den Klausen sich mit dem Könige vereinigen; er gibt ihm also Flügel oder Luftschiffe, um aus dem Passe des Bernhard quer über zwei Alpenketten hinüber in das Thal von Susa zu gelangen und dann ebenso wie der König durch die feindlichen Schanzen im Marsche aufgehalten zu werden. Es ist deutlich, daß ein solcher Bericht für die Erkenntniß des Feldzugs überhaupt unbrauchbar ist.

Es müßte [illegible] w[illegible] [illegible]gegangen sein,

wenn ein im Vertrauen des Königs hochstehender Mann in dessen Auftrag die gewaltigen Kriege in dieser Weise beschrieben hätte. Im Gegentheil entsprechen unsere Wahrnehmungen durchaus der Pertz'schen Annahme, daß unsere Jahrbücher im Kloster Lorsch entstanden sind. Der Umstand, daß der Verfasser bei aller Unzulänglichkeit in Sachsen doch immer so viel besser Bescheid weiß als in den Alpen und Pyrenäen, unerklärlich bei einem einflußreichen Rathgeber des Königs, liegt für einen Lorscher Mönch in der Natur der Dinge. Mehrmals wurde der sächsische Feldzug von Worms aus begonnen; dann wurde nothwendig Lorsch durch die Truppenmärsche berührt; ohne Zweifel stellte das Kloster selbst bewaffnete Mannschaft zum Heere, und ausdrücklich wird bezeugt, daß auch viele Geistliche die Schaaren begleiteten. Nun sind es, wie wir sehen, durchgängig Wahrnehmungen eines Kriegers oder Klerikers in untergeordneter Stellung, welche der Annalist aus den Sachsenkriegen mittheilt, und wo einmal, wie bei den Kämpfen von 783 bis 785, die Erzählung einen höhern Standpunkt gewinnt und von den Erwägungen und Beschlüssen der leitenden Kreise Notiz hat, da sind jedesmal diese Dinge auf einem Convente oder Reichstage zu Worms verhandelt worden, also nur zwei Meilen von Lorsch entfernt, in einer Versammlung, zu der bekanntlich nicht bloß die berathenden Großen selbst, sondern auch deren Genossen und Begleiter Zutritt hatten, bei welcher zuhörendes Volk nach germanischem Brauche einen „Umstand" bildete. Hier also hatte ein Lorscher Mönch bequeme Gelegenheit, über einzelne wichtige Momente des abgelaufenen oder bevorstehenden Feldzugs ganz gute Kunde zu gewinnen. Leider haben wir uns ugen müssen, in wie bescheidenem Maße der Annalist diese

Möglichkeit benutzt hat, und da für unsere Kenntniß der Sachsenkriege seine Berichte mit den Zusätzen des Bearbeiters so ziemlich die einzige Quelle bilden, so werden wir wohl für immer auf eine wirkliche Geschichte dieser Epoche machenden Kämpfe verzichten müssen, eine in Zeit und Raum festgestellte Darlegung meine ich der Zwecke und Mittel ihrer militärischen Operationen. Wir bleiben durchaus beschränkt auf die allgemeinsten Umrisse und einzelne episodische Vorfälle: was in den modernen Darstellungen darüber weiter vorgebracht wird, fällt ganz und gar in das Gebiet subjectiver, oft sehr willkürlicher Vermuthung. Das Einzige, was sich über die Methode in Karl's Kriegführung mit einiger Sicherheit aus den Quellen entnehmen läßt, ist in der ersten Hälfte seiner Regierung die kühne Schnelligkeit, mit der er, oft an der Spitze geringer Streitkräfte, den Gegner überrascht und niederschlägt, während in der spätern Zeit ein beinahe entgegengesetztes Verfahren Platz greift, die Ansammlung nämlich einer schlechthin erdrückenden Uebermacht, die von mehreren Seiten her das feindliche Land überfluthet und jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand erstickt.

Haben wir hiernach die Kriegsgeschichte nicht als eine starke Seite des Annalisten erfunden, so bleibt uns noch zu untersuchen, in wie weit er sich als kundigen und erfahrenen Staatsmann in den großen Angelegenheiten der innern und auswärtigen Politik erweist.

Ich will kein besonderes Gewicht auf seine Angaben über die Regierung König Pippin's legen; man könnte sagen, daß der Zeitgenosse Karl's des Großen sein ganzes Interesse auf dessen glorreiche Regierung gesammelt und, unbeschadet der Autorität seiner spätern Nachrichten, die Thaten des Vorgängers

nur einleitungsweise, kurz und vielleicht etwas oberflächlich zusammengestellt hätte. Verwunderlich aber müßte es, dies alles eingeräumt, immer doch erscheinen, wenn gerade ein geistlicher Minister oder Kabinetsrath Karl's, wie man uns den Verfasser schildert, nicht ein Wort von der unendlich folgenreichen Kirchenpolitik Pippin's, von der Thätigkeit des heiligen Bonifaz, der Restitution der Kirchengüter, den beginnenden Beziehungen zum römischen Stuhle erzählt hätte. Wie sonderbar, daß einem solchen Manne kein Wort aus den diplomatischen Verhandlungen mit dem Bagdader Chalifat über die spanischen Wirren, daß ihm aus dem Gesandtschaftsverkehr mit Konstantinopel nur die theologische Disputation mit griechischen Priestern zu Gentilly bekannt geworden wäre. Und vollends, wie soll man sich es erklären, daß ein Staatsmann, der in höherem Auftrag die Geschichte seines Landes schreibt, die Thronbesteigung König Pippin's, des Vaters und Vorgängers seines Monarchen, um zwei oder drei Jahre falsch datirt, sie in das Jahr 749, statt 751 oder 752 setzt?

Aber auch in der Zeit Karl's des Großen sind und bleiben ihm die diplomatischen Verhandlungen mit einer einzigen Ausnahme ein unbekanntes Land. Man weiß, daß Karl in seinem Archiv seine Correspondenz mit dem römischen Stuhl bewahrte, daß er 791 eine Abschrift der päpstlichen Briefe und Depeschen zusammenstellen ließ und sie dadurch auf die Nachwelt brachte. Es gab auf der Welt für Karl's Regierung kein wichtigeres Verhältniß als dieses: unser Annalist aber, angeblich ein geistlicher Magnat oder Hofherr, hat für seine Geschichte niemals ein Blatt aus jenen Documenten vor Augen gehabt; er weiß [...]pt nichts Näheres über die italienischen Beziehungen

seiner Regierung, obgleich der Gang der Weltgeschichte seitdem durch dieselben bestimmt worden ist. Unbekannt ist ihm Pippin's Schenkung mittelitalischer Landschaften an den Papst und deren Wiederholung durch Karl; unbekannt die Unterhandlung der Königin Bertha mit Desider 770 und die diplomatische Vorbereitung des Feldzugs von 773, unbekannt die langjährigen Querelen des Papstes und des Königs über Ravenna und Spoleto, unbekannt die wechselnden Beziehungen Karl's und des Papstes zu Byzanz in den ersten achtziger Jahren. Kurz, besäßen wir nicht die päpstlichen Briefe und Biographien, so wüßten wir von Karl's italienischen Thaten und Sorgen in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung nichts weiter, als daß er nach Antrag des Papstes Langobardien erobert, dann einige Male dortige Rebellen und Verschworene besiegt habe und gelegentlich nach Rom gezogen sei, um an den Gräbern der Apostel seine Andacht zu verrichten, alles Dinge, die im Kloster Lorsch ebenso wie im königlichen Kabinet bekannt sein konnten. Aber auch auf näheren Gebieten als den italienischen zeigt sich der gleiche Standpunkt des Annalisten. Ueber die einzelnen Unterwerfungsverträge der sächsischen Stämme und deren Inhalt und Bedingungen erhalten wir gar keine oder nur höchst unvollständige Kunde. Von den innern Einrichtungen in Sachsen, wie die Capitularien sie uns zeigen, ist keine Rede, nicht einmal, was doch einen geistlichen Staatsmann besonders hätte interessiren müssen, von der allmählichen Organisation der Missionsbezirke. Als 782 im Hauptquartier zu Lippspringe dänische und avarische Gesandte erscheinen, meldet der Annalist zwar die Ankunft dieser barbarisch auffallenden Gestalten, aber von dem Inhalt ihrer Verhandlungen weiß er nicht ein Wort

zu erzählen. Man sage nicht, daß ich mit diesen Ausstellungen übertriebene Anforderungen an einen Chronisten des 8. Jahrhunderts stelle: meine Meinung geht im Gegentheil stets dahin, daß wir es gerade mit einem solchen Chronisten und nur nicht mit einer amtlichen Geschichtschreibung Karl's des Großen zu thun haben.

Indessen erwähnte ich schon vorher eine Ausnahme, einen Fall, in dem unser Autor über ganz intime Verhandlungen genauen Bericht erstattet und mithin den höchsten Kreisen der karolingischen Staatsmänner angehört haben soll: stets wie billig vorausgesetzt, daß er wirklich und redlich nur erzählt, was er aus guter Quelle weiß, und nicht etwa was das Gerücht oder die eigene Phantasie ihm geliefert haben möchte. Es handelt sich um die Unternehmungen Karl's gegen Benevent und Baiern, 786 ff.: niemand, bemerkt Ranke, konnte darüber so gute Nachrichten mittheilen, der nicht dem Rathe des Kaisers nahestand. Diesen Bericht also des Annalisten werden wir zum Abschlusse unserer Untersuchung noch etwas näher in das Auge zu fassen haben.

Seit dem Sturze des Langobardenkönigs war dessen Schwiegersohn, Herzog Arichis von Benevent, als Beherrscher von beinahe ganz Unteritalien unabhängig geblieben, Dank der geographischen Lage seines Landes und der starken Beschäftigung Karl's durch die Sachsenkämpfe. Er hütete sich, den mächtigen Nachbarn durch offene Feindseligkeit zu reizen, unterhielt aber Verbindung bald mit mißvergnügten Großen des mittlern und obern Italiens, bald mit seinem nach Byzanz geflüchteten Schwager Adelchis und der griechischen Regierung und lag in stetem Hader mit dem Papste, der auf eine große Zahl bene-

ventanischer Patrimonien Anspruch machte. Nun war durch den Feldzug von 785 die Unterwerfung von ganz Sachsen vollendet, und als der König, sagt unser Annalist 786, ringsum Frieden im Reiche sah, beschloß er, in Rom bei den Apostelschwellen zu beten, die italienischen Angelegenheiten zu ordnen und mit den Gesandten des griechischen Kaisers eine Zusammenkunft zu haben. Welche Absicht bei dieser Neuordnung Italiens vorwog, erklärt der spätere Ueberarbeiter gleich an dieser Stelle, eben die Eroberung von Benevent; auch muß Karl diese Absicht nicht besonders geheim gehalten haben, denn kaum war er 787 in Rom angelangt, so meldete sich, berichtet wieder der ältere Annalist, der Sohn des Herzogs, Romuald, um im Namen des Vaters um Schonung zu bitten, Geschenke zu überreichen, Gehorsam gegen jeden Befehl des Königs zu versprechen*). Auf Betreiben aber des Papstes und der fränkischen Großen wies Karl sein Gesuch zurück und rückte vor nach Capua. Unser Gewährsmann erzählt dann weiter: „in Capua erschien der zweite Sohn des Herzogs, Grimoald, mit erneuten Bitten und kostbaren Geschenken. Der König mit seinen Bischöfen und Großen erwog, daß durch einen Krieg das Land verwüstet und viele Kirchen und Klöster zerstört werden würden, empfing die Geschenke, ließ sich Geißeln stellen und nahm die Eide des Herzogs und der Beneventaner entgegen. Als er darauf nach Rom zurückgekehrt war, kamen zwei Gesandte des Baiernherzogs Tassilo, Erzbischof Arn von Salzburg und Abt Hunrich von

---

*) Einleuchtend ist Abel's Bemerkung, daß hieraus!, wie aus der vorausgegangenen umfassenden Heeresrüstung, ein sicherer Beweis für die Richtigkeit der Angabe des Ueberarbeiters folgt, Karl habe von Hause aus die Eroberung Benevents beabsichtigt.

Mondsee, zum Papste, welche diesen um Friedensvermittlung zwischen dem König und dem Herzog angehen sollten. Der Papst machte mehrere Versuche dieser Art (multum se interponens) und stellte verschiedene Anträge beim König. Der König antwortete, er habe längst den Frieden gewollt, aber leider vergeblich erstrebt, und sei bereit, ihn auf der Stelle mit den Gesandten zu verhandeln und abzuschließen. Als darauf aber die Gesandten erklärten, hierzu keine Vollmacht zu haben, da ergrimmte der Papst über ihren Wankelmuth und ihre Lügenhaftigkeit und drohte dem Herzog und dessen Sinnesgenossen mit dem Banne, falls er nicht alle Eide, die er den Frankenkönigen geleistet, gewissenhaft befolge. Er befahl den Gesandten, dem Herzog zu erklären, wenn er nicht in jeglichen Stücken dem Könige Gehorsam leiste, so würde die Verantwortung für allen Jammer des Krieges auf des Herzogs Haupt fallen und Karl ohne Schuld sein. Damit wurden die Gesandten verabschiedet."

Absichtlich habe ich die Stelle in genauer, fast wörtlicher Uebersetzung eingeschaltet. Es ist ganz richtig, daß sie viel tiefer in die politische Verhandlung einführt, als wir es sonst bei dem Annalisten gewohnt sind, obwohl auch hier an vollständiger Klarheit gar manches fehlt. Warum der König in Capua plötzlich innehält und den beabsichtigten Angriff auf Benevent aufgibt, erfahren wir nicht, da der angegebene Grund doch nur als schöner Vorwand gelten kann. Von der griechischen Unterhandlung, welche der Annalist früher angekündigt hat, weiß er nichts zu berichten. Bei der baierischen Verhandlung läßt er die eigentlich wesentlichen Punkte unberührt, die Umstände, welche Tassilo

zu der Gesandtschaft bewogen, den Inhalt der päpstlichen Vermittlungsanträge, die Bestimmungen des von dem Könige vorgeschlagenen Friedensvertrags. Immerhin aber bleibt trotz aller Lücken die Thatsache bestehen, daß der Bericht über diese Unterhandlung nach Substanz und Farbe sich vor allen andern Stücken unserer Jahrbücher hervorhebt. Der Unterschied ist so schlagend, daß W. v. Giesebrecht an dieser Stelle die Geburtsstätte des ganzen Annalenwerks zu finden glaubt. Tassilo's Katastrophe im Jahre 788, bis zu welchem Zeitpunkte der alte Lorscher Codex die Erzählung fortsetzte, habe dem Könige Anlaß gegeben — so führt Giesebrecht aus — eine Geschichte seiner Regierung unter dem Gesichtspunkte einer Motivirung der gegen Tassilo ergriffenen Maßregeln zu wünschen; durch einen völlig eingeweihten Mann sei dieselbe abgefaßt und bald darauf nach Lorsch zur Information des Klosters mitgetheilt worden, weil dort Tassilo eine Zeit lang eingesperrt war. Daher die besondere Ausführlichkeit und Genauigkeit der Angaben über 787, welche dann sich bei der Erzählung von Baierns Bezwingung und 788 von Tassilo's Verurtheilung fortsetzt. Von dieser ersten Wahrnehmung geleitet, entdeckt dann Giesebrecht weiter *), daß auch in den frühern Abschnitten der Annalen das Verhältniß des fränkischen Hofes zu Baiern das eigentliche Hauptthema bilde und genauer als jedes andere verfolgt und dargestellt werde, die Einsetzung Tassilo's als Herzog von Baiern 748 durch Pippin per beneficium, sein nachmaliger Vasalleneid 757 in Compiègne, sein Abfall 763 beim aquitanischen Feldzug, seine wiederholte Huldigung 781 in Folge einer vom

*) [illegible]

König und Papste an ihn gerichteten Aufforderung und endlich nach erneuertem Bruche die letzte römische Verhandlung. Wie oft nun auch, sagt Giesebrecht, der Annalist inmitten von andern Dingen erzählt, nicht von fern werden sie mit der Sorgfalt und dem persönlichen Interesse dargestellt wie die baierischen Angelegenheiten; die Hinweisung auf Tassilo's Lehnseid und die Folgen desselben hält gleichsam die ganze Erzählung zusammen, wie der Refrain die Strophen eines Liedes.

So weit ich sehe, würde ein sächsischer Patriot mit gleichem, wenn nicht besserem Grunde die Sachsenkriege als den zusammenhaltenden Refrain unserer Annalen erweisen können. Sie nehmen einen erheblich breitern Raum in der Darstellung ein, und wenn, wie wir sahen, der Bericht sich auf die Erzählung der offenkundigsten Momente beschränkt, immer hat er, so weit wir wissen, nicht so erhebliche Lücken wie die Aufzählung der baierischen Ereignisse. Ich denke hier nicht bloß an die beim Jahre 787 erwähnten Mängel, sondern in gleichem Sinne auch an die vorausgegangenen Begebenheiten. In der Reihe der letztern fehlt in dem Berichte des Annalisten 756 die Betheiligung Tassilo's an dem italienischen Feldzug (Fredeg. cont. c. 121), 760 Tassilo's Gesuch um Vermittlung beim Papste (Cod. Carol.), 769 die Versöhnung Tassilo's mit Karl durch den Abt Sturm von Fulda (vita Sturm.), 785 der Angriff eines fränkischen Herzogs Rodbert auf die Baiern in Bozen (Ann. S. Emmerami). Ich sollte denken, daß alle diese Dinge nicht wohl in einer geschichtlichen Erörterung hätten vergessen werden können, für welche das Verhältniß Tassilo's zum fränkischen Reiche die wesentliche Aufgabe und den letzten Zweck bildete. Freilich, die ausgelassenen Angaben sind sämmtlich der Art, daß sie mehr

zu Tassilo's Gunsten sprechen, während alle von dem Annalisten angeführten Thatsachen in einer Anklageakte gegen den Herzog figuriren konnten. Und so kämen wir vielleicht, trotz alledem und alledem, schließlich doch wieder auf die Vermuthung einer höfischen und officiösen, wenn nicht officiellen Geschichtschreibung zurück?

Ich glaube, daß die Sache viel einfacher liegt. Denn gerade an dieser Stelle hat uns der Annalist selbst die Quelle seiner gesammten Wissenschaft über Tassilo mit aller wünschenswerthen Offenheit enthüllt, und sogleich wird man sehen, wie es um seine Nähe zum königlichen Rathe stand, und weshalb alle seine Mittheilungen über Tassilo sich wie Artikel einer Anklageakte ausnehmen. Nämlich, gleich nachdem er, wie oben wiederholt, die Entlassung der baierischen Gesandten aus Rom berichtet hat, erzählt er, daß Karl nach Deutschland zurückgekehrt, zu Worms in großen Freuden mit seiner Gemahlin Fastrada zusammengetroffen sei und dann in dieselbe Stadt einen Reichstag berufen habe. Dort meldete der König, heißt es nun weiter, seinen Priestern und andern Herren alles, was auf der Reise verrichtet worden war, und als er an den Punkt gekommen war, daß er alles über Tassilo auseinandergesetzt hatte, wie es eben geschehen war, so sah derselbe König vor, daß Boten an Tassilo geschickt würden mit Befehl, daß er alles nach dem Geheiß des Papstes vollbringe, wie es Rechtens war, nämlich daß er nach seinem beschworenen Versprechen sich persönlich dem König stelle und Huld und Gehorsam leiste. Also der ganzen Reichsversammlung, seinen Priestern und Edlen, hat der König alles, was mit Tassilo geschehen, auseinandergesetzt, alle Eidschwüre und Eidbrüche desselben, und so auch

die letzte römische Verhandlung und die Befehle des Papstes. So hat er gethan in Worms, zwei Meilen weit von Lorsch, und daß hier unter seinen Priestern auch Abt Richbodo von Lorsch anwesend war, vielleicht begleitet von einigen seiner Mönche, wer wollte es bezweifeln? Schwerlich möchte es denkbar sein, mit größerer Sicherheit als in diesem Falle die Provenienz eines annalistischen Berichtes nachzuweisen. Es ist derselbe Fall, den wir bei der Kriegsgeschichte beobachtet haben: was eine große Rathsversammlung in Worms verhandelte, blieb in dem dicht benachbarten Lorsch kein Geheimniß. Um die uns überlieferte Kunde von Tassilo's römischer Gesandtschaft zu haben, brauchte man demnach nicht dem königlichen Rathe nahe zu stehen, sondern nur ein Lorscher Kleriker zu sein und in jenen Sommertagen zur Wormser Versammlung hinüber zu wandern.

Bekanntlich folgte Tassilo jener Ladung nicht; der Annalist erzählt darauf, was wieder kein Kabinetsgeheimniß war, daß Karl drei Heere von Norden, Westen und Süden gegen Baiern vorgehen ließ und Tassilo durch den Abfall seines Adels ohne Kampf zur Unterwerfung genöthigt wurde. Der Herzog beruhigte sich aber dabei nicht, sondern bereitete im Stillen eine große Erhebung gegen Karl vor. Als er dann wie die andern Großen des Reiches im Juli 788 auf dem Reichstag zu Ingelheim erschien, wurde er auf die peinliche Anklage einiger baierischer Getreuen in Haft genommen und vor dem Reichstage ein Prozeßverfahren gegen ihn eröffnet. Für unsern Annalisten ist es bezeichnend, daß er über Tassilo's vorausgegangene Umtriebe nur die Momente zu berichten weiß, welche in den Pro[illegible]dlungen vorgekommen sind. Es wird also sein Abt,

und mit demselben vielleicht auch der Erzähler selbst, ebenso in diesem Jahre zu Ingelheim sich eingefunden haben wie im vorigen zu Worms. Noch möchte ich darauf hinweisen, daß unsere Lorscher Klosterchroniken, die Annales Laureshamenses und Nazariani über Tassilo's Katastrophe mehrere wesentliche Angaben liefern, welche dem Verfasser der Reichsannalen fehlen; mögen sie dieselben nun gleich 788 in Ingelheim oder später von dem zuletzt in Lorsch inhaftirten Tassilo erfahren haben: immer zeigt sich auch hierin wieder, daß es nicht nöthig war, ein hochstehender Staatsmann zu sein, um die uns überlieferten Notizen über den Sturz des baierischen Fürsten zu erhalten.

Wenn nach diesen Erörterungen der Inhalt des Laurissenses auf jeder Seite sich als gutes Lorscher Klostergewächs herausstellt, wenn ihre Angaben über die fernen Kriege ganz unzulänglich, ihre Berichte über die sächsischen Feldzüge lediglich Beobachtungen an niederer Stelle sind, wenn alle ihre tiefer eingehenden Mittheilungen ohne Ausnahme sich als erlernt bei den öffentlichen Verhandlungen Wormser Reichstage erweisen, wenn endlich die behauptete höfische Zurückhaltung des Autors sich bei näherer Prüfung als nicht vorhanden zeigt: dann wird man Anstand nehmen müssen, diese Jahrbücher als Erzeugniß einer angeblichen Hofannalistik ferner aufzuführen, und wir dürfen schließen, daß damit der einzige Beweis für die Existenz einer amtlichen Reichsgeschichte unter Karl dem Großen weggefallen ist. Erst der Glaube, daß den Laurissenses ein solcher Charakter zukomme, hat, wie wir oben sahen, zu allen weitern Vermuthungen in dieser Richtung den Ausgangspunkt geliefert; mit dem Verschwinden dieser Voraussetzung fallen die Folgerungen von selbst. So lange nicht neue und stärkere Beweise

für die vermuthetete Hofannalistik beigebracht werden, kann als geschichtlicher Thatsache von ihr keine Rede mehr sein.

Allerdings halte ich es für sehr möglich, daß ein so lange gepflegtes und geliebtes Thema nicht sogleich aus unserer Literatur verschwinden wird. Es liegt so nahe, jetzt zu erklären, es sei auch ohne specielle Beweise undenkbar an sich selbst, daß ein Herrscher wie Karl der Große unempfindlich für den Nachruhm gewesen, daß er nicht durch positive Anregung für das Fortleben desselben gesorgt habe: es müsse geschehen sein, also sei es geschehen, und es gelte nun, die Spuren davon aufzusuchen. Schwerlich aber würde ein solches Verfahren kritische Geschichte zu nennen sein, und vor allem erschiene es bei der Erforschung solcher Perioden, wo unser Quellenstoff so dürftig wie in der karolingischen ist, eben deshalb vielleicht verlockend, sicher aber doppelt trügerisch und schädlich. Wenn wir dort sichere Kenntniß erstreben, so ist die erste Forderung die, daß wir in keinem Augenblicke aufhören, der engen Begrenzung unserer Mittel eingedenk zu bleiben. Nach den Vermuthungen, die ich zu beleuchten versucht, hat man Karl den Großen zum schöpferischen Mittelpunkte, wie anderer Studien, so auch der aufblühenden Geschichtschreibung gemacht. Nach dem wirklich vorhandenen Material zeigt sich keine Spur, daß er auch nur einen Augenblick sein Interesse auf geschichtliche Aufzeichnungen gerichtet hätte. Mag er nun über den militärischen, politischen, kirchlichen, astronomischen Arbeiten des Tages an die Belehrung der Nachwelt nicht gedacht, mag er der Fortdauer seines Namens durch seine Thaten sich versichert gefühlt, oder, ohne Bewußtsein von dem Unterschied von Geschichte und Sage, von der letztern dieselbe Verherrlichung wie

jene Ermenrich's und Dietrich's erwartet haben: so viel ist sicher, daß unsere Quellen uns keinen Anhalt geben, dem großen Herrscher historischen Sinn zuzuschreiben. Es scheint kein unerheblicher Zug in seinem Bilde, den wir hiermit von einer modernen Verputzung befreit haben.

Die karolingischen Annalen.

Replik.



In meiner Abhandlung über die fränkischen Annalen des 8. Jahrhunderts habe ich nachzuweisen gesucht, daß die von Pertz als größere Lorscher Annalen bezeichneten Jahrbücher, 741 bis 788, in der That diesem Kloster angehören, und nicht, wie nach Ranke seither allgemein geglaubt wurde, in amtlichem Auftrage am Hofe des Königs oder doch von einem hochstehenden Staatsmanne verfaßt worden sind. Ich habe daran den weiteren Satz geknüpft, daß für die Existenz einer amtlichen Annalistik während der ganzen Regierungszeit Karl's des Großen überhaupt kein Zeugniß vorliegt, daß im Gegentheil Einhard's Erklärung in seiner Biographie des Kaisers dieselbe positiv in Abrede stellt. Uebrigens bemerkte ich, daß ich bei der langen und weiten Verbreitung der entgegenstehenden Auffassung mir nicht schmeichle, den Glauben an eine karolingische Hofannalistik sofort verschwinden zu sehen, so wenig historische Begründung sie auch habe.

Diese Voraussicht hat sich rasch bestätigt. Bernhard Simson, seit Jahren mit der Durchforschung unserer Annalen beschäftigt und in die bisherige Vorstellung eingelebt, kann sich von dem gewohnten Gedankenkreise noch nicht trennen und stellt meiner Kritik desselben eine entschiedene Verwahrung entgegen (Forschungen zur deutschen Geschichte 20, 205). Allerdings, manches

will er mir einräumen, ungefähr alles was ich über die Lorscher Annalen ersten Theiles bis 788 sage. Denn was er hierbei kritisirend bemerkt, ändert an dem Resultate der Untersuchung nichts; es sind kleine Detailcorrecturen, in denen sich die unerläßliche Ueberlegenheit des Recensenten über den Recensirten zu manifestiren hat. Gegen dieses herkömmliche Verhältniß habe ich natürlich nichts einzuwenden, wenn ich auch nach menschlicher Schwäche hier und da glaube, daß der Irrthum auf der Seite des Herrn Recensenten liegt: ich gehe also auf diese Specialien hier nicht näher ein, sondern wende mich, Simson's Beispiel folgend, sofort zu seinem Haupteinwande gegen meine zweite Behauptung, gegen den Satz, daß zu Karl's des Großen Zeiten eine amtliche Hofannalistik nicht existirt habe. Simson findet, daß ich zwar dem ersten Theile der Annalen eine eingehende Untersuchung gewidmet und diesem die Eigenschaft höfischer Geschichtschreibung bestritten habe: nun aber habe Karl der Große nicht bloß bis 788, sondern bis 814 gelebt, und da auch über diesen zweiten Abschnitt seiner Regierung ein Annalenwerk vorliege, so sei es meine Pflicht gewesen, dieses gleichfalls einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Bei dieser Sachlage springe die Incongruenz zwischen meiner Thesis und dem für sie erforderlichen Beweismaterial in die Augen. Stehe es vor 788 wie es wolle, der zweite Theil der Annalen, 788 (oder doch 796) bis 814, erweise sich durch seinen Inhalt „augenscheinlich", wie Giesebrecht mit vollstem Recht sage, als entstanden am königlichen Hofe; es habe also damals eine amtliche Historiographie gegeben, und wenn Einhard erkläre, keine Aufzeichnungen über die Geschichte Karl's zu kennen, so sei das eben nur eine Phrase, die man nicht genau beim Worte

nehmen dürfe. Wir halten also, schließt er, an dem Rechte fest, wenigstens einen Theil der Laurissenses als Hofannalen zu betrachten.

Also weil uns, den Gelehrten des 19. Jahrhunderts, diese Annalen den Eindruck einer officiellen Arbeit machen, deshalb ist Einhard's Zeugniß als leere Phrase oder ungeschickt im Ausdruck abzuweisen. Von vornherein würde mir den Grundsätzen der historischen Kritik besser entsprechend der umgekehrte Schluß erscheinen: weil meine Auffassung der Annalen mit Einhard's Ausspruch unverträglich ist, muß sie irrthümlich sein. Schon hiernach kann ich eine Pflicht nicht anerkennen, wie sie Simson mir zuschieben will, bin aber seinen Zweifeln gegenüber gern bereit, die Gründe näher anzugeben, weshalb ich eine Discussion der Jahrbücher von 788 bis 814 für überflüssig erachtet habe, und damit auch das Ergebniß einer solchen Discussion in möglichster Kürze vorzulegen.

Aus Einhard's Worten hatte ich gefolgert, daß bis zu Karl's Tode am Hofe desselben keine amtliche Geschichtschreibung stattgefunden habe. Nun ist doch deutlich, daß gegen diesen Satz kein Geschichtswerk in das Feld geführt werden kann, welches erst nach Karl's Tod zu Papier gebracht worden ist. Und eben in diesem Falle ist nachweislich der von Simson gepriesene zweite Abschnitt der Laurissenses, wenn nicht ganz, so doch zu großem Theile. Daß der Verfasser nicht streng annalistisch verfährt, ich meine, daß er die Ereignisse jedes Jahres nicht überall während desselben aufzeichnet, zeigt schon seine Erzählung zum Jahre 807, wo er an zwei Stellen Vorkommnisse des vorausgegangenen Jahres nachholt. Zum Jahre 808 [illegible]n dieser Zeit war Vorstand der römischen

Kirche Papst Leo III. Es ist „augenscheinlich", daß diese Worte nicht zu Lebzeiten Leo's geschrieben sein können, wie dies auch Giesebrecht anerkennt; Leo ist aber erst 816, zwei Jahre nach Kaiser Karl gestorben, und folglich ist auch dieser Theil der Annalen erst nach Karl's Tod geschrieben worden. Es ist also physisch unmöglich, mit der Existenz dieser Annalen die Existenz einer amtlichen Historiographie unter Karl's Regierung nachzuweisen.

Diese Thatsache war längst bemerkt. Giesebrecht, der ebenfalls den amtlichen oder doch höfischen Ursprung der Annalen annahm, fand sich mit ihr ab durch die Einrede, daß die fraglichen Worte ein späterer Zusatz sein müßten, da sonst die Gleichzeitigkeit durch die häufigen Wendungen hoc anno, illo anno, illo tempore feststehe. Dieser Schluß aber ist offenbar mißlich auf beiden Seiten. Auch ein später schreibender Autor kann unter der Ueberschrift eines Jahres sagen, daß „in diesem Jahre" dies und jenes geschehen sei, und andrerseits ist es unmöglich, einen Satz, der in allen Handschriften vorkommt und der auch in dem Zusammenhange der Erzählung an seiner Stelle schlechthin unentbehrlich ist, als späteres Einschiebsel auszumerzen. Simson fühlt dies selbst und nennt die Aussonderung einen bedenklichen Nothbehelf; anstatt aber die unabweisliche Folgerung daraus zu ziehen, beruhigt er sich mit dem Nachsatze: „im allgemeinen" aber mache der betreffende Abschnitt der Laurissenses „allerdings" „durchaus" „den Eindruck" der Gleichzeitigkeit. Es ist, wie wir sehen, allerdings und durchaus wieder der Eindruck, der subjective Eindruck, der es bei ihm über die trockene historische Thatsache davonträgt.

Ich könnte, dünkt mich, hiermit schließen, nachdem das

einzige von ihm angeführte Zeugniß der angeblichen Hosanna-listik unter Karl dem Großen sich als Hervorbringung einer späteren Zeit ausgewiesen hat. Aber es ist mir völlig genehm, ihm weiter auf seinem eignen Boden zu folgen: vielleicht bringt die Erörterung noch einen oder den andern Punkt von allgemeinerer Bedeutung zur Sprache. Angenommen also einmal, for the sake of argument, dieser Abschnitt der Laurissenses sei gleichzeitig mit den Ereignissen geschrieben, wie steht es um seinen höfischen Ursprung?

Simson gesteht zu, daß kein ausdrückliches Zeugniß dafür vorliegt, glaubt aber, der Inhalt könne ein solches „bis zu einem gewissen Grade" ersetzen. Derselbe weise, wenigstens seit 797, in jeder Beziehung auf Ursprung am Hofe, und schlechterdings nichts spreche für Entstehung in einem Kloster. Was die letzte Wendung betrifft, so habe ich schon früher anerkannt, daß Pertz's Gründe für Lorsch nicht gerade zwingend sind; nimmt man aber Lorsch für die Geburtsstätte des ersten Abschnittes an, so scheint es wenigstens erlaubt, dabei auch für die Fortsetzung bis zum Erscheinen greifbarer Gegengründe zu bleiben. Für den höfischen Ursprung citirt nun Simson folgende Momente: die namentliche Aufführung der Gesandten, die Karl abordnete oder empfing, die fast komisch genauen Angaben über den von Harun Arraschid geschenkten Elephanten, die ausführliche Beschreibung der von dem Chalifen übersandten Wasseruhr und sonstigen Geschenke, die Namenliste der Magnaten, welche dem fränkisch-dänischen Friedensschlusse assistirt haben, die Notiz des späteren Ueberarbeiters, daß die Zahl der gegen die Abodriten gefallenen Sachsen von einem beim Kampfe betheiligten Königsboten angegeben worden: dies alles, meint er,

könne nur ein am Hofe lebender Schreiber so genau erkundet haben. Ich frage dagegen: welche dieser Einzelheiten hindert die Annahme, daß der zweite Abschnitt der Lorscher Annalen eben so wie der erste in Lorsch geschrieben sei? Lorsch war eins der reichsten und vornehmsten Klöster am Rhein; seine Aebte standen in der ersten Reihe der karolingischen Großen und waren ohne alle Frage anwesend bei den Synoden und Conventen des Reiches. Alle Wege zur historischen Belehrung waren hier geöffnet, und daß auch geschichtliches Interesse dort lebendig war, lehrt uns die Entstehung der Laureshamenses und Nazariani. Welche der eben wiederholten Notizen wären einem Lorscher Abte oder dessen wißbegierigen Begleitern unzugänglich gewesen? Die Laureshamenses lassen manche entfernter liegende Dinge unbeachtet, balearische, venetianische, dalmatinische Händel, die in den größeren Annalen zur Sprache kommen; über Ereignisse aber, die sie näher interessiren, sächsische, slawische, kirchliche Begebenheiten, wissen sie eingehender und unterrichtender zu reden als die sogenannten Reichsannalen: um so weniger finde ich einen erheblichen Grund, den letzteren einen höfischen Ursprung anzuweisen, wenn die ersteren ohne einen solchen sich so kenntnißreich zeigen können.

Man vergleiche z. B. die beiderseitigen Berichte über den römischen Aufstand gegen Leo III. Die angeblichen Reichsannalen berichten in kurzen Worten Leo's Blendung und Verstümmelung, seine Flucht nach Spoleto, seinen ehrenvollen Empfang in Paderborn, seine Rückkehr nach Rom. Wie die letztere trotz der siegreichen Empörung möglich gewesen, wird nicht gesagt. Im folgenden Jahre zieht dann Karl selbst nach Italien, wird mit großem Pompe von den Römern in die Stadt

eingeholt, verkündet nach sieben Tagen, weshalb er gekommen, und liegt dann diesen Geschäften ohne Unterlaß ob. Das Schwierigste unter denselben sei die Verhandlung über die dem Papste vorgeworfenen Verbrechen gewesen; da aber niemand Beweise dafür habe vorbringen wollen, so habe der Papst die Anklage durch einen Reinigungseid beseitigt. Es folgt dann die Kaiserkrönung: wenige Tage nachher läßt Karl die Aufrührer des vorigen Jahres vorführen; sie werden in gerichtlichem Verfahren zum Tode verurtheilt, aber auf die großherzige Verwendung des Papstes zum Exil begnadigt. Ganz anders lautet die Erzählung der Laureshamenses, hier unterstützt durch die kurzen Notizen der Annalen von St. Amand. Während die Reichsannalen den geblendeten Papst ohne weiteres nachher wieder als gesunden Mann handeln lassen, berichten die Laureshamenses, die Empörer hätten ihm Augen und Zunge ausreißen wollen, hätten es aber nach göttlichem Rathschluß nicht vollbringen können. Sie erläutern seine Rückkehr nach Rom durch die Angabe, daß Karl ihm aus Paderborn mehrere Königsboten mitgegeben; diese hätten den Papst ehrenvoll wieder eingesetzt und die Rädelsführer des Aufstandes dem Könige zugesandt, so daß dieselben, wie es Recht sei, seitdem im Exile lebten. Nun erst zieht Karl nach Rom, wo dann von einem weiteren Processe gegen die Empörer keine Rede mehr ist, sondern Karl die gegen den Papst sich erhebenden Anklagen untersucht, und nachdem er sie grundlos befunden, den Papst zum Reinigungseide zuläßt. Die Differenzen zwischen beiden Berichten liegen auf der Hand, und gerade bei der wichtigsten wird die Darstellung der Laureshamenses auf das bündigste durch das Papstbuch bestätigt, wo die Biographie Leo's III. die

Namen der Königsboten aufführt und ihr Wirken ganz wie der Lorscher Erzähler schildert. Wie soll sich hier die Annahme rechtfertigen, daß die Erzählung der Reichsannalen auf amtlichen Ursprung zurückzuführen, daß sie in der nächsten Umgebung des Kaisers entstanden sei?

Aber gehen wir weiter. Beweisen läßt es sich nicht, wie wir eben sahen, daß unsere Annalen ein Erzeugniß des kaiserlichen Hofes sind. Indessen wiederum angenommen einmal, for the sake of argument, ein am Hofe lebender Autor habe sie geschrieben: was würde daraus für ihren amtlichen Charakter, für die Authenticität und Autorität ihrer Nachrichten folgen? Wäre es denn so völlig undenkbar, daß irgend ein bescheidener und lernbegieriger Mann, irgend ein still umherschauender Klosterbruder, im Gefolge irgend eines Optimaten am Hofe verweilend, die ankommenden und abgehenden Gesandten erblickt, deren Namen sich gemerkt, den persischen Elephanten bewundert, das Bagdader Uhrwerk angestaunt, von den verschiedenen Kriegszügen kurze Notizen gesammelt hätte? — Denn Näheres über die letzteren hat er an keiner Stelle mitzutheilen, und jener Bericht des Missus über die gefallenen Sachsen zeigt sich als übertreibendes Geprahle. Wäre es also undenkbar, daß der Autor das Alles gethan, und doch nur ein namenloser Mönch gewesen wäre, niemals bemerkt von dem großen Kaiser, niemals von einem Großwürdenträger beauftragt, niemals von einem leitenden Staatsmann belehrt? In der That, wenn er uns nichts anderes und wichtigeres mitzutheilen weiß, als was Simson zu seiner Empfehlung anführt, so mag er immerhin im Königsschlosse gelebt haben, aber nimmermehr verräth uns seine Erzählung, daß er im Auftrage der Regierung geschrieben,

oder aus besonders guten Quellen geschöpft, nimmermehr, daß Kaiser Karl ein lebhaftes Interesse an der Historiographie gehabt und durch Anregung solcher Arbeiten für seinen Nachruhm Sorge getragen habe. Simson rügt es nun als eine sachlich unberechtigte Anforderung, daß ich von officiellen Reichsannalen die Enthüllung von Kabinetsgeheimnissen begehre, und wo dergleichen fehle, den officiellen Charakter des Buches nicht anerkennen wolle. Dergleichen, sagt er, sei eben nicht der Zweck dieser amtlichen Publication gewesen; es habe sich um eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Vorkommnisse ohne jedes raisonnirende Urtheil gehandelt, und diese Intention sei in unseren Annalen auf das beste verwirklicht worden. Ich muß ihn hier darauf aufmerksam machen, daß er mit dieser Erörterung wieder die Lage unserer Streitfrage gründlichst verschiebt. Wenn wir sonsther wüßten, daß Kaiser Karl einen kurzen Abriß der Zeitgeschichte zur Belehrung des Volkes anzufertigen befohlen hätte, so ließe es sich hören, die Laurissenses zweiten Theiles für dieses Lesebuch zu halten. Aber bekanntlich stehen wir ja nicht in dieser Position. Wir haben ein bestimmtes Zeugniß ersten Ranges, daß am kaiserlichen Hofe gleich nach Karl's Tod eine Geschichte seiner Regierung nicht vorhanden oder doch den einflußreichsten und gelehrtesten Freunden des Kaisers unbekannt war. Ein solches Zeugniß soll nun mit dem Inhalte der Laurissenses widerlegt werden; es soll trotz Einhard klar sein, daß dieser Inhalt nur unter amtlichen Auspicien hätte geliefert werden können. Da ist es denn doch, scheint mir, unleugbar, daß zur Herstellung dieses Beweises das fragliche Buch irgend welche Kunde enthalten müßte, die nicht auch jeder aufmerksame Privatmann erlangen konnte. Ist dies nicht der Fall, so bleibt

es eben bei Einhard's Erklärung und bei der aus derselben resultirenden Folgerung, daß es bei Karl's Lebzeiten eine amtliche Annalistik nicht gegeben habe. Und nun bitte ich, Simson's eigene Beschreibung unserer Annalen zu hören: „im Mittelpunkte der Darstellung steht der Herrscher. Es wird berichtet, wo derselbe sich aufgehalten, wo er die kirchlichen Feste verbrachte und die Reichstage versammelte, ferner von den Gesandtschaften, welche er abschickte oder empfing, von den Feldzügen, die in seinem Auftrage unternommen wurden. Diese Nachrichten bilden den Grundstock, zu dem gelegentlich noch andere über Todesfälle von Mitgliedern der kaiserlichen Familie, Himmelserscheinungen u. s. w. hinzutreten. Diese Aufgabe erscheint für Annalen richtig gestellt, und man wird auch gewiß nicht behaupten können, daß sie im vorliegenden Falle schlecht gelöst worden sei." Wie mir scheint, ist eine solche Definition etwas tautologischer Natur: Simson erschließt, wie er sagt, aus dem Inhalte der Jahrbücher ihren Zweck, und je richtiger er schließt, desto sicherer kann er erklären, daß der Inhalt dem Zwecke entspreche. [illegible]

aber vollständig in allem Wesentlichen, frei von Leidenschaft und Parteilichkeit zu verzeichnen und damit zugleich das Urtheil der Nachwelt zu bestimmen. Von diesem Schlage sind die uns vorliegenden Annalen wahrhaftig nicht, eben weil sie in der That nichts anderes enthalten, als was Simson von ihnen berichtet, und, setze ich hinzu, weil sie es in einer Weise vorbringen, die in jedem Zuge das Gegentheil einer officiellen Geschichtschreibung ist. Hierüber will ich mir noch einige Bemerkungen verstatten.

Giesebrecht spricht die Ansicht aus, daß der Abschnitt der Annalen von 796 bis 813 in besserem Stile und objectiverer Haltung als die früheren und späteren Partien derselben abgefaßt sei und nach der ganzen Schreibweise vielleicht von Einhard herrühren könne. Da ich, wie oben ausgeführt, eine spätere Abfassung desselben für unleugbar halte, würde Einhard's (früher geschriebene) Vorrede zu Karl's Leben dieser Vermuthung nicht formell im Wege stehen. Auch will ich einräumen, daß die einzelnen Sätze dieser Jahresgeschichten durchgängig in ähnlichem Latein stilisirt sind, wie es sich unter Einhard's Feder vorfindet. Aber ich möchte ein anderes zu bedenken geben. Man kann correcte lateinische Sätze schreiben, und ohne Zweifel doch noch nicht ein gebildeter Schriftsteller sein, nämlich ein Mann, der an den logischen Zusammenhang seiner Erzählung denkt und danach keine Wirkung ohne Angabe der Ursache erzählt, der eine innere Einheit seiner Composition vor Augen hat und danach das Darstellungsmaß für Wichtiges und Unwichtiges feststellt. Daß Einhard ein in diesem Sinne gebildeter Geist war, zeigt nicht bloß sein Leben Karl's, sondern seine Schriften sämmtlich, und ohne Bedenken stelle ich nun die

Behauptung hin, daß ein Autor dieser Art gar nicht mehr im Stande ist, in solcher Unbehülflichkeit und Lückenhaftigkeit zu schreiben wie unser Annalist. Wir bemerkten schon vorher, wie unbefangen dieser den Papst wieder aus Paderborn in das empörte Rom zurückreisen läßt, ohne ein Wort über die Vorkehrungen zu seiner Sicherheit zu verlieren. Er hat gesehen, was jeder Mensch in Paderborn sehen konnte, den feierlichen Einzug und Abzug des Papstes; um den Zusammenhang der Dinge hat er sich weiter nicht bekümmert. An einer andern Stelle meldet er, daß 797 Barcelona sich den Franken überliefert hat, und höchst sorglos erzählt er weiter zum Jahre 801, daß Barcelona nach zweijähriger Belagerung den Franken sich habe ergeben müssen. Aber nicht eine Sylbe erfahren wir über die Zwischenfälle, welche den neuen Kampf herbeigeführt haben. Eine gleiche Wahrnehmung machen wir bei der Geschichte Venetiens. Im Jahre 806, heißt es, kommen die Herzoge Willeri und Beatus, um Karl zu huldigen, welcher darauf die politische Organisation des Landes vollzieht. Dann im Jahre 809 landet eine griechische Flotte in Venetien; ihr Befehlshaber Paulus macht von dort einen Angriff auf Comacchio, wird jedoch zurückgeschlagen und sucht dann mit König Pippin zu unterhandeln; aber jene Herzoge wissen dies zu vereiteln und nöthigen durch ihre Feindseligkeit den Griechen zum Abzug. Man sollte denken, daß die Herzoge eine gute That gethan, indem sie den fremden Eroberer zur Flucht gezwungen: im folgenden Jahre 810 aber meldet der Annalist ohne irgend eine Erläuterung, daß König Pippin, über die Treulosigkeit der Herzoge entrüstet, Venetien angegriffen und erobert habe. Es läßt sich nun aus den zusammenhanglosen Sätzen ungefähr er-

rathen, wie die Dinge sich verlaufen haben: aber daß Einhard den Scharfsinn seiner Leser auf eine solche Probe gestellt, daß er nicht selbst das Bedürfniß empfunden hätte, den Causalnexus jener Thatsachen auszusprechen, das glaube ich unbedingt bestreiten zu müssen.

Wie Simson richtig bemerkt, bildet einen Haupttheil des Inhalts unserer Annalen die namentliche Aufführung der Gesandten, welche Karl abordnete oder empfing. Hätten nun, wie Simson annimmt, die Annalen officiellen Charakter, verfolgten sie die Aufgabe, ein gedrängtes und nach Wattenbach im wesentlichen vollständiges Bild der Reichsgeschichte zu geben, so läge doch zweifellos der Gedanke nahe, daß es nicht so sehr auf die Namen der Botschafter als auf den Gegenstand ihrer Verhandlungen angekommen wäre. Nicht gerade daß man Aufklärung über alle Geheimnisse der damaligen Diplomatie verlangte: aber wenn z. B. von griechischen Gesandten zweimal gesagt wird, sie seien gekommen, um über den Friedensschluß zu verhandeln, und dann im folgenden Jahre ganz trocken erzählt wird, wie eine griechische Flotte die italienischen Küsten beunruhigt, so würde doch wohl ein amtlicher Historiograph, „um das Urtheil der Nachwelt zu bestimmen", ein Wort über die griechischen Gesinnungen verloren haben, welche die Schuld an der Fortdauer des Haders getragen; er würde vielleicht auch zu einer Erwähnung gelangt sein, daß nicht bloß die Erinnerung an den Streit von 788, wie es nach den Annalen den Anschein hat, sondern auch spätere und wichtigere Händel die beiden Reiche getrennt hätten. Ein solcher Erzähler hätte sich, wie mir scheint, bei dem weltgeschichtlichen Ereigniß der Kaiserkrönung schwerlich mit der dürren Notiz des Annalisten begnügt, daß der Papst

dem Könige eine Krone aufgesetzt und alles Volk Heil dem Kaiser gerufen hätte — worauf dann jene falsche Angabe über den Prozeß der Empörer folgt — während z. B. die Lauresshamenses sehr plausible Angaben über die Entstehung des großen Aktes und die Beweggründe der Theilnehmer zu machen wissen. Weiter berichtet unser Reichsannalist zum Jahre 800 die Ankunft eines Gesandten des Patriarchen von Jerusalem nebst zwei Mönchen, die dem Könige die Schlüssel und das Banner der heiligen Stadt überbringen; zum Jahre 801 die Rückkehr des vom Kaiser nach Bagdad gesandten Juden Isaak nebst dem vom Chalifen geschenkten Elephanten, sowie die Ankunft eines Bagdader und eines Marokkanischen Gesandten; zum Jahre 802 das Eintreffen des Elephanten am Hoflager; zum Jahre 807 das Erscheinen eines neuen Botschafters des Chalifen mit kostbaren Geschenken. Aber vergebens schauen wir auch hier nach der geringsten Angabe über den Zweck und den inneren Zusammenhang dieses diplomatischen Verkehres aus; auch hier bleibt es bei der Aufzählung vereinzelter, äußerlicher, allen Einwohnern Roms oder Aachens in das Auge fallender Begebenheiten. Auch sage man nicht, daß ich mit dieser Kritik ungebührliche Anforderungen an die Historiographie des 9. Jahrhunderts stelle; denn bei Einhard, im Leben Karl's, werden diese Anforderungen erfüllt. Hier erfahren wir, daß der offene Bruch mit Konstantinopel die Folge von Karl's Kaiserkrönung war, daß Karl eben deshalb die überstürzte Vollziehung der Cärimonie mißbilligte, daß er die diplomatischen Beziehungen mit den orientalischen Staaten pflegte, um die Möglichkeit zum Schutze der dortigen christlichen Bevölkerung zu gewinnen, daß er selbst es war, der bei Harun Arraschid die Anerkennung

eines gewissen Hoheits- oder schutzherrlichen Rechtes in Jerusalem verlangte und durchsetzte. Es ist undenkbar, daß ein Autor, welcher diese sachgemäßen und in das Wesen der Dinge einführenden Mittheilungen niedergeschrieben hatte, einige Jahre später die ungelenken und fragmentarischen Notizen unserer Annalen zu Papier hätte bringen sollen.

Wenn wir ferner in der Einhard'schen Biographie des Kaisers überall einen verständnißvollen Sinn für die Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen finden, so fällt bei den sogenannten Reichsannalen die beinahe gänzliche Abwesenheit auch dieser Fähigkeit auf. Krieg mit den Avaren, Raufereien mit den maurischen Piraten, Krieg mit dem griechischen Kaiser, spanische Grenzhändel, Kämpfe mit den Dänen, Sorben oder Wilzen: alles wird von dem Annalisten in gleichem Tone und fast mit den gleichen Satzwendungen erzählt. Kaum geringeren Raum als diese kriegerischen Ereignisse nimmt dann in dem Berichte eine Reihe von Notizen ein, über Erdbeben, milden oder strengen Winter, Epidemien, Sonnen- und Mondfinsternisse und sonstige Himmelserscheinungen. Zu 798 wird berichtet, daß der Planet Mars ein Jahr lang unsichtbar gewesen, zu 800, daß ein harter Reif im Juli gefallen, zu 801 Erdbeben in Italien, wo die Paulskirche in Rom beschädigt wird, in Gallien und Germanien, zugleich schwere Pestilenz; den Bericht über 807 füllt zu einem Drittel ein astronomischer Excurs über Sonnen- und Mondfinsternisse, zum zweiten die ausführliche Beschreibung der Bagdader Wasseruhr; zum Schlusse folgt eine kurze Notiz über ein Seetreffen des Grafen Burchard mit spanischen Piraten und einen Waffenstillstand mit den Griechen. Zum Jahre 809 wird eine Mondfinsterniß notirt;

810 sind Sonne und Mond zweimal verfinstert worden; 812 wird wieder eine Sonnenfinsterniß gemeldet, und so setzt sich dies auch in den folgenden Jahrzehnten fort. Was dies mit amtlichen Reichsannalen zu thun hat, vermag ich nicht abzusehen, denn selbst von einer astrologischen Beziehung der Finsternisse und Kometen auf die Geschicke des Kaisers oder des Reiches ist hier keine Rede. Der Verfasser ist offenbar ein Forscher in naturwissenschaftlichen Dingen, welcher die himmlischen Ereignisse mit gleichem Interesse wie die politischen beobachtet und nach seiner physikalischen Liebhaberei auch dem Elephanten und der Wasseruhr eben so große Aufmerksamkeit wie der Kaiserkrönung widmet. Ich will hier einen Gedanken äußern, welcher Simson's Auffassung wenigstens eine Strecke Weges entgegenkommt. Sollte der Annalist zuletzt doch identisch sein mit dem Autor der größeren Biographie Ludwig's des Frommen, mit dem sogenannten Astronomus? Denn die Weisheit des Annalisten zum Jahre 807 und die des Biographen in seinem 58. Kapitel gleichen sich wie ein Wassertropfen dem andern. Dazu kommt der mehrfach besprochene und auch jetzt von Simson erwähnte Umstand, daß der Astronomus in seiner Vorrede sehr ausdrücklich sagt, er berichte die Ereignisse seit 814 nach seinen eigenen am Hofe gemachten Erfahrungen, daß er aber im Buche selbst die Begebenheiten von 814 bis 830 großentheils wörtlich nach unseren Annalen erzählt, der Schluß also sich aufdrängt, er habe, wenn die Vorrede die Wahrheit sage, in den Annalen eigene frühere Aufzeichnungen benutzt. Frühere: denn die Vita Ludovici ist nach 840, die betreffenden Theile der Annalen aber sind zwar nach 816, aber jedenfalls vor 830 geschrieben. Allerdings bemerkt

Giesebrecht, daß der Biograph die Annalen mit großer Ungenauigkeit benutzt, den Stil verschlechtert und sachliche Irrthümer und Mißverständnisse sich zu Schulden kommen läßt; und Giesebrecht folgert daraus, der Astronom könne nicht wol selbst der Verfasser der Annalen sein, sondern habe bei seinen Worten: quae (am Hofe) vidi et comperire potui nicht bloß eigene Erlebnisse, sondern auch im Palaste vorgefundene Schriften dritter Personen im Sinne. Die von Giesebrecht betonte Thatsache ist vollkommen richtig, und mithin auch seine Folgerung durchaus berechtigt. Indessen gebe ich zu erwägen, wie häufig es vorkommt, daß ein Schriftsteller mit Aufzeichnungen seiner eigenen Jugendzeit sehr ungebührlich umgeht, daß an einer Stelle bei rascher Abschrift das Wichtigste ausgelassen, an einer andern der Inhalt aus dem Gedächtniß unrichtig wiedergegeben, an einer dritten nach einer seitdem erwachsenen Vorstellung von Grund aus willkürlich umgestaltet wird. Solche Abweichungen können also, wo äußere Zeugnisse fehlen, die Identität der Person unwahrscheinlich machen, aber keineswegs als zwingender Gegenbeweis gelten. In unserem Falle würde es sich lediglich fragen, auf welcher Seite die Unwahrscheinlichkeit größer wäre, bei der Annahme, daß derselbe Autor seine alten Schriften schlecht benutzt hätte, oder bei der andern, daß binnen dreißig Jahren zweimal der seltene Fall einer Vereinigung astronomischer und historischer Studien bei demselben Manne vorgekommen wäre. Ich enthalte mich eines abschließenden Urtheils; ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie mißlich das Rathen auf bestimmte Verfasser bei unseren Annalen ist; für die Entscheidung über die einzig erhebliche Frage, über den Charakter und die Autorität der Annalen, ist der Punkt ohnedies gleichgültig.

Denn so viel, hoffe ich, wird aus den obigen Erörterungen klar geworden sein, daß die Localität, in welcher die Annalen geschrieben sein mögen, in keiner Weise für ihre officielle Qualität oder für ein historisches Interesse bei Karl dem Großen Zeugniß ablegt. Wie wir gesehen haben, ist der betreffende Abschnitt der Annalen erst nach Karl's Tode aufgezeichnet; sein Inhalt hätte eben so wohl in Lorsch wie am Hofe gesammelt werden können; war der Verfasser aber auch ein Begleiter der kaiserlichen Umgebung, so hat er doch sicher nicht zu den politisch wirksamen und unterrichteten Kreisen gehört. Gerade aus dem Inhalte und der Form ging uns dies mit bestimmter Deutlichkeit hervor. Er ist so weit entfernt davon, „ein zwar gedrängtes aber in allem Wesentlichen vollständiges Bild der Reichsgeschichte“ zu geben, daß man viel eher umgekehrt sagen könnte, er habe zwar viele politische Begebenheiten in seine Notizbücher eingetragen, aber von dem wesentlichen Gehalte der Reichsgeschichte selbst kaum eine Ahnung gehabt. Wenn wir Einhard als gebildeten und denkenden Mann bezeichnen mußten, so charakterisirt den Annalisten eine geradezu kindliche Art der Geschichtschreibung. Er zeichnet die einzelnen sinnlichen Eindrücke auf, die er empfängt; er meldet, was er gesehen oder gehört hat, nicht bloß ohne Leidenschaft und Parteilichkeit, sondern auch ohne Reflexion und Combination. Für uns später Lebende ist seine Thätigkeit, wie sich versteht, äußerst werthvoll, da wir bei der sonstigen Dürftigkeit der Ueberlieferung ohne ihn von einer Menge einzelner Thatsachen gar nichts wissen würden: und noch mehr, je weniger er über den Inhalt seiner Mittheilungen nachdenkt, desto weniger empfindet er zwar ein Bedürfniß, die Lücken

derselben auszufüllen, desto freier bleibt aber auch sein Bericht von jeder subjectiven Zuthat, und so wenig er von den wesentlichen Dingen meldet, so sicher sind wir, daß er ohne Voreingenommenheit, man möchte sagen in mechanischem Abdruck, wiedergiebt, was er vernommen hat. Er steht noch ganz auf der ersten Stufe der historischen Auffassung vergangener Dinge, auf welcher sich im Bewußtsein der Menschen die bis dahin fehlende Unterscheidung von Geschichte und Sage zu regen, und der Sinn für reale Wirklichkeit sich durch feste Bestimmung von Zeit und Ort der Ereignisse zu orientiren beginnt. So viel wir sehen, überließen die Franken in der merovingischen Zeit die historische Thätigkeit fast ausschließlich ihren römischen Mitbürgern kirchlichen Standes. Dann starb die classische Cultur allmählich ab, die Kirche aber füllte sich mehr und mehr mit fränkischen Klerikern, und diese begannen darauf ihrerseits die geschichtlichen Aufzeichnungen in der bescheidenen Form, wie sie in den Annalen uns vorliegt. Daß am Ende des 8. und im Beginne des 9. Jahrhunderts hier und da eine etwas höhere Befähigung erreicht war, zeigen uns einige Biographien: den höchsten Grad wissenschaftlicher Ausbildung werden wir dem persönlichen Freundeskreise Karl's des Großen zuzutrauen haben, nur daß hier Astronomie, Philologie und vor allem Theologie, leider jedoch historische Studien gar nicht betrieben wurden. Wie ganz andere Dinge aber als unsere Annalen hier entstanden wären, wenn man seine Thätigkeit überhaupt auf diese Seite gerichtet hätte, das zeigt uns Angilbert's Gedicht und Einhard's Biographie, deren Abstand von den Annalen, wie ich meine, jeder unbefangenen Betrachtung klar sein muß, wenn man überhaupt betrachten will. Freilich, auch hier

halte ich es nicht für gut zu überschätzen. Es ist nicht zu billigen, kurzhin, wie oft geschehen, von Einhard's „Meisterwerk“ zu reden; denn ein solcher Ausdruck scheint mir für eine Schrift nicht verstattet, deren Verfasser sich keine höhere Aufgabe als eine Nachahmung des Sueton zu stellen wußte, desselben Sueton, dessen Erhebung zum höchsten Muster bei den Schriftstellern der Historia Augusta stets als ein Zeichen der über die Zeit hereinbrechenden Barbarei bezeichnet worden ist. Allerdings steht Einhard verdienstlicher da als diese seine Vorgänger, denn die letzteren bezeichnen mit ihrem Sueton-Cultus das Versinken in die Dunkelheit, während Einhard sich aus der Tiefe derselben an Sueton's Hand wieder emporarbeitet. Schließlich ist es aber einmal nicht anders: das größte schriftstellerische Talent des 9. Jahrhunderts befindet sich auf diesem und keinem höheren Standpunkt, und seine zeitgenössischen Annalisten haben auch diesen noch lange nicht erreicht. Nun giebt es neben Religion und Poesie keinen helleren Spiegel für das geistige Leben und Streben einer Zeit als die Qualität der von ihr erzeugten Geschichtschreibung. Wer den Charakter der karolingischen Annalistik gründlich mißversteht, der verfälscht sich damit eben so gründlich das gesammte Bild des 9. Jahrhunderts. Wer Einhard's Biographie des Kaisers mit ihr in einen Topf wirft, begeht ein schweres Unrecht an dem trefflichen Manne, wie oft auch dessen Irrthümer im einzelnen aus den trockenen Notizen der Annalen verbessert werden können. Wer vollends die Annalen für eine von Karl angeregte, von seiner Regierung ausgeführte oder unterstützte Reichshistorie zur Feststellung seines historischen Nachruhms hält, der degradirt den gewaltigen und geistesmächtigen Kaiser in einer nimmer-

mehr zulässigen Weise. Einem Imperator, der einen ganzen Völkerkreis zu erobern und im Gehorsam zu halten weiß, kann immerhin die Geschichtschreibung höchst gleichgültig sein: wenn er sie aber zu seinem Dienste aufruft und einen Einhard, Angilbert und Alcuin zu seiner Verfügung hat, so begnügt er sich nicht mit den elementaren Leistungen unseres Annalisten.

Nach solchen Vorstellungen schien es mir der Mühe werth zu sein, die gangbaren Ansichten über Entstehung und Beschaffenheit der Laurissenses einer Revision zu unterziehen. Denn die an sich geringfügige Frage, ob ihr Verfasser Peter oder Paul geheißen, erweitert sich in ihren Consequenzen zu der Frage, auf welcher Culturstufe Kaiser Karl, auf welcher sein fränkisches Volk gestanden, und es scheint mir eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit, hier jedem das ihm zukommende Theil zu überweisen. Wenn mir dagegen Simson die Worte J. Fr. Böhmer's entgegenhält, welcher unsere Annalen eine großartige Federzeichnung, einen Fries vergleichbar Thorwaldsen's Alexanderzug nennt, so scheint mir damit nichts dargethan, als Böhmer's Enthusiasmus für die Erzeugnisse des Mittelalters im allgemeinen, der eben so unbedingt war wie sein Abscheu gegen jede schwarz-weiße Kokarde. Man mag, wenn man will, die in den Annalen erwähnten Eroberungen Kaiser Karl's großartig nennen; was aber Großartiges an einer Zeichnung sein soll, die sich ganz und gar aus den trockenen Notizen zusammensetzt, daß Karl in diesem Jahre die Avaren besiegt und ihr Land verwüstet, im folgenden die rebellischen Sachsen besiegt und ihr Land verwüstet, im dritten eine Schaar gegen die Böhmen gesandt und ihr Land verwüstet habe: das vermag ich nicht abzusehen. Ueberhaupt, wenn ein Forscher sich ein



offenes Auge für die Auffassung des Mittelalters bewahren will, wird er gut thun, sich nicht ausschließlich in mittelalterliche Studien zu versenken und damit sein eigenes Urtheil an mittelalterlichen Maßstab zu gewöhnen. Simson hat sehr Recht, wenn er fordert, daß man den persönlichen Werth Einhard's oder unseres Annalisten mit Rücksicht auf seine Zeit bemesse: vorausgesetzt, daß man nicht vergißt, den Werth dieser Zeit nach allgemein geschichtlichem Maßstab zu beurtheilen.

Die Schenkungen der Karolinger an die Päpste.



Das Versprechen, welches Papst Stephan III. in Ponthion von König Pippin erhielt, ihm gegen die Langobarden Hilfe zu leisten, war ein im höchsten Sinne des Wortes weltgeschichtlicher Akt. Die Karolinger betraten damit den Weg zum römischen Kaiserthron und zu jener engsten Verbindung mit der römischen Kirche, in welcher dann das Papstthum die Kraft zur Weltherrschaft und zur Zerschlagung seines einstigen Beschützers, des Kaiserthumes selbst, gewann. Die Verhandlungen in Ponthion bezeichnen demnach den Beginn einer neuen Wendung in der Geschichte Europas, entscheidend für die gesammte abendländische Cultur und gleich verhängnißvoll für die nationale Entwicklung Italiens und Deutschlands.

Es ist also sehr begreiflich, daß die historische Forschung immer wieder auf die Einzelheiten des großen Ereignisses zurückkommt und bei der Dürftigkeit der uns erhaltenen Ueberlieferung sich Muthmaßungen in mannigfacher Weise bilden. Eine ganze Literatur ist darüber entstanden, aber bisher so wenig ein anerkanntes Resultat erzielt, daß ein Versuch nicht überflüssig erscheint, durch eine erneuerte Prüfung der Quellen einige feste Gesichtspunkte zu gewinnen.

Ueber die Vereinbarungen des Königs mit dem Papste bei

der damaligen Zusammenkunft haben wir Nachrichten verschiedener Art. Zunächst die Briefe des Papstes an den König, welche zwar nicht die Verhandlungen selbst erzählen, vielfach aber auf das Resultat derselben Bezug nehmen. Sodann zwei nahezu gleichzeitige Berichte, und zwar einen fränkischen, die von einem Vetter des Königs veranlaßte Fortsetzung des Fredegar, und einen römischen, die Biographie Stephan's in dem sogenannten Liber Pontificalis. Diesen allen steht gegenüber eine ungefähr ein halbes Jahrhundert später gemachte Aufzeichnung in der Biographie Papst Hadrian's I., die sich ebenfalls in jenem Papstbuche vorfindet. Die Vergleichung zeigt auf den ersten Blick, daß die beiden gleichzeitigen Erzähler im wesentlichen zusammenstimmen oder sich ergänzen, während der dritte spätere eine völlig abweichende Darstellung liefert. Die gleichzeitigen Quellen, um sofort die Streitfrage kurz zu bezeichnen, wissen nur von einem Versprechen der fränkischen Könige, den alten Besitzstand der römischen Kirche gegen die Uebergriffe der Langobarden zu schützen; sie kennen nur eine einzige Erweiterung des päpstlichen Gebietes, die Schenkung von Ravenna und einigen Nachbarstädten. Die Vita Hadriani dagegen führt eine Urkunde Pippin's an, durch welche der König dem Papste versprochen habe, ihm den ewigen Besitz von ganz Mittel- und Unteritalien nebst Venetien, Istrien und Corsica zu verschaffen, eine Urkunde, welche Karl der Große zwanzig Jahre später wiederholt und bestätigt habe. Zwischen diesen beiden Darstellungen haben wir uns zu entscheiden; es leuchtet ein, welchen Unterschied in der [illegible] der [illegible] karolingischen Politik es mache, ob [illegible] Nachricht sich als [illegible]

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Verhältnisse, unter welchen der Papst seine Reise in das fränkische Reich angetreten hatte.

Wie man weiß, waren die Langobarden nie im Stande gewesen, sich ganz Italien zu unterwerfen. Das oströmische Kaiserthum behauptete Venetien, einen Theil der Aemilia nebst Ravenna und der Pentapolis, die äußersten Südspitzen der Halbinsel, das Herzogthum Neapel und das Herzogthum Rom, sowie das mit dem letzteren oft verbundene Herzogthum Perugia, welches sich bis zu den Grenzen der Pentapolis erstreckte und so die südwärts gelegenen langobardischen großen Herzogthümer Spoleto und Benevent von dem Hauptkörper des deutschen Königreichs abschnitt. Ein solcher Zustand war auf die Dauer unerträglich, und jeder kräftige Herrscher der Langobarden bemühte sich um die Abrundung seiner Gebiete. Im Anfang des 8. Jahrhunderts eröffneten sich diesem Streben die glänzendsten Aussichten durch den Bildersturm in Konstantinopel, welcher den Papst und die gesammte Bevölkerung der römischen Provinzen zu erbitterter Auflehnung gegen die kaiserliche Regierung entflammte. Busseto, Montebello, die ganze Pentapolis überlieferten sich den Langobarden; König Liutprand benutzte den Augenblick, nahm Bologna und Imola und besetzte mehrere Orte des ravennatischen Gebiets. Neben dem seinigen stieg gleichzeitig das Ansehen und der Einfluß Papst Gregor's II.: als die Kunde erscholl, daß der ketzerische Kaiser den rechtgläubigen Papst mit Absetzung und Tod bedrohe, erhob sich in Ravenna wie in Rom selbst ein tosender Aufstand gegen die kaiserlichen Behörden, und alle schworen, für die Beschützung [illegible]es Blut und Leben einzusetzen. In Ravenna wie in

Rom hatte die Autorität des Papstes die Macht der kaiserlichen Regierung vollständig verdrängt; Gregor hielt es für angemessen, bei seinem Zerwürfniß mit Konstantinopel die Freundschaft Liutprand's zu pflegen und also dessen Eroberungen in der Aemilia nicht in den Weg zu treten. Indessen trat bald genug eine neue Verschiebung der Parteiverhältnisse ein; gegenüber der wachsenden Macht der Langobarden ließ die Spannung zwischen Papst und Kaiser nach; von Rom aus unterstützte man den Herzog von Spoleto gegen dessen königlichen Oberherrn, kam dann selbst mit Liutprand in Krieg, vermochte Bologna nicht wieder zu nehmen, gab Spoleto preis und schloß endlich mit Liutprand einen zwanzigjährigen Frieden für den römischen Dukat. Als sich der König dann wieder gegen Ravenna wandte, vermittelte Papst Zacharias auf dringendes Bitten der bedrängten Stadt durch persönliches Einschreiten einen nicht minder günstigen Vertrag, durch welchen die Provinz Ravenna und die Pentapolis von den Langobarden geräumt wurden. Die Ravennaten begrüßten den Papst als ihren wahren Hirten, der sie vom Untergang errettet und zu diesem Zwecke seine eigenen Schafe verlassen habe. Noch einmal wurde ein ähnlicher Erfolg erreicht, als König Rachis Perugia belagerte und sich wieder durch eine persönliche Besprechung mit dem Papste zum Abzug bestimmen ließ. Dies aber war dem nationalen Stolze der Langobarden zu viel; Rachis mußte die Krone niederlegen und sich in ein Kloster zurückziehen, und sein Bruder Aistulf wurde recht eigentlich als Träger einer energischen Offensivpolitik, deren Ziel die politische Vereinigung Italiens war, auf den Thron gesetzt. Ohne alles Zögern griff er die Aufgabe kräftig an; im Jahre 751 war Ravenna mit

seinen Nachbarstädten und der Pentapolis erobert; der damalige Exarch, Eutychius, trat selbst zu Aistulf über und gründete sich unter langobardischem Schutze eine eigene Herrschaft über Faenza, das Herzogthum Ferrara und Istrien. Sofort ging Aistulf weiter gegen das Herzogthum Rom vorwärts, verwüstete die Umgegend der Stadt, forderte von jedem Einwohner eine jährliche Kopfsteuer von einem Goldsolidus und drohte mit dem Aergsten, wenn die Unterwerfung länger verweigert würde. Papst Stephan III. wandte sich vergebens um Hülfe nach Konstantinopel; ein endlich erscheinender kaiserlicher Commissar brachte keinen andern Trost, als die Aufforderung, der Papst möge, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, durch eine persönliche Zusammenkunft mit Aistulf diesen zur Zurückgabe Ravennas und der Nachbarstädte*) bestimmen.

Stephan, die Hilflosigkeit auf dieser Seite voraussehend, hatte schon vorher seinen Entschluß gefaßt. Bereits Papst Gregor III. hatte bei Liutprand's Vordringen und der Ohnmacht Konstantinopels seinen Blick nach Westen gerichtet und den damaligen Beherrscher des Frankenreiches, den kriegsgewaltigen Karl Martell, zu Hilfe gerufen, ja ihm die Schlüssel des Grabes des hl. Petrus übersandt. Ein Gesandter Karl's ging nach Rom, aber von Beistand gegen Liutprand war keine Rede. Vielmehr war dieser Karl's Verbündeter in dessen Saracenenkriegen, und Karl's Sohn Pippin kam nach Pavia, um von Liutprand seine Wehrhaftmachung zu empfangen. Der

*) ob recipiendam Ravennantium urbem et civitates ei pertenentes. Vita Stephani p. 168 (Cod. Luc.).

Kriegsfürst, wie es scheint, stand dem Herzen Karl's näher als der Oberpriester. Anders bei Pippin. Für die Ordnung der unter Karl etwas tumultuarisch behandelten fränkischen Kirche nahm er des Papstes Weisungen in Anspruch. Als er dann die Hand nach der Krone ausstreckte, beeilte sich Papst Zacharias, durch sein Rechtsgutachten der Usurpation die nöthige Weihe zu geben. Nach dem Angriffe Aistulf's schrieb Stephan höchst eindringlich an den fränkischen König, daß er dem hl. Petrus beistehe; Pippin sandte den Abt Droctegang von Jumièges mit entgegenkommender Antwort; dieser brachte die Meldung zurück, daß der Papst nach Frankreich zu kommen wünsche, und Pippin schickte umgehend den Bischof von Metz und einen Herzog Autcharis, den Papst zu geleiten. Diese betheiligten sich an der von Konstantinopel veranlaßten Unterhandlung Stephan's mit Aistulf und brachten nach deren gänzlichem Fehlschlagen ihren Schützling wohlbehalten über das Gebirge in das fränkische Reich. So zog Stephan aus, um, nach dem Ausdruck des Chronisten von Salern, vom Teufel getrieben Zwietracht zu säen zwischen den Langobarden und den Franken.

Es berichtet nun der Fortsetzer des Fredegar: nachdem der Papst und der König in Ponthion sich begrüßt hatten, bat der Papst, daß er von der Unterdrückung und Hinterlist der Langobarden befreit werde und die rechtswidrigen Erpressungen derselben aufhören möchten; darauf schickte Pippin eine Gesandtschaft an Aistulf und ließ ihn auffordern, sein Heer aus dem römischen Gebiete zurückzuziehen und auf die gottlosen und rechtswidrigen Auflagen, welche die Römer nie geleistet, zu verzichten; als Aistulf dies abschlug, beschloß Pippin mit

seinen Großen auf einer Versammlung zu Braisnes den Krieg.

Zwei Punkte sind hier hervorzuheben. Zunächst weiß der Autor nur von einer einzigen Verhandlung, die in Ponthion stattfindet, den König zu dem von Stephan gewünschten Versprechen bestimmt und die Abordnung einer Gesandtschaft an Aistulf veranlaßt. Sodann ist, was den Inhalt der an Aistulf gerichteten Forderung betrifft, genau entsprechend der Bitte des Papstes, nur die Rede von einer Herstellung in den vori[illegible] Stand. Aistulf soll die Römer in Ruhe lassen und die v[illegible] ihm besetzten römischen Gebiete räumen. Ob und was üb[illegible] das künftige Schicksal dieser Gebiete etwa vereinbart worden, darüber hat der Schriftsteller, wie über manches andere, nichts erfahren können oder nichts mittheilen wollen. Dagegen bekundet er positiv, daß dem Langobardenkönige eben jene Forderungen (also keine härteren) vorgelegt wurden, und folglich, daß deren Erfüllung den Krieg verhindert hätte. Wer weiter gehende Absichten meldet, setzt sich mit diesem Berichte in Widerspruch.

Unsere zweite Quelle, die Biographie des Papstes, ist in diesem Falle nicht. Sie erzählt vieles, wovon bei dem fränkischen Autor nichts vorkommt; aber ihr Inhalt bleibt durchaus in denselben Grenzen. Der Papst, sagt sie, bat weinend den König, daß er durch Friedensverträge die Sache des hl. Petrus, des römischen Gemeinwesens ordne*); dieser versprach ihm eidlich, seinen Ermahnungen mit allen Kräften zu gehorchen;

*) ut per pacis foedera causam beati Petri reipublicae Romanorum disponeret. So der Cod. Luc., in den späteren Handschriften Petri et reipublicae.

nach seinem Wunsche sollte der Exarchat von Ravenna und sollten außerdem die Gerechtsame und Besitzthümer des römischen Gemeinwesens wieder herausgegeben werden*). Darauf geht der Papst nach St. Denis, wo er den Winter zubringt, salbt Pippin und dessen Söhne als Könige der Franken und macht eine schwere Krankheit durch. Pippin aber versammelt seine Großen in Kiersey und beschließt mit ihnen die Ausführung dessen, was er früher mit dem Papste vereinbart hat. Vergebens widerspricht der aus Monte Cassin herübergekommene Bruder des Königs Karlmann; Pippin bleibt fest, für die Kirche zu kämpfen, wie er es früher dem Papste versprochen hatte. Auf Bitten des letztern sendet er dann Botschafter an Aistulf „wegen der Friedensverträge und wegen Herstellung der Rechte der hl. Kirche des römischen Gemeinwesens“ **), und zwei- und dreimal bittet er ihn, den Eigenthümern ihr Eigenthum wiederzugeben. Als Aistulf weigert, erfolgt Heeresrüstung und Ausmarsch. Auf halbem Wege sendet Pippin zur Verhütung des Blutvergießens nochmals Boten an Aistulf; aus demselben Grunde schreibt der Papst an den Langobardenkönig, er möge friedfertig der Kirche des römischen Staats ihr Eigenthum wiedergeben. Alles ist umsonst; der Kampf beginnt.

Wie man sieht, ist die Uebereinstimmung mit dem fränkischen

---

*) Reipublicae iura seu loca reddere. Daß loca nicht Städte oder Provinzen, sondern Güter bezeichnet, zeigt Cod. Carol. ep. 11 und 19.

**) propter pacis foedera et proprietatis Sanctae Dei ecclesiae reipublicae restituenda iura. So der Cod. Luc. Die späteren Handschriften lesen ecclesiae et reipublicae, hier wie an mehreren andern Stellen, wo im Luc. das et fehlt. Nicht anders verhält es sich bei Stephan's Briefen im Cod. Carol. [illegible] hat die Handschrift entsprechend das et an den betreffenden Stellen [illegible].

Autor vollständig. Hier wie dort erscheint nur eine Verhandlung des Königs mit dem Papste, und zwar in Ponthion, nicht in Kiersey. Der fränkische Erzähler nennt den letztern Ort gar nicht, der römische meldet, dort sei die Ausführung dessen verfügt worden, was „der König gemeinsam mit dem Papste beschlossen", „was der König dem Papste früher (also in Ponthion) zugesagt habe". Wie der Ort, so ist auch der Inhalt der Zusage derselbe in beiden Berichten. Der fränkische redet von Räumung der eroberten römischen Gebiete durch die Langobarden, der römische von Zurückgabe des Exarchats, also dem Hauptstücke jener Eroberungen. Der fränkische erwähnt die Forderung, daß alle rechtswidrigen Zumuthungen und Vergewaltigungen gegen die Römer aufhören sollen, der römische das Begehren, daß Aistulf die römischen Gerechtsame und Güter restituire, daß er der römischen Kirche und den römischen Eigenthümern ihr Eigenthum wiedergebe*). Ob schon damals Pippin sich verpflichtet hat, den Exarchat nach dem Abzug der Langobarden dem römischen Stuhle zu verschaffen oder zu überweisen, bleibt in dem Texte der Biographie unbestimmt: ausdrücklich gemeldet ist nur die Rückgabe durch die Langobarden, aber keine Festsetzung über das künftige Schicksal der befreiten Landstriche. Wahrscheinlich genug ist es, daß Stephan hierauf gerichtete Wünsche angemeldet, daß er vielleicht aus den oben erwähnten Vorgängen zur Zeit des Bildersturms gewisse Schutz- oder Hoheitsrechte über Ravenna hergeleitet und Pippin sein Einverständniß ausgesprochen hat. Doch glaube ich nicht, daß

*) Eben so die fränkischen Annalen, Lauriss. mai. a. 753. Stephanus papa venit in Franciam adiutorium et solacium quaerendo pro iustitiis S. Petri.

davon etwas in die förmliche, von Pippin und zugleich nach dem Zeugniß der päpstlichen Briefe auch von dessen Söhnen beschworene Vereinbarung der beiden Machthaber gekommen ist. Papst Stephan selbst, der in seinen spätern Briefen mehr als einmal diese Verhandlungen erwähnt, sagt sehr bestimmt: unter schweren Mühseligkeiten haben wir die weite Reise in das fränkische Reich gemacht und dort „alle Angelegenheiten des hl. Petrus euern Händen empfohlen; ihr aber habt dem hl. Petrus versprochen, seine Rechte wahrzunehmen und der hl. Kirche Gottes Schutz zu gewähren“ *); so seid ihr zum Kampfe ausgezogen, und Gott hat euch Sieg gegeben. Von einer Ueberweisung des Exarchats an die Kirche in diesem Zeitpunkte redet der Papst so wenig wie unsere beiden Historiker: wir werden sehr bald wahrnehmen, was er im Sinne hat, wenn er später auf eine Schenkung und Schenkungsurkunde Bezug nimmt.

Daß, wie diese Bemerkungen ergeben, die Vereinbarung von Ponthion sich auf ein gegenseitiges Schutz- und Freundschaftsbündniß, durch welches Pippin die Restitution aller der Kirche entrissenen Güter und Gerechtsame verhieß, in ganz allgemeiner Fassung beschränkte **), scheint, so weit unsere dürftigen Quellen Aufschluß gewähren, auch der damaligen Stellung der beiden Contrahenten völlig angemessen. Für den Papst war die entscheidende Frage lediglich die, ob er Pippin zu thätigem Einschreiten gegen Aistulf bestimmen könne; wenn dies gelang, war für den römischen Stuhl eine unbestimmte und

*) Cod. Car. n. 7: [illegible] principis apostolorum in vestris manibus [illegible] … Et vos beato Petro polliciti estis eius [illegible] procurare.

**) [illegible] I. 343 f.

elastische Formel, wie jene der Wahrnehmung aller Rechte des hl. Petrus, aussichtsreicher als die Garantie irgend einer speciellen, damit aber auch begrenzten Gebietserwerbung. Der König aber erfuhr, wie man weiß, nicht blos bei seinem Bruder, sondern auch bei einem großen Theile seiner Magnaten energischen Widerspruch gegen den langobardischen Krieg, so daß eine Verpflichtung, keinen Frieden zu schließen, ohne dem Papste ausdrücklich bezeichnete Landstriche zu verschaffen, für ihn äußerst mißlich hätte werden können. Auch werden wir sogleich sehen, daß in Ausführung des verabredeten Unternehmens der Papst keineswegs den ganzen Exarchat in seinem alten Umfange erhielt, und doch niemals über die Nichterfüllung eines gegebenen Versprechens Klage erhob. Uebrigens mag hier noch kurz bemerkt werden, daß als Gegenleistung für Pippin's Zusagen der Papst ihn und seine beiden Söhne als Könige der Franken salbte, den Franken auferlegte, sich nie aus einem andern Geschlechte Herrscher zu setzen, und jenen den Titel Patricius der Römer verlieh. Es war bekanntlich letzterer im damaligen römischen Reiche die Bezeichnung einer Ehrenstellung, des höchsten Ranges nach dem Kaiser, in Italien gewöhnlich der Titel des Exarchen, des höchsten Beamten, des Vorgesetzten der Herzoge und somit des Stellvertreters des Kaisers. Welche Rechte demnächst Pippin kraft dieses Titels ausüben würde, mußte von den Umständen abhängen.

Folgen wir nun den Ereignissen weiter. Aistulf erleidet eine blutige Niederlage in den Klausen von Susa und wird mit dem kleinen Reste seiner Scharen in Pavia eingeschlossen. Hoffnungslos wendet er sich, wie der fränkische Autor sagt, an die fränkischen Großen, daß sie ihm Frieden bei ihrem Könige

schaffen: nach dem römischen Berichte ist es wieder der Papst, welcher, durch den Anblick der Kriegsgreuel gerührt, den König zur Unterhandlung des Friedens bestimmt. Es ist eine Differenz in der Auffassung, aber nicht eigentlich ein Gegensatz im Inhalt; offenbar können beide Angaben neben einander bestehen. Es wird darauf der Friede zwischen den Franken, Römern und Langobarden geschlossen und von Aistulf mit feierlichem Schwure bekräftigt. Nach dem fränkischen Autor verheißt Aistulf, ganz übereinstimmend mit der früheren Angabe des Erzählers über Pippin's Forderungen, alles, was er rechtswidrig gegen die römische Kirche und den apostolischen Stuhl gethan, in vollständiger Weise abzustellen und niemals wieder feindlich gegen die römische Kirche vorzugehen. Der römische Biograph, ebenfalls an seinen Bericht über Ponthion sich anlehnend, beschränkt sich auf die Hauptsache: im Vertrage verpflichtete sich Aistulf, die Stadt Ravenna nebst verschiedenen Städten herauszugeben. Jetzt, als Pippin nach Kriegsrecht als siegreicher Eroberer Besitzer dieser Städte geworden, jetzt überweist er sie als sein Geschenk dem hl. Petrus und vollzieht über diese Schenkungen eine schriftliche Urkunde. Der Biograph erwähnt das an dieser Stelle noch nicht, augenscheinlich weil damals der Papst den wirklichen Besitz noch nicht erlangt hat; die Thatsache aber steht fest durch Stephan's Briefe an Pippin, nachdem Aistulf den beschworenen Frieden gebrochen hat. Diese Briefe zeigen in voller Deutlichkeit, daß der Papst gegen den Inhalt des Friedensvertrags keine Einwendung erhoben hat*); als aber Pippin gleich

*) Dies bemerkt ganz richtig Oelsner in den Jahrbüchern Pippin's, während Baxmann Stephan's Aeußerungen mißversteht.

nach dem Abschlusse sein Heer in die Heimath zurückführt, hat Stephan vergeblich vor der Unzuverlässigkeit langobardischer Versprechungen gewarnt; kaum sind die fränkischen Scharen aus dem Lande abgezogen, so weigert Aistulf die geringste Abtretung an den Papst und dringt mit Heeresmacht unter wilden Verwüstungen gegen die Stadt Rom vor. Nun schreibt der Papst an die fränkischen Könige*): „die Rechte des hl. Petrus habt ihr, so weit ihr konntet, durchzusetzen gesucht, und durch eure Schenkungsurkunde habt ihr sie hergestellt und bekräftigt. Indem ihr dem nichtswürdigen Könige glaubtet, was er eidlich versprochen, habt ihr nach euerm eigenen Willen durch die Schenkungsurkunde dem hl. Petrus und der Kirche des römischen Gemeinwesens die herauszugebenden Städte und Güter zugewiesen." Hier ist der Zeitpunkt auf das genaueste angegeben, in welchem die berühmte Schenkungsurkunde zu Stande gekommen, nicht in Ponthion, nicht in Kiersey, sondern in Italien, wie es scheint vor Pavia, nach dem Friedensschlusse mit den Langobarden, „als die Könige dem Eide des Aistulf Glauben schenkten." Ganz in derselben Weise redet der Papst in seinem folgenden Briefe; nirgendwo erwähnt er einer andern früheren Schenkung; wo er weitere Forderungen erhebt, bezieht er sich immer nur auf das allgemeine, in Ponthion beschworene Versprechen Pippin's, dem hl. Petrus sein volles Recht (plenariam iustitiam), seine verlorenen Landgüter, Wälder, Zinsen, Herden u. s. w., sowie die von den Langobarden fortgeschleppten Gefangenen und Geißeln zurückzuschaffen.

Bekanntlich ließ sich Pippin eine Weile bitten, dann aber

*) Cod. Car. ep. 6.

kam er 756 dem Papste nochmals zu Hülfe, und die Vorgänge des ersten Feldzugs wiederholten sich, Niederlage und Einschließung Aistulf's, Friedensgesuch desselben und Friedensabschluß. Der Fortsetzer des Fredegar bemerkt das Erbieten Aistulf's, dem Papste jede Genugthuung nach dem Spruche der Magnaten und Priester zu geben; sonst berichtet er nur die verstärkten Concessionen, welche Aistulf den Franken machen mußte. Stephan's Biograph erwähnt noch, daß ein byzantinischer Gesandter den fränkischen König aufforderte, Ravenna und die übrigen Städte und Burgen des Exarchats dem Kaiser zu überliefern, Pippin aber entgegnet, daß er nimmermehr, was er einmal dem hl. Petrus geschenkt, demselben wieder entreißen werde. So wird der vorige Friedensvertrag erneuert und nur den früher abgetretenen Städten noch Comacchio hinzugefügt. Jetzt berichtet auch der Biograph, über die Zuweisung aller dieser Städte an den hl. Petrus sei eine Urkunde Aistulf's ausgefertigt worden, die sich in dem Archiv der römischen Kirche befinde; sodann habe Pippin's Commissar, der Abt Fulrad, nach vollzogener Ueberlieferung der Städte die Schlüssel derselben und die von Pippin ausgestellte Schenkungsurkunde am Grabe des hl. Petrus niedergelegt.

Das von dem Biographen eingerückte Verzeichniß der überlieferten Städte*) bestätigt übrigens, was wir oben aus seiner vorausgehenden Erzählung und dem fränkischen Berichte entnahmen, daß bei allen diesen Verhandlungen stets nur von der,

*) An der Richtigkeit [illegible] zu zweifeln, wie es Abel (Forschungen I, [illegible] der Kirche I, 348 u. a. thun, [illegible] wir unten sehen werden.

Herstellung des Besitzstandes von 750, von der Rückgabe der durch Aistulf gemachten Eroberungen die Rede gewesen ist. Was früher langobardische Könige von dem Exarchate abgerissen hatten, d. h. von denjenigen römischen Landschaften, die nicht durch einen Herzog unter Oberaufsicht des Exarchen, sondern unmittelbar durch den Exarchen verwaltet wurden, fällt nicht unter die Recuperation; so Bologna, welches Liutprand erobert und behauptet hatte *), so Imola, welches schon zur Zeit des Papstes Zacharias langobardisch war **). Auch Ferrara wird nicht dem Papste übergeben, entweder als besonderes Herzogthum und deshalb nicht zum Exarchat im engeren Sinne gehörig, oder aus Rücksicht auf die früher erwähnte besondere Herrschaft des Eutychius. Diesem Sachbestande entsprechen denn auch die Ausdrücke des Biographen, wo er den Gegenstand genauer bezeichnen will; da redet er nicht von dem Exarchate im ganzen, sondern „von den einzelnen Städten der Aemilia und der Pentapolis, welche Fulrad den päpstlichen Commissaren übergibt", „von der Stadt Ravenna und verschiedenen Städten des ravennatischen Exarchats". Auch von der Pentapolis blieben die südlichsten Punkte Osimo und Ancona langobardisch; dagegen erhielt, wie Stephan's Briefe erwähnen, der Papst Narni zurück, welches der Herzog von Spoleto, wie

*) Paul. Diac. 4, 54. Troya C. D. 4, 3 ff.

**) Vita Zachariue, Murat. p. 163: in finibus Langobardorum. Wenn dort weiterhin erzählt wird, auf Einschreiten des Papstes habe Liutprand sich herbeigelassen, die den Ravennaten entrissenen Städte zurückzugeben, so ist dabei nur an einen engeren zur Stadt Ravenna gehörigen Bezirk zu denken, wie der Ausdruck fines Ravennatium urbis und der Umstand zeigt, daß [illegible] Gebiete nicht mitgerechnet wird, während es ohne Zweifel [illegible]örte.

es scheint auf eigene Hand, weggenommen hatte. Damit waren die Gebietsabtretungen erledigt und zwar so erledigt, wie es Stephan nach den Gesprächen zu Ponthion erwarten konnte: denn weder er noch seine Nachfolger erheben in dieser Hinsicht jemals eine Beschwerde. Vielmehr ergibt die päpstliche Correspondenz in größter Deutlichkeit, daß jede Ermahnung zu weiterer Erfüllung des Pactums sich auf ganz andere Dinge bezieht, nämlich auf die Restitution der in langobardischem Gebiet befindlichen und von den Feinden usurpirten Güter und Gerechtsame der römischen Kirchen. Daß diese Operation nicht mit einem Schlage abgemacht werden konnte, lag in der Natur der Sache. Jene Güter und Gerechtsame fanden sich zerstreut in allen Provinzen der Halbinsel; die Päpste hatten in jedem einzelnen Falle den Nachweis ihres alten Rechts zu führen, und bald genug stellte sich heraus, daß die Langobarden mit starken Gegenrechnungen hervortraten. So zogen sich diese Verhandlungen durch lange Jahre hindurch, und die Päpste hatten hier Anlaß genug, die fortdauernde Unterstützung Pippin's in Anspruch zu nehmen und an die vollständige Erfüllung des königlichen Versprechens zu erinnern. Nur hatten diese prozessualischen Debatten mit Gebietsabtretungen, Hoheitsrechten und Länderschenkungen nichts zu thun; alles derartige war mit der Urkunde von 756 abgemacht.

Ganz klar erhellt dies gleich bei den nächsten Erwerbungen, welche dem Papste ein Jahr nach der Pippin'schen Schenkung gelingen. Der plötzliche Tod des Aistulf verursachte Thronstreitigkeiten im langobardischen Reiche, und einer der Bewerber, Herzog Desider von Tuscien, bat den Papst um seine Unterstützung, indem er demselben dafür die Abtretung der bisher

langobardisch gebliebenen Städte des (alten) Exarchats anbot, Bolognas und Imolas, Anconas und Osimos, Faenzas und des Herzogthums Ferrara. Der Papst ging darauf mit Freuden ein und ersuchte sofort den fränkischen König um dessen Zustimmung. Aber er ist weit entfernt davon, an dieser Stelle dem König etwa in das Gedächtniß zurückzurufen, daß er ja selbst zu Ponthion ihm eben jene Bezirke schon versprochen habe: im Gegentheil, Stephan motivirt seinen Wunsch lediglich mit dem Umstande, daß dieselben früher mit Ravenna und der Pentapolis stets unter einer Herrschaft gestanden, und daß die Fortdauer der jetzigen Trennung den ökonomischen Wohlstand des Landes zerrütten würde. Gleichsam um den eigenen Machtzuwachs mit einem entsprechenden Gewinn für Pippin selbst zu compensiren, berichtet er dem Könige, daß alle Einwohner von Spoleto und Benevent sich durch ihn, den Papst, dem fränkischen Herrscher commendiren ließen. Es ist einleuchtend, daß der Papst in ganz anderer Weise geschrieben hätte, wenn er aus dem Pactum von Ponthion bereits eine fränkische Anweisung auf die ihm jetzt gebotenen Landschaften hätte vorlegen können.

Pippin sprach seine Zustimmung aus, Desider wurde König, und der Papst nahm zunächst Faenza, Gabellum und das Herzogthum Ferrara in Besitz. Als darauf aber sein Nachfolger, Paul I., die Einräumung der übrigen, im Jahre 757 abgetretenen Städte begehrte, zog Desider zurück, führte statt dessen seine Scharen durch die Pentapolis zur Wiederunterwerfung der abgefallenen Spoletiner und Beneventaner und erklärte endlich dem Papste, er wolle zwar nicht die andern Orte, immerhin aber Imola herausgeben, wenn jener bei Pippin die

Freilassung der 756 nach Francien abgeführten langobardischen Geißeln erwirke. Der Papst bat also den König, ihm durch die Rücksendung der Männer den Besitz der Stadt zu verschaffen; zugleich aber beantragte er einen Befehl Pippin's an Desiderius, außer Imola auch seine Vertragspflicht hinsichtlich Bolognas, Osimos und Anconas zu erfüllen; Paul hofft mit Sicherheit auf Pippin's günstiges Eingreifen nach den Verheißungen, welche der König einst dem seligen Stephan gemacht. Wir sehen wieder, daß Pippin nicht zur Erfüllung eines von ihm selbst gegebenen Schenkungsversprechens, sondern zur Beschützung eines vom Papste gegen Desider erworbenen Rechtsanspruches aufgerufen wird, ganz entsprechend dem oben dargelegten Inhalt des allgemeinen Schutzbündnisses von Ponthion.

Dann im Jahre 760 finden wir den Papst mit einem andern Theile seiner Rechtsansprüche beschäftigt, indem er mit Desider über die Regulirung der beiderseitigen Gerechtsame, Grenzlinien und Vermögensstücke unterhandelt. Hier tritt nun die Natur dieser Discussionen in der genauesten Anschaulichkeit hervor. Pippin's Gesandte haben damals mit Desider vereinbart, daß alle diese Güter, Gerechtsame und Besitzthümer der römischen Städte bis Ende April den Eigenthümern restituirt werden sollen; der Papst meldet, der Anfang der Ausführung sei gemacht, und ersucht Pippin, auf die Vollendung des Werkes zu halten, wie er es dem Papste Stephan versprochen habe. Bald genug folgen jedoch neue Beschwerden. Pippin's Commissare haben mit dem langobardischen König eine neue Abrede getroffen, daß alle römischen Forderungen an die Langobarden, dann aber auch umgekehrt alle langobardischen Forde=

rungen an die römischen Städte bereinigt werden sollen, und darauf erhebt Desider plötzlich den Anspruch, daß das Geschäft nur Zug um Zug abgemacht werde. Er will, klagt der Papst, wenn er einer römischen Stadt das Erforderliche geleistet, keiner andern eine Bewilligung machen, ehe er unsere Leistung für eine langobardische empfangen hat; da dies mit der erwähnten Vereinbarung, zuerst sämmtliche römischen Forderungen zu erledigen, in Widerspruch steht, so sind unsere Commissare unverrichteter Sache zurückgekommen. Darüber erbitterte sich die Stimmung hüben und drüben; Desider begann zu drohen, besetzte Sinigaglia und ein päpstliches Kastell in Campanien und schädigte vielfach das römische Gebiet. Jahre vergingen, ohne daß die Sache vorwärts kam; Pippin hatte mit dem aquitanischen Kriege zu thun und wirkte auf die italienischen Dinge nur durch die Entsendung von Commissaren ein, mit deren Verhalten der Papst durchaus nicht immer zufrieden war. 764 kam es unter deren Vermittlung zu einem weiteren Abkommen über die Auseinandersetzung, wonach die beiden Parteien sich gegenseitig wenigstens die geraubten Viehherden zurückgaben. Aber, schreibt der Papst, was die Grenzen unserer städtischen Territorien und die Güter des hl. Petrus betrifft, so haben uns davon die Langobarden noch nichts herausgegeben, ja was sie bereits zurückerstattet hatten, ist von ihnen auf's neue in Beschlag genommen worden. Im folgenden Jahre 765 besserten sich die Dinge etwas; Desider kam selbst nach Rom; Commissare beider Parteien sollten gemeinsam die Städte bereisen; sie genehmigten eine Anzahl römischer Forderungen in Tuscien und in Benevent; in Spoleto wurden die Gerechtsame gegenseitig anerkannt, über den Rest weitere Verhandlungen in

Aussicht genommen. An Pippin's geneigter Verwendung wird es nicht gefehlt haben; mehrmals dankt ihm der Papst für die Erhaltung der Liebe und Freundschaft, die er einst dem seligen Stephan zugesagt. Immer aber war, als Pippin 768 starb, das große Geschäft noch lange nicht beendigt, und so bat, nachdem eine unregelmäßige Papstwahl die römische Kirche tief erschüttert hatte, nach hergestellter Ordnung der neue Papst Stephan IV. die fränkischen Könige Karl und Karlmann in der alten Weise, daß sie die Gerechtsame des hl. Petrus, wie ein beigelegtes Verzeichniß sie aufzähle, zur Anerkennung bringen möchten; so hätten sie es ja seinem Vorgänger verheißen.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, wie alle diese Vorkommnisse sich ganz und gar auf dem Boden bewegen, den wir durch den Fortsetzer Fredegar's und den Biographen Stephan's III. kennen gelernt haben. Ueberall wird auf die Vereinbarung von Ponthion Bezug genommen; überall aber handelt es sich ausschließlich um die Restitution nachweisbarer Privatrechte, und nirgend um die Ueberweisung neu zu erwerbender, fränkischerseits zugesagter Gebiete. Hier wie früher erscheinen die Gebietsfragen definitiv festgestellt durch die Verträge von 756 und 757; keiner der Päpste denkt daran, Pippin oder Karl an eine angeblich verheißene Herrschaft über halb Italien zu erinnern; alle Gesuche beziehen sich nur auf die römischen Vermögensansprüche und Gerechtsame auf langobardischem Gebiet, und der einzige Titel, unter welchem der fränkische Beistand angerufen wird, ist der allgemeine Freundschafts- oder Schutzvertra[illegible]onthion.

[illegible] ed nicht erforderlich, die fränki=

schen Ereignisse zu schildern, welche endlich auch für eine neue Gestaltung der Dinge in Italien entscheidend wurden. Bekanntlich geriethen die jungen Könige Karl und Karlmann sehr bald unter einander in Zwist; ihre Mutter, welche sie zu versöhnen trachtete, scheint erkannt zu haben, daß auch hierfür eine Beendigung der römisch-langobardischen Händel nothwendig sei; so reiste sie selbst nach Italien und brachte in der That mit Desider ein Abkommen zu Stande, welches diesem durch die Vermählung seiner Tochter mit König Karl die Freundschaft des fränkischen Reiches sicherte, dafür aber den Papst durch günstige Erledigung der großen Auseinandersetzung entschädigen sollte. Auf die erste Nachricht von der verabredeten Heirath war Papst Stephan entsetzt, und schrieb an die fränkischen Könige einen Jammerbrief, erfüllt von saftigen Schmähungen gegen die abscheulichen Langobarden. Er ermahnte übrigens die fränkischen Könige in demselben, nicht etwa, an die angeblichen Verheißungen von Kiersey zu denken, sondern sich zu erinnern, daß sie Stephan III. ewige Freundschaft und Bündniß mit der Kirche gelobt, daß sie hiernach verpflichtet seien, die Langobarden zur Zurückgabe des kirchlichen Eigenthums anzuhalten, während jetzt die Langobarden nichts einräumten, sondern immer weiter um sich griffen; in Gegenwart der fränkischen Commissare heuchelten diese Elenden Bereitwilligkeit zur Restitution, in der That aber werde nichts bewirkt und die Kirche erhalte nirgendwo ihre Gerechtsame. Unterdessen aber hatte die Königin Bertrada einen neuen Commissar, den Kaplan Itherius, mit bestimmteren Vollmachten gesandt, und im nächsten Briefe meldet dann der Papst mit lebhaftem Vergnügen, das Wirken des Itherius sei sehr nachdrücklich gewesen, er sei nach

Benevent gereist und habe dort die besten Erfolge für die Kirche erzielt *).

Immer aber führten diese Vorgänge, obgleich im Moment alle Theile zufrieden schienen, einen höchst unerwarteten Umschwung der italienischen Verhältnisse herbei. Man kann vermuthen, daß bei Desider trotz der fränkischen Heirath und bei dem Papste eben wegen derselben kein rechtes Vertrauen zu der Freundschaft der Frankenkönige vorhanden war: genug, die beiden italienischen Oberhäupter kamen bei dieser Unsicherheit der Lage zu dem Entschlusse, die alte Feindseligkeit zu begraben und enge gegenseitige Beziehungen an deren Stelle zu setzen. Die bisherigen fränkisch gesinnten Rathgeber des Papstes wurden unter heftigen Waffenkämpfen als Aufrührer beseitigt, ein eifriger Parteigänger Desider's trat in Rom an die Spitze der Geschäfte, der König selbst nahm längeren Aufenthalt in der Nähe der Stadt. Hierdurch eines durchgreifenden Einflusses bei der Curie versichert, ließ er die bisherige Sprödigkeit bei der Auseinandersetzung fallen, und Stephan schrieb an Karl und Bertrada, der Commissar König Karlmann's, Herzog Dodo, habe sich bei dem letzten Aufstande sehr schlecht benommen; ohne die Hülfe des trefflichen Königs Desider würde der Papst ermordet worden sein; mit Desider sei jetzt ein vollständiges Abkommen erzielt und alle Gerechtsame des hl. Petrus in vollem Umfange der Kirche eingeräumt worden. Damit war denn für den Augenblick auch der letzte Theil des Vertrages von Ponthion zur Erledigung gelangt.

---

*) Er redet auch hier nur von den iustitiis S. Petri. Die Annales Mosellani a. 770 erweitern das: reddite sunt civitates plurime ad partem S. Petri.

Dem so geschaffenen Zustande war aber eine lange Dauer nicht bestimmt. Vielleicht gerade durch Desider's Erfolge in Rom gereizt, verstieß Karl seine langobardische Gemahlin. Bald darauf starb Karlmann, und Karl nahm mit rascher Energie die Gebiete desselben ein; die Wittwe und die Kinder des Verstorbenen flüchteten zu Desider, wo sie bereitwillige Aufnahme und Unterstützung fanden. So war das gesammte Frankenreich wieder unter einem mächtigen Inhaber vereinigt, und dieser hatte mit Desider schwere Beleidigungen ausgetauscht. Damals starb auch Papst Stephan IV., und sein Nachfolger Hadrian besann sich Angesichts der neuen Lage keinen Augenblick, zu den alten fränkischen Beziehungen zurückzukehren und sich mit voller Entschiedenheit von Desider loszusagen. Die Folge war, daß Desider ohne Zaudern feindlich gegen den päpstlichen Stuhl vorging. Zunächst besetzte er die von ihm 757 abgetretenen Bezirke von Faenza und Ferrara nebst Comacchio. Dann legte er die dem Vorgänger Hadrian's restituirten Patrimonien im langobardischen Gebiete auf's neue in Beschlag, nahm den Exarchat und die Pentapolis in Besitz und drang endlich, als Hadrian in seiner Haltung verharrte, verheerend in den römischen Ducat selbst ein. Hadrian rief in dieser Bedrängniß, in der alle Theile der Abreden von 754 und 756 für die Kirche auf's neue in Frage gestellt waren, den fränkischen Herrscher zu Hülfe, und Karl, als jeder Versuch diplomatischer Vermittlung fruchtlos blieb, erhob zur Aufrechthaltung der Festsetzung von Ponthion die Waffen.

Bemerkenswerth ist hier, daß auch bei diesen wie bei allen früheren Verhandlungen niemals die geringste Hindeutung auf versprochene oder begehrte Erweiterungen des Kirchenstaats vor-

kommt, sondern in der Vita Hadriani selbst stets nur von den augenblicklichen Störungen des Besitzstandes und deren Beseitigung die Rede ist. Hadrian bittet den König Karl, nicht etwa, ihm Venetien, Benevent und Corsica zu verschaffen, sondern „was er einst mit seinem Vater Pippin dem hl. Petrus versprochen, zur Erfüllung zu bringen und die Befreiung der Kirche zu bewirken, nämlich ohne Blutvergießen die Rückgabe alles dessen, was Desider den Römern entrissen, sowohl der Städte als der Gerechtsame, herbeizuführen". In gleicher Weise erhalten darauf die fränkischen Gesandten den Auftrag, bei Desider „die friedliche Rückgabe der besetzten Städte und die Anerkennung der römischen Gerechtsame" zu begehren. Man sieht, daß mit der Gewährung dieser Forderungen sowohl Hadrian als Karl auch die Verheißungen von Ponthion für erfüllt erachtet und anderweitige Verabredungen nicht vorausgesetzt hätten. Karl wiederholt dann bei Desider denselben Antrag, sogar mit dem Erbieten einer starken Geldzahlung, wenn Desider nach demselben verfahre. Als weiterhin die beiden Heere bereits an den Klausen sich gegenüber stehen, sendet nach dem Berichte der Vita König Karl in dem Wunsche, die römischen Gerechtsame auf friedlichem Wege zur Anerkennung zu bringen, nochmals an Desider und erbietet sich zur Zurückführung seiner Scharen, wenn jener nur die Räumung der besetzten Städte versprechen und das Gelöbniß durch Geißelstellung bekräftigen wolle. Der Verlauf der Dinge ist also genau derselbe wie zwanzig Jahre vorher bei Pippin's Unterhandlung; von einer Erweiterung des päpstlichen Gebiets erwähnt keiner der Betheiligte [illegible] e.

[illegible] eigerung, seine Niederlage und

Einschließung in Pavia, die Flucht seines Sohnes, der Abfall vieler Großen, mit einem Worte, der Zusammensturz des langobardischen Reiches. In diesem Momente erweitert sich plötzlich der Kreis der päpstlichen Aspirationen. Nicht mehr mit den alten Gerechtsamen des hl. Petrus denkt Hadrian sich zu begnügen; er nimmt die Huldigung der von Desider abfallenden Städte Osimo und Ancona, sowie des Herzogthums Spoleto entgegen. In diesem Augenblick verläßt Karl das Belagerungsheer vor Pavia und überrascht den Papst, getrieben von seiner Sehnsucht nach den heiligen Stätten, wie Hadrian's Biograph sagt, durch einen Besuch in Rom. Und hier meldet uns nun der Biograph ganz neue und höchst erstaunliche Dinge.

Ehe ich dieselben wiederhole, bemerke ich, daß die Vita Hadriani in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts verfaßt sein muß. Nicht später, denn sie findet sich bereits in dem Codex Lucensis des Papstbuches, ebenso wie die vorausgehenden Theile desselben in Uncialschrift geschrieben, die weiterhin bei historischen Aufzeichnungen nicht mehr vorkommt. Aber auch nicht früher, denn der Papst ist erst 795 gestorben, und die Vita sagt von einer seiner Anlagen, daß sie das Haus des hl. Edistus genannt werde „bis auf den heutigen Tag"*), ein Ausdruck, den niemand bei einem in der Zeit ganz nahe liegenden Vorkommniß gebrauchen wird. Das Ereigniß von 774 ist also mindestens um ein Menschenalter von der Zeit der Niederschrift der Vita entfernt. Ueberblickt man deren Composition im ganzen, so ist es auffallend, daß sie Hadrian's politische Thätigkeit von 772 bis 774 sehr eingehend schildert

*) Muratori p. 190.

und die Erzählung derselben, mit einzelnen groben Fehlern *), bis zu der gleich zu discutirenden Verhandlung mit König Karl als ihrem Höhenpunkte fortführt, dann aber plötzlich abbricht und nun aus den folgenden langen Jahren 774 bis 795 nur noch von Hadrian's Wirken für Kirchenbau, Kirchenputz, Bilderdienst, Hospitäler u. s. w. zu erzählen weiß, als wenn der Papst sich niemals wieder mit Politik befaßt, insbesondere niemals wieder mit König Karl das Geringste zu thun gehabt hätte. Es ist, als hätte die ganze Schrift nur den Zweck, die Verhandlung von 774 in das gebührende Licht zu rücken. Der Zweifel scheint erlaubt, ob dadurch der Bericht über dieselbe an Zuverlässigkeit gewinnt.

Es habe, wird nun gemeldet, der Papst den König in die Peterskirche geführt und ihn eindringlich ermahnt, jenes Versprechen vollständig zu erfüllen, welches einst König Pippin und mit ihm Karl selbst und dessen Bruder Karlmann und alle fränkischen Richter dem Papste Stephan gegeben, als dieser nach Francien gereist war, ein Versprechen auf Einräumung gewisser Städte und Territorien der Provinz Italien und Ueberweisung derselben an den hl. Petrus zu ewigem Besitz: und als Karl, fährt der Autor fort, dieses selbe Versprechen, welches zu Kiersey ausgestellt war, sich vorlesen ließ, da gefiel ihm und seinen Richtern alles, was darin enthalten war, und nach eigenem Willen und guter und freier Absicht ließ er ein anderes

*) So wird S. 180 Desider vorgeworfen, er habe Stephan IV. seine Zusage nicht gehalten, die Gerechtsame des hl. Petrus zu restituiren, obgleich Stephan selbst, wie wir anführten, das Gegentheil ausdrücklich bezeugt; es wird dann bemerkt, daß Pippin dem Papste Faenza, Ferrara und Comacchio geschenkt habe, während die beiden erstern Städte bekanntlich 757 von Desider dem Papste überlassen worden sind.

Schenkungsversprechen nach dem Muster des vorigen anfertigen, worin er jene Städte und Territorien dem hl. Petrus einräumte und sie dem genannten Papste zu überliefern verhieß, nach der bezeichneten Abgrenzung *), wie sie in jener Schenkung gezeigt ist, nämlich nebst Corsica von Luna nach Soriano, dann dem Monte Bardo und Berceto, dann Parma, dann Reggio, und darauf Mantua und Monselice, und zugleich den ganzen Exarchat von Ravenna, wie er von Alters war, und Venetien und Istrien, und das ganze Herzogthum Spoleto und Benevent.

Der Autor bemerkt weiter, diese Urkunde sei von Karl und allen seinen Großen vollzogen und in mehreren Exemplaren theils in Rom, theils in Francien niedergelegt worden. Gesehen hat sie freilich seit jenen Tagen kein lebender Mensch; ihr genauer Wortlaut ist also unbekannt und jede diplomatische Prüfung ausgeschlossen.

Nimmt man die Sätze des Autors, wie sie stehen, so wird man nicht zweifeln können, daß nach seiner Meinung bereits König Pippin zu Kiersey und dann in Wiederholung des Aktes zwanzig Jahre später König Karl zu Rom dem Papste alle italischen Lande südwärts einer Linie von der Mündung der Magra bis zur Nordspitze des Adriatischen Meeres nebst Corsica und Istrien geschenkt habe, also mit anderen Worten ganz Italien mit einziger Ausnahme der heutigen Lombardei, Piemonts und Genuas. Ich denke nicht, daß irgend ein Mensch, der ohne eine vorgefaßte Meinung die Erzählung liest, darüber

*) Per designatum confinium, Cod. Luc. In der spätern Fassung per designationem confinium. Der Sinn ist zweifellos der gleiche.

einen Zweifel haben kann; so einfach entwickelt sich ihr Verlauf, so plan und folgerichtig schließen alle ihre Theile zusammen. Leider ergeben sich dann aber auf der Stelle sachliche Schwierigkeiten aller Art, und da man einmal die Biographie Hadrian's für eine eben so gleichzeitige und glaubwürdige Quelle hielt wie jene Stephan's III., so gerieth man zur Lösung jener Bedenken auf die Auskunft, der Autor könnte vielleicht und würde also auch wohl an der uns beschäftigenden Stelle ganz etwas anderes gemeint haben, als was seine Worte besagen — oder auch in anderer Wendung, seinen Angaben liege ein Mißverständniß des im Wortlaute für uns verlorenen Documentes zu Grunde, dessen wirklichen Inhalt wir dann aus unsern sonstigen Daten zu errathen hätten. So sind denn von verschiedenen Seiten verschiedene Interpretationsversuche gemacht worden, deren Argumente allerdings unter einander wieder in unversöhnlichem Hader liegen und sich gegenseitig aufheben.

Die Einen gingen dabei von der Ansicht aus, eine so gewaltige Schenkung sei undenkbar bei Pippin, aber wohl anzunehmen bei Karl dem Großen, und gelangten hiernach zu einer Umdeutung des ersten Theiles der Erzählung. Es wurde erörtert, daß der Autor mit dem lateinischen Worte idem nicht immer den bestimmten Begriff „derselbe“ verbinde, sondern es häufig in allgemeinem Sinne, etwa wie unser „jener“ verwende: wenn er also melde, Karl habe easdem civitates geschenkt, so brauchten dies nicht gerade ganz dieselben Städte zu sein, wie Pippin sie bezeichnet habe, sondern auch andere und viel mehrere. Damit war freilich nicht weit zu kommen; denn wenn man auch in dem oben mitgetheilten Texte allerorten das Wort „dieselben“ mit „jene“ vertauschte, immer bleibt die Rückbe

ziehung der späteren Schenkung auf die frühere erhalten. So hat man dann sich auf den Satz des Berichtes geworfen, nach welchem Karl ein neues Versprechen nach dem Muster des vorigen habe anfertigen lassen und darin „jene Territorien geschenkt habe, nach der Begrenzung, in welcher jene Urkunde sie zeige“: man hat decretirt, daß unter der hier zuletzt genannten Urkunde nicht die alte Pippin'sche, sondern die neue Karl's zu verstehen sei, woraus dann weiter folge, daß auch „jene Territorien“ nicht von Pippin, sondern erst von Karl geschenkt seien. Ich kann nur finden, daß bei diesem Schlusse die Voraussetzung unerweislich und, selbst ihre Richtigkeit angenommen, die Folgerung willkürlich ist. Gerade umgekehrt zeigt die natürliche Auffassung der Worte, daß nach dem Zusammenhange der Erzählung unter dem Ausdruck „jene Territorien“ ganz sicher das von Pippin geschenkte Land und folglich unter der Bezeichnung „jener Urkunde“ eben so sicher das von Pippin angeblich ausgestellte Document zu verstehen ist. Der Autor hat unzweifelhaft nichts anderes im Sinne als die Identität der beiden Schenkungen. Der Papst begehrt nach seinem Berichte von Karl nicht eine Erweiterung seiner Dotation, sondern die vollständige Erfüllung des Versprechens von Kiersey; der König läßt sich dieses vorlesen, es gefällt ihm wohl und er befiehlt die Anfertigung einer neuen Urkunde nach dem Muster der alten: wie wäre hier an eine ungefähr achtfache Vergrößerung der früheren Schenkung zu denken? *) Zum

*) Noch ist darauf hingewiesen worden, daß Hadrian (ep. 90) wiederholt erkläre, Karl habe die Schenkung von Ravenna „weiter bekräftigt“ (amplius confirmavit); das Wort „amplius, weiter“ zeige also, daß Karl die alte

Ueberflusse schreibt Papst Hadrian selbst ein Jahr später an Karl: er hoffe, daß alles zum Vollzug kommen werde, was „König Pippin einst gemeinsam mit Karl dem hl. Petrus verheißen und später Karl selbst bei seinem Besuche in Rom, dieselben Dinge gelobend, bekräftigt habe, als er demselben Apostel dieselbe Verheißung mit seiner Hand darbrachte". Stehe es mit dem Inhalt der beiden Verheißungen wie es wolle, daß er in beiden gleichlautend gewesen, darüber sind der Papst und sein Biograph einverstanden.

Es sind denn auch durchaus nicht alle Vertheidiger des römischen Berichtes der eben bekämpften Ansicht beigetreten. Vielmehr überwiegt heute, wenn ich nicht irre, die Auffassung, daß Karl's Schenkung von 774 lediglich eine Bestätigung oder Wiederholung der Zusagen von Kiersey gewesen. Man weist — und ohne Zweifel mit gutem Grunde — den Einwand zurück, Pippin so wenig wie Karl habe unmöglich weite Landstriche verschenken können, von denen nicht eine Scholle Erde in ihrem Besitze gewesen. Denn es sei deutlich, es handele genau genommen sich nicht um eine Schenkung, sondern nur um ein Versprechen zu schenken, und offenbar könne man durchaus verständigerweise einem dritten verheißen, ihm eine Sache zu schenken, sobald man sie selbst erworben habe. Dagegen ist nichts zu erinnern, wohl aber ist es dann auch selbstverständlich, daß bei ehrlichem Verfahren hiermit die Verpflichtung übernommen wird, nach besten Kräften die Verwirklichung des Erwerbes und damit der Schenkung herbeizuführen, wie es denn

---

Schenkung erweitert habe. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Wort confirmavit das gerade Gegentheil darthut.

in unserem Falle auch die Päpste nicht anders hätten verstehen können. Nun aber hat zunächst König Pippin, wie wir dies im einzelnen verfolgt haben, in zwei siegreichen Feldzügen seine Thätigkeit auf die Verwirklichung eines äußerst geringen Theiles seiner angeblichen Verheißungen beschränkt: wie ist ein solcher wiederholter Wortbruch, wie das tiefe Schweigen dreier Päpste darüber zu erklären? Man hat dies zuletzt ganz natürlich finden wollen, nach folgender scharfsinniger Betrachtung. Pippin, sagt man, habe dort in Kiersey, weit von Italien entfernt und die Schwierigkeiten der Sache nicht überblickend, dem Papste glänzende Aussichten eröffnet, dann aber in die italienischen Verwicklungen eingetreten, die Schattenseiten des Systems kennen gelernt und sich möglichst rasch aus dem Spiele zurückgezogen, so daß der Papst sich wohl oder übel mit dem einen mäßigen Beutestück, dem Exarchat, habe abfinden lassen müssen. Welch eine Auffassung des gewaltigen Frankenfürsten ist dies aber, einzig der Rettung einer zweifelhaften Urkunde zu Liebe. Er, der durch König Liutprand in Pavia seine Wehrhaftmachung empfangen und dann dessen Scharen als Hülfstruppen seines Vaters in das Feld hatte rücken sehen, er, der mit dem Papste seine eigene Thronbesteigung verhandelt und dann mit Rom und Pavia in vielfachem Gesandtschaftsverkehr gestanden hatte, er soll in blanker Unkenntniß der italienischen Zustände Italien verschenkt haben. Er, der in politischer Begabung seinem großen Sohne beinahe gleich steht, der ein tief zerrüttetes Reich zu innerer Ordnung und europäischer Machtstellung emporführt, er soll mit unbedachtem Leichtsinn sich in einen großen Krieg mit einem verbündeten Nachbarstaat eingelassen und über die e Politik erst dann klar gesehen haben, als seine Füße

wieder auf dem Boden Italiens gestanden. Man braucht, meine ich, solche Dinge nur auszusprechen, um ihre Unmöglichkeit zu erkennen.

Indessen, wenn nicht aus diesen, immer hätte ja möglicherweise Pippin aus andern uns unbekannten Gründen die große Schenkung verheißen können. Unter dieser Voraussetzung meinen denn einige Forscher auch die Zweifel gegen die angebliche Schenkung Karl's beschwichtigen zu dürfen. In geradem Gegensatze zu jenen, welche Pippin's Schenkung aufgeben wollen, um die Freigebigkeit Karl's desto sicherer zu behaupten, sagen sie, es sei schwer zu glauben, daß damals Karl eine ganz neue Verheißung dieses Umfangs hätte geben mögen; aber die Anerkennung der früheren, von ihm selbst ratificirten Urkunde seines Vaters hätte er anstandshalber dem Papste schon bewilligen müssen; allerdings habe er es mit dem stillen Vorbehalte gethan, sein Versprechen eben so wenig wie sein Vater zu halten. Offenbar aber würde unter dieser Voraussetzung die Gehässigkeit des Verfahrens noch viel deutlicher als bei Pippin hervortreten. Denn bei diesem wäre die sachliche Unmöglichkeit der Erfüllung immerhin wahrscheinlich zu machen, während nach der Eroberung des ganzen Langobardenreiches der Wortbruch bei Karl nur dessen bösen Willen zur Ursache gehabt hätte. Wie oben also bei Pippin eine grenzenlose Unfähigkeit, muß hier bei Karl eine schlimme Treulosigkeit supponirt werden, nur zu dem Zwecke, die Glaubwürdigkeit eines anonymen Schriftstellers und seiner bis jetzt noch unbekannten Gewährsmänner zu retten.

Wenn sich dies alles schon vielfach bedenklich zeigt, so wachsen die Unwahrscheinlichkeiten bei näherer Betrachtung des

in der Vita erzählten Vorgangs. Es hätte danach Pippin in Kiersey dem Papste zunächst die unzweifelhaft byzantinischen Provinzen Corsica, Venetien und Istrien, sodann alle langobardischen Lande mit einziger Ausnahme der subalpinen überwiesen. D. h. er hätte die Absicht bekundet, den Krieg gegen Aistulf zum Zwecke der völligen Vernichtung des langobardischen Reiches zu beginnen, den größeren Theil derselben dem Papste zu überliefern und dann zu dessen Bestem einen neuen Eroberungskrieg gegen das oströmische Kaiserthum zu eröffnen. Und zwar wäre dieser Plan nicht etwa in tiefem Geheimniß des Kabinets mit dem Papste verabredet worden, sondern die Vita sagt ausdrücklich, daß alle Richter des Frankenreichs mit ihren Königen dem Papste eine solche Zusage geleistet, und in Bezug auf diesen Punkt stimmt auch Stephan's Biograph überein, es sei die Ausführung des königlichen Versprechens in Kiersey von allen fränkischen Magnaten beschlossen worden. Und trotz dieser öffentlichen Verkündigung eines gegen Langobarden und Byzantiner zu eröffnenden Kampfes auf Leben und Tod bleibt der große Plan in der übrigen Welt so unbekannt, daß weder der Fortsetzer des Fredegar noch Stephan's Biograph davon das Geringste, sondern ganz entgegengesetzte Kunde vernehmen, daß Pippin dem König Aistulf wiederholt die Fortdauer des Friedens zusichern kann, wenn er nur seine Angriffe auf Rom einstelle, ja daß noch 756 die Byzantiner höchst unbefangen dem Frankenkönig ihre Hoffnung aussprechen, er werde nach Vertreibung der Langobarden aus [illegible] Stadt ihrem rechtmäßigen Oberherrn, dem Kaiser, [illegible] Wie man sieht, drängt hier ein Widersinn den

Ueberhaupt aber zeigt die Vergleichung der Vita Hadriani mit den aus den gleichzeitigen Quellen ermittelten Thatsachen die absolute Unverträglichkeit beider. Und dies ist der schlechthin entscheidende Punkt. Das Verhältniß steht nicht etwa so, daß die Vita Hadriani etwas mehr wüßte als die gleichzeitigen Quellen, ähnlich wie wir dies bei der Vita Stephani im Vergleiche mit dem Fortsetzer Fredegar's wahrnehmen. Nein, die Erzählung der Vita Hadriani ergänzt die Berichte der Quellen nicht, sondern schließt sie aus: wenn ihre Darstellung gelten soll, so ist der in den Quellen geschilderte Verlauf der Ereignisse unmöglich, und umgekehrt. Denn, wie wir sahen, jeder der Quellenberichte hängt in allen seinen Theilen auf das beste zusammen; bei jedem gewährt Pippin genau dasselbe, was nach der vorausgegangenen Angabe des Erzählers der Papst begehrt hat, und wieder genau dasselbe wird dann als Friedensbedingung dem Gegner vorgeschlagen und als Kriegsergebniß auferlegt: und stellt man dann beide Berichte neben einander, so zeigt sich wieder, daß sie in verschiedener Ausdrucksweise und Ausführlichkeit genau dasselbe darlegen wollen. Eben dieses aber ist etwas gründlich anderes als was die Vita Hadriani berichtet. Es handelt sich entfernt nicht um die Vernichtung des langobardischen Reiches, nicht um einen Eroberungskrieg gegen das oströmische Kaiserthum. Der Papst erhält eine einzige Bereicherung, Ravenna nebst einigen Nachbarstädten und der Pentapolis; im übrigen wird ihm nur die Restitution der römischen Güter und Gerechtsame innerhalb der langobardischen (und weiterhin auch der byzantinischen) Provinzen in Aussicht gestellt. Keiner der Päpste, von Stephan III. bis auf Hadrian, von 756 bis 774, begehrt von den fränkischen Herrschern irgend

etwas anderes oder deutet auf eine vertragsmäßige Pflicht derselben, ein mehreres dem römischen Stuhle zu verschaffen. Alle ihre Briefe stimmen auf das beste mit den gleichzeitigen Historikern überein, während sie an keiner Stelle einen Anknüpfungspunkt an die angeblichen Pacte von Kiersey und Rom in der Vita Hadriani darbieten. Im Gegentheil, ihre weitschichtigen Verhandlungen über die iustitiae St. Petri bilden eine fortlaufende Widerlegung der angeblichen großen Schenkung. Wenn sie gemeinsam mit den fränkischen Commissaren den Langobarden ihre Rechtsansprüche auf einzelne Aecker, kommunale Grenzen, Forsten und Viehheerden entwickeln, wie kann man voraussetzen, daß Pippin ihnen den Besitz der ganzen betreffenden Provinz bereits zugesichert hätte? Wenn schließlich Stephan IV. freudig meldet, daß Desider alle Forderungen erfüllt, alle Gerechtsame des hl. Petrus restituirt habe, will man annehmen, der König habe sich zu den Concessionen des großen Pactums bequemt und dem Papste ganz Mittel- und Unteritalien überlassen? Niemand wird dies glauben. Es gibt also für uns kein drittes: entweder die gleichzeitigen Quellen oder die große Schenkung von Kiersey müssen wir verwerfen und aus unserem Material für die Erkenntniß der Thatsachen ausscheiden. Die Wahl, scheint mir, kann nicht zweifelhaft sein.

Einem Vertheidiger der Schenkung von Kiersey, einem sonst sehr tüchtigen und verdienten Forscher*), ist dies sachliche Ergebniß auch so deutlich geworden, daß er zu einem, ich möchte sagen, verzweifelten Mittel zur Rettung der Urkunde gegriffen hat. Er entwickelt die Ansicht, die Urkunde habe ganz etwas

---

, in den Jahrbüchern Karl's des Großen.

anderes enthalten, als der Biograph Hadrian's irrthümlicherweise angebe. Es sei in Wahrheit dem Papste nur eine Provinz, eben Ravenna und Pentapolis, sonst aber aus allen andern dort genannten Provinzen nur die darin belegenen Patrimonien, Güter und Gerechtsame zugesagt worden. Nun, damit wäre dann in der That die Harmonie zwischen der angeblichen Urkunde und den Quellen in aller Vollständigkeit und durchaus im Sinne der letztern hergestellt. Nur schade, daß der Biograph davon schlechterdings nichts wissen will. Er will sagen, und so ist er auch im Mittelalter überall, wo sein Bericht citirt wird, verstanden worden, Pippin und Karl hätten zwei Drittel Italiens dem hl. Petrus geschenkt. Er denkt an keine Unterscheidung zwischen dem Exarchat und den andern Provinzen, unter welchen er jenen ohne irgend eine hervorhebende Bemerkung aufführt. Er läßt universum Exarchatum Ravennatium sicut antiquitus erat atque provincias Venetiarum et Histriam, necnon et cunctum ducatum Spoletinum et Beneventanum dem päpstlichen Stuhle zubilligen. Er also will die ganzen Herzogthümer und nicht bloß die darin belegenen Patrimonien. Sagt man, er habe sich geirrt, die wirkliche Urkunde habe nur die Patrimonien bezeichnet, so sind wir freilich in der Sache einig; dann aber ist überhaupt von der großen Schenkung von Kiersey keine Rede mehr, denn die Vita ist schlechterdings die einzige Quelle, durch die wir von derselben erfahren. Es bleibt dann nur der ächte Bericht über den Vertrag von Ponthion, die Schenkung von 756 und die in Hadrian's Brief bezeugte Bestätigung beider durch Karl den Großen.

Es erübrigt noch, die Richtigkeit unserer Ansicht an dem weiteren Ber[illegible] Hadrian's zu prüfen. Hier zeigt

sich nun ein eigenthümliches Verhältniß. Der Papst, wie wir sahen, hatte bei dem Zusammenbrechen des langobardischen Reiches auch für sich nach Kräften umhergegriffen und gleich im ersten Moment die Städte Osimo und Ancona sowie das Herzogthum Spoleto bestimmt, dem hl. Petrus Huldigung zu leisten. Als dann Karl selbst die langobardische Krone auf sein Haupt gesetzt hatte, mochte Hadrian denken, daß sein bisheriger Bundesgenosse und Beschützer nicht so eifersüchtig wie einst Desider die langobardischen Rechtstitel gegen den apostolischen Stuhl aufrecht halten würde, und fuhr also tapfer in seinen Bestrebungen auf Gebietserweiterung fort. Wenn man manche seiner Briefe an den König liest, so könnte man zu einem halben Glauben an die große Schenkung kommen, so unbefangen schreibt er gleich 775 dem Könige, da jener dem hl. Petrus das Herzogthum Spoleto geschenkt habe, möge er jetzt seinen Beamten dessen Ueberlieferung befehlen. Allerdings mußte ich sagen, zu einem halben Glauben, denn wenn die hier behauptete Schenkung des Herzogthums Spoleto zu der angeblichen Urkunde von Kiersey allerdings stimmen würde, so verheißt diese auch das ganze Herzogthum Benevent und innerhalb der von ihr bezeichneten Grenzlinie ist auch das ganze Herzogthum Tuscien einbegriffen, der Papst aber redet zu dem Könige später immer nur von der erfolgten Schenkung einiger tuscischer und beneventanischer Städte, so daß, auch wenn ihm Karl wirklich das Herzogthum Spoleto überlassen hätte, der Weg noch weit wäre zu der falschen Schenkung von Kiersey. Und nun ergeben die weiteren Briefe des Papstes, daß Karl sich auf einem völlig andern Standpunkte befindet, die von Hadrian behaupteten Schenkungen nicht anerkennt, sondern, um es gleich im voraus

nur die Vorwerke bewilligen wollen, der Papst hoffe, daß die fränkischen Commissare den Willen ihres Herrn besser verstehen würden. Nicht anders schreibt er 788 dem Könige über die vorher erwähnten tuskischen und beneventanischen Städte: der König, nachdem er sie dem hl. Petrus geschenkt, möge seinen Commissaren die Ueberlieferung derselben befehlen. Bei allen nehmen darauf die Commissare zunächst die Untersuchung der Eigenthumsfrage vor, und deren Ergebniß ist, daß der Papst dort zwar die bischöflichen Häuser, die Klöster und die öffentlichen Gebäude, aber zu seinem Aerger nicht die Hoheit über die Einwohner erhält. Zu der angeblichen Schenkung von Kiersey passen diese Vorgänge offenbar wie die Faust auf's Auge; ihr wirklicher Charakter aber ist aus den Thatsachen, wie ich meine, leicht zu erschließen. Karl ist wie sein Vorgänger bereit, nach dem Pacte von Ponthion dem Papste jedes nachweisbare Recht des hl. Petrus zuzuerkennen und die Restitution aller widerrechtlich entrissenen Besitzungen zu gewähren; der Papst sucht diese Stimmung in möglichst weitem Umfange auszunutzen und subsumirt von vorn herein jeden Gegenstand, auf den er einen Rechtsanspruch anmeldet, unter das königliche Schenkungsversprechen; er muß dann freilich ausnahmslos erfahren, daß der König auf dem alten Standpunkte „Restitution aber nicht Bereicherung" bleibt und seine Commissare danach verfahren läßt.*) Hadrian insinuirt dagegen dem Könige einen Hinweis

---

*) Dies gilt von der allgemeinen Berechtigung der päpstlichen Ansprüche. Daß Karl dem apostolischen Stuhle vielleicht einzelne specielle Schenkungen gemacht haben kann, ist natürlich nicht in Abrede zu stellen, so z. B. Capua, da in Bezug auf diese Stadt der Papst eine Schenkungsurkunde erwähnt, die gemeinschaftlich von Karl, seiner Gemahlin und seinen Söhnen vollzogen wor-

gerathen fand, dem Briefe eine ganze Anzahl archivalischer Dokumente zum Erweise seiner Rechtsansprüche auf Güter in Spoleto, Tuscien, Benevent beizulegen. Offenbar wäre das letztere sehr unnöthig gewesen, wenn Karl ihm als neuer Constantin alle diese Provinzen vermittels einer einzigen Urkunde bereits überwiesen hätte.

Im Jahre 781 schrieb dann Hadrian dem Könige, dessen Commissare hätten Befehl gehabt, der römischen Kirche das ganze Patrimonium der Sabina zurückzustellen, sie hätten aber diesen Befehl noch nicht ausgeführt. Daß er auch hier wieder kategorischer als billig redet, daß der königliche Befehl an die Bedingung eines rechtlichen Beweises geknüpft war, zeigt Hadrian selbst durch die unmittelbar folgende Betheuerung, ein solcher Beweis sei geliefert, mehrere hundertjährige Männer seien bereit, das alte Eigenthumsrecht des hl. Petrus an diesem Patrimonium zu bezeugen. Die königlichen Commissare müssen aber die Aussage dieser Greise nicht für entscheidend gehalten haben, da im nächsten Briefe der Papst sich beklagt, daß schlechte Menschen allerlei Einwendungen vorgebracht und die Commission dadurch von der Ueberlieferung des Patrimoniums abgehalten hätten. Im folgenden Briefe meldet er dem Könige, dessen Commissar habe die Urkunden der Kaiser und selbst der nichtswürdigen Langobardenkönige eingesehen, worin das Patrimonium mit seinen Vorwerken*) genau bezeichnet sei; Desider habe der Kirche

Kiersey wirklich ausgestellt hätte; der wirkliche Verlauf aber [...]ombination nicht den geringsten Anhalt.

[...]asis suis, vgl. Ducange s. v. Hieraus geht deutlich hervor, [...]m die Hoheit über eine Provinz, sondern um das Eigen[...]ndgut handelte. Kein Mensch würde doch z. B. von dem [...]o und dessen Vorwerken reden können.

sica, nicht aber an eine Schenkung der ganzen Insel denken können.

Noch sind einige Bemerkungen erforderlich über eine neuerdings vorgeschlagene Combination, in welcher alle scheinbar entgegengesetzten Nachrichten ihre Vereinigung finden sollen. Ficker*) hat die unechten Urkunden Ludwig's des Frommen, Otto's I. und Heinrich's II. über päpstliche Rechte und Besitzungen einer Kritik unterzogen, welche mit höchst umfassender Belesenheit und einer nicht minder anerkennenswerthen Umsicht und Scharfsicht zu dem Resultate gelangt, daß dieselben in ihrer jetzigen Gestalt nach Abschriften der verlorenen Originale angefertigt seien, daß dabei die letzteren mehrfache Verstümmelungen und Interpolationen erlitten, daß jedoch der größere Theil des uns jetzt vorliegenden Inhalts aus den Originalen unversehrt herübergenommen sei. Hierzu rechnet er nun, und zwar als einen wesentlichen Beweis seines Satzes, folgende Stelle des Diploms Ludwig's des Frommen. Nachdem der Kaiser die Besitzungen des römischen Stuhles aufgezählt — im wesentlichen neben dem römischen Ducat, dem Exarchate und der Pentapolis diejenigen Ortschaften und Patrimonien, auf welche wir Hadrian I. Ansprüche erheben sahen, unter absolut gefälschter Hinzufügung der Inseln Sicilien und Sardinien — fährt er fort: „gleichermeiße bestätigen wir hiermit die Schenkungen, welche König Pippin und später Kaiser Karl dem hl. Petrus gemacht haben, eben so den Zins und die Abgaben, die jährlich dem Könige der Langobarden entrichtet wurden, vom langobardischen Tuscien und dem Herzogthum Spoleto,

*) Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens 2. S. 34 f.

wie sie in den erwähnten Schenkungen enthalten sind, und wie Hadrian und Karl übereinkamen, als der Papst über jene Herzogthümer nach seiner Auctorität seine Vorschrift dem Könige bekräftigte, so zwar, daß jährlich dem hl. Petrus jener Zins bezahlt würde, unter Vorbehalt unserer Hoheit über jene Gegenden und deren Unterwerfung unter unsere Herrschaft." Da hier also eine besondere Uebereinkunft Karl's und Hadrian's erwähnt wird, durch welche der früher dem Papste überwiesene Zins demselben weiter zugebilligt, aber die Landeshoheit über die betreffenden Provinzen dem Könige vorbehalten wird, so schließt Ficker, es sei zwar 774 durch Karl die große Schenkung von Kiersey wiederholt, dann aber in dem hier erwähnten neuen Vertrag (nach seiner Ansicht wahrscheinlich 781) von beiden Contrahenten beseitigt, dem Könige die Landeshoheit über Tuscien und Spoleto zurückgegeben und dem Papste lediglich die Geldabgabe belassen worden. So erkläre es sich, daß die Vita Hadriani ganz richtig zu 774 die große Schenkung erzähle, daß folglich 775 der Papst von der Schenkung Spoletos an den hl. Petrus reden könne und daß er seit 781 nicht mehr ganze Herzogthümer, sondern immer nur einzelne Patrimonien begehre. Der Satz aber der Urkunde Ludwig's, der uns diese Erläuterung verschaffe, sei ohne Zweifel echt, denn die späteren Fälschungen seien im Interesse der Curie vorgenommen, gerade diese Stelle aber, welche dem Könige die Landeshoheit in den beiden Herzogthümern zuspreche, sei den mittelalterlichen Prätentionen des päpstlichen Stuhles schlechthin zuwider.

Diese Erörterung erscheint auf den ersten Blick bestechend in hohem Grade; ich leugne nicht, daß auch ich sie jahrelang für die zutreffende Lösung des Problems gehalten habe. Die

nähere Betrachtung aber hat mich zu Bedenken geführt, die ich hier vorlegen will.

Vor allem, ist die citirte Stelle wirklich echt? ist sie aus einem echten Original herübergenommen, und nicht wie andere Stücke des heute uns vorliegenden Textes das Werk eines Fälschers? Ficker meint, wie wir sahen, im 11. oder 12. Jahrhundert hätte ein Fälscher sicher nicht die dem päpstlichen Interesse zuwiderlaufende Anerkennung der königlichen Hoheit über Tuscien und Spoleto aus eigener Erfindung in den Text gesetzt; er müsse sie also in der von ihm bearbeiteten Vorlage bereits vorgefunden haben. Aber woher wissen wir, daß die Anfertigung des uns vorliegenden Textes erst im 11. Jahrhundert stattgefunden hat? Daß das älteste uns erhaltene Exemplar sich in einem Codex des 12. findet, kann doch nicht als Gegenbeweis gegen eine frühere Entstehung dienen, gegen die Fabrikation der Urkunde in einer Zeit, wo die königliche Hoheit über jene Landschaften noch unbestritten fest stand und für die Kirche schon die Erwerbung der erwähnten Geldrenten als unverächtlicher Gewinn erscheinen konnte. In der Sache aber ist zu betonen, worauf Ficker kein Gewicht gelegt hat, daß nach unserer Stelle die Ueberweisung jener Renten an den Papst keineswegs erst durch Hadrian's späteren Vertrag mit Karl, sondern schon durch die Pacte Pippin's von 754 und Karl's von 774 geschehen sein soll. Erscheint es nun glaublich, daß bereits Pippin in Ponthion, wo nach allen andern Quellen vielleicht von der dereinstigen Schenkung Ravennas, im übrigen aber ganz sicher nur von Restitution alter Gerechtsame die Rede war — daß hier Pippin den Papst durch Zuweisung von Abgaben, die erklärtermaßen bisher nicht der römischen Kirche,

sondern dem langobardischen Könige zukamen, habe bereichern wollen? daß er ihm Steuern aus Provinzen garantirt habe, welche langobardisch blieben, und daß mithin der König der Langobarden nicht bloß dem fränkischen Reiche, sondern auch dem römischen Stuhle tributär geworden wäre? oder daß, wenn dies 756 nicht zur Ausführung kam, die Päpste bei den folgenden Verhandlungen niemals die Sache erwähnt hätten?

Dies alles erscheint mir in hohem Grade problematisch, und ich bekenne mich deshalb geneigt, das Diplom Ludwig's für eben so apokryph wie die große Schenkung von Kiersey zu halten. Aber weiter. Nehmen wir trotz jener Gegengründe einmal an, die fragliche Stelle stamme aus einem echten Original: was würde sie für die Echtheit der großen Schenkung, für die Glaubwürdigkeit der Vita Hadriani beweisen? Wenn sie erklärt, daß Hadrian einige Jahre nach 774 die Hoheit des Königs über Spoleto und Tuscien anerkannt habe, so folgt doch daraus nicht, daß vorher im Jahre 774 durch König Karl oder gar 754 durch König Pippin dem Papste diese Hoheit überwiesen worden. Höchstens kann man vermuthen, der Papst habe sie damals factisch besessen oder rechtlich beansprucht, dann aber auf Karl's Protest darauf verzichtet — eben wie wir nach dem Briefe Hadrian's von 775 und den darauf folgenden Vorgängen uns oben das Verhältniß vorstellten. Ja noch mehr, daß die Frankenkönige 754 oder 774 dem Papste jene Landeshoheit geschenkt, dafür gibt die Urkunde nicht nur keinen Beweis, sondern sie liefert, die Echtheit der Stelle vorausgesetzt, einen schlagenden Beweis für das Gegentheil. Denn indem sie meldet, daß der Papst laut den Schenkungen von 754 und 774 jene Renten in Tuscien und Spoleto hätte erhalten sollen, so

ist doch hiermit höchst unzweideutig gesagt, daß ihnen damals nicht diese Provinzen überhaupt zugewiesen wurden. Wie wäre eine einzelne Steuer zur Erwähnung gelangt, wenn das ganze Territorium geschenkt worden wäre? Wer ein Herzogthum verschenkt, verschenkt damit auch die dem Landesherrn dort zukommenden Steuern: und umgekehrt, wer eine einzelne Steuer in einem Staate einem Dritten zubilligt, bekundet damit sattsam, daß er nicht den ganzen Staat diesem Dritten überliefert.

Für die große Schenkung von Kiersey bleibt das Ergebniß immer gleich negativ. Wenn die besprochene Stelle in Ludwig's Diplom unecht ist, so ist selbstverständlich damit überhaupt nichts anzufangen. Wenn sie echt ist, beweist sie gegen die Aussagen der Vita über die Schenkung von Kiersey. Und selbst wenn sich durch die Angaben des Diploms die Ansicht begründen ließe, es sei die Schenkung von 774 einige Jahre später durch die beiden Contrahenten wieder aufgehoben worden und damit der Gegensatz zwischen den späteren Ereignissen und den angeblichen Versprechungen von 774 erklärt, immer bliebe der flagrante Widerspruch zwischen der Vita Hadriani und allen Aussagen der gleichzeitigen Quellen über den Verlauf der Dinge zwischen 754 und 774. Alle sonstigen Nachrichten, die Briefe der Päpste und die Berichte der Historiker stimmen trefflich überein; kein Ereigniß kommt vor, welches in ihrem Zusammenhange nicht seine genügende Erklärung fände. Aber die große Schenkung von Kiersey und Rom ist in diesen Zusammenhang schlechterdings nicht einzureihen: sie ist eine Erdichtung.

Man wird nun vielleicht Auskunft über den Verfertiger des Documentes, sowie über die Verhältnisse bei seiner Entstehung verlangen. Ich will mit meiner Ansicht nicht zurück-

halten, aber allerdings zuvor feststellen, daß die Kritik der Urkunde von der Entdeckung ihres Urhebers völlig unabhängig ist. Pseudo-Isidor's Decretalen blieben immer eine Fälschung, auch wenn uns alles Material zur Erörterung von Zeit, Ort und Anlaß ihrer Entstehung fehlte. Daß es wie überhaupt im Mittelalter, so auch in Rom vor und nach dem 8. Jahrhundert recht sehr gebräuchlich war, eigene Begehren und Ansprüche in der Form erdichteter Documente geltend zu machen, ist bekannt genug, und Hadrian's Correspondenz hat uns gezeigt, daß er in der Angabe seiner Rechtstitel viel mehr den mittelalterlichen Anschauungen als unsern kritischen Skrupeln folgte. Er war der erste, welcher die angebliche Schenkung Constantin's an Silvester in die Geschichte einführte und damit sich bei Karl einen unechten Titel auf den Besitz ungefähr desselben Gebietes beilegte, wie es die große Schenkung von Kiersey zeigt. Mag nun die eine oder die andere Erfindung älteren Datums sein, jedenfalls kann man die Zeit und den Mann, welche die eine producirten, nicht ungeeignet für die Veranlassung der andern nennen. Daß er 774 vor Karl's Ankunft in Rom diesem noch nicht die Absicht zutraute, sich selbst zum Könige der Langobarden und damit zum Rechtsnachfolger in allen langobardischen Ansprüchen zu machen, scheint sein damaliges Umsichgreifen in Tuscien und Spoleto darzuthun; auch haben wir gesehen, mit welcher Unbefangenheit seine Briefe dem fränkischen Könige auf den Kopf zusagten, daß er Spoleto, die Sabina u. s. w. dem hl. Petrus geschenkt habe, während die dann folgenden Maßregeln des Königs und seiner Commissare das gerade Gegentheil zur Evidenz brachten. Bei solchen Gesinnungen des Papstes bekenne ich nicht eben erstaunt zu sein, wenn bei der Curie

damals die berühmte Urkunde von Kiersey und deren Bestätigung durch Karl entstand oder wenigstens eine Nachricht darüber fortgepflanzt und ein Menschenalter später in der Vita Hadriani niedergelegt wurde.

Man könnte etwa noch einwenden, zu Karl's Lebzeiten und in den ersten Jahren nach seinem Tode (und in dieser Zeit ist ja die Vita Hadriani aufgezeichnet worden) sei die fränkische Weltherrschaft auch in Italien so fest gegründet gewesen, daß nicht wohl ein verständiger Mensch an die Anfertigung oder Vorlage einer Urkunde hätte denken können, welche die Herrschaft über Italien einem andern Gewalthaber verschaffen sollte. Ich entgegne zunächst mit der Frage: wie viel wissen wir denn von der Festigkeit des von Karl dem Großen beherrschten Reiches, und vollends, wie viel von der Meinung der damaligen Italiener über diesen Zustand, um mit irgend welcher Sicherheit bestimmte Schlüsse auf unsere Kenntniß bauen zu können? Die Gesetze der letzten Lebensjahre des Kaisers zeigen äußerst traurige Verhältnisse im Innern, tiefe Erschöpfung des Volkes durch die langen Kriege, anarchisches Treiben des Adels, hierarchisches Emporstreben des Klerus; selbst die Sicherung der Grenzen nach außen ist keineswegs zuverlässig. Italien hatte seine besondere Verwaltung unter dem jungen König Pippin, nach dessen frühem Tode sein unmündiger Sohn Bernhard succedirte. Papst Leo III., der, durch römischen Aufruhr und einen Criminalprozeß bedroht, die Kaiserkrönung vollzogen hatte, stand zu dem fränkischen Monarchen durchaus nicht immer in freundschaftlichen Beziehungen, und daß von Karl's Nachfolger Ludwig dem Frommen eine wuchtige Energie gegen das Oberhaupt der Kirche zu erwarten wäre, vermuthete kein Mensch in dem

weiten Reiche. Unter solchen Umständen konnte, wie mir scheint, im Lateran sehr wohl die Erinnerung an Hadrian's erste Bestrebungen sich erneuern und der Gedanke heranreifen, wenn nicht Italien von dem Kaiserreiche völlig loszureißen, so doch die gesonderte Verwaltung der Halbinsel, wie sie bisher Pippin und Bernhard geführt, dem Papste zu gewinnen. Bei der sogenannten Reichstheilung von 806 hatte einst Karl der Große bestimmt, einer seiner Söhne solle Italien nordwestlich von den Grenzen des hl. Petrus, der andere das Land südöstlich von denselben empfangen; der Kirchenstaat wäre hiernach keinem dieser Unterkönige zugefallen, sondern unmittelbar unter der kaiserlichen Oberhoheit geblieben. Wenn also der Papst in der Zukunft die Verwirklichung der Schenkung von Kiersey erlangte, so wurde am Rechte des Kaiserthums nichts geändert, sondern nur innerhalb desselben dem Gebiete St. Petri eine weitere, allerdings sehr erheblich weitere Begrenzung gegeben. Thatsächlich, wie man weiß, ist es zu solchen Dingen in jener Zeit nicht gekommen: für uns kam es aber auch nur auf den Nachweis an, daß unter den Verhältnissen etwa von 815 oder 820 die in der Schenkung von Kiersey niedergelegten Tendenzen sehr wohl in einem strebenden Geiste des Laterans wieder erwachen und in der Darstellung der Vita Hadriani für günstige Momente aufbewahrt werden konnten.



Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge.

Reiffenberg, Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur etc. 2. Division. Legendes historico-poétiques. Bruxelles 1848.
P. Paris la chanson d'Antioche composée au commencement du 12. siècle par le pelerin Richard etc. Paris 1848.



Man weiß, welche Wichtigkeit für die neuere Wissenschaft die richtige Auffassung der Sage, ihres Wesens, ihrer Bildungsgesetze und ihres Verhältnisses zu Dichtung, Geschichte und Mythologie gewonnen hat. Seitdem Wolf und Niebuhr diese Forschungen in das Leben gerufen, sind durch den Einfluß derselben die Ansichten über den römischen Staat und die deutsche Literatur, über die classische Mythologie und die christliche Urgeschichte von Grund aus verwandelt worden. Ein Gegenstand also, der, wie kein andrer in aller Geschichte, einen genauen Einblick in die Entstehung eines großen Sagenkreises gewährt, der mitten in geschichtlichen Zeiten neben dem wirklichen Bilde der Thatsachen die Ursprünge einer völlig phantastischen Geschichte erkennen und im Einzelnen feststellen läßt, würde schon durch diese Beziehung das Interesse der Wissenschaft in Anspruch nehmen. Vollends aber wird auch eine eingehende Betrachtung gerechtfertigt, wenn das Ereigniß, welches der Sage den Inhalt liefert, an sich selbst von welthistorischer Bedeutung und somit jede Berichtigung der darüber herrschenden Ansichten von Wichtigkeit ist.

Die Erfolge des ersten Kreuzzugs haben dem Culturleben des ganzen Abendlandes für zwei Jahrhunderte seine Richtung angewiesen. Eine Begebenheit von so gewaltigem

Maaßstab, in welcher die Kräfte und die Leidenschaften eines ganzen Erdtheils zusammenströmten, mußte eine Menge gleichzeitiger Darstellungen in das Leben rufen. Es versteht sich, daß ihr Werth verschieden ist, daß sie mannichfache Standpunkte einnehmen, daß ihre Berichte starke Abweichungen von einander zeigen. Die späteren Bearbeiter haben dies längst wahrgenommen, aber mit friedfertiger Kritik die Differenzen zu schwächen oder zu versöhnen gesucht. Zu einer durchgreifenden Sichtung des Stoffes ist es auch in den Hauptwerken von Wilken und Michaud nicht gekommen. Erst vor wenigen Jahren habe ich, so viel ich weiß ohne Vorgänger, darauf hingewiesen*), daß in jenen Berichten nicht bloß Wahrheit und Irrthum vermischt, sondern daß vollkommen gleichzeitig mit dem genau erkennbaren Ereigniß, aus festen Grundgedanken heraus, eine Sagenschöpfung von reichem Detail und weitem Umfange erfolgt ist, daß vor Allem die volksthümlich gewordenen Momente, die Anregung des Kreuzzugs durch Peter den Einsiedler, und der Oberbefehl Herzog Gottfried's von Bouillon durchaus der Sage angehören, daß endlich die bisherige Ansicht der Geschichtschreibung auf einer willkürlichen Mischung dieser Sagen mit den Nachrichten der echten Quellen beruht.

Es war längst bekannt, daß der Ruhm Gottfried's von Lothringen auch die Dichtkunst des Mittelalters, insbesondere in Frankreich, angeregt, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl epischer Poesien in das Leben gerufen habe. Was aber von deren Inhalte verlautet hatte, nahm sich so ganz und gar als freie Fabel aus, daß ein Zusammenhang zwischen ihm und den

---

*) Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs. Düsseldorf 1841.

geschichtlichen Nachrichten unmöglich schien. So hatte noch Michaud diese Epopöen und Romane in seinen Büchern über die Kreuzzüge nur einer sehr kurzen Erwähnung gewürdigt. Zum ersten Male, wenn ich recht unterrichtet bin, suchte Leroux de Lincy*) durch ausführliche Mittheilungen aus Pariser Handschriften die wahre Bedeutung jener Romane in das Licht zu rücken; meine Untersuchungen führten von anderer Seite her von selbst auf die Vermuthung, daß sich dieselbe Sage, die auf der einen Seite etwas abgeflacht in die Geschichtschreibung Zugang gefunden, auf der andern etwas gesteigert zum Epos entwickelt habe. Seitdem sind nun weitere Veröffentlichungen erfolgt, welche diese Vermuthung in vollem Umfange bestätigen, und, wie es scheint, sowohl die geschichtliche Forschung als die Erkenntniß der Sage über den ersten Kreuzzug zum Abschlusse bringen.

Es ist gewiß, daß die Poesie sich der Ereignisse der Kreuzfahrten schon sehr früh bemächtigt hat. Wir vernehmen von Gregor Bechada, einem tapfern und gelehrten Ritter, der im Anfang des 12. Jahrhunderts in französischen Versen den Verlauf des ersten Kreuzzuges darstellte. Graf Wilhelm IX. von Aquitanien besang in scherzhaften Liedern das selbst erduldete Leiden des Pilgerzugs von 1101. Nicht viel später schilderten die Geistlichen Fulco und Gilo die Thaten des großen Kreuzheeres in lateinischen Hexametern. Im Morgenlande selbst ließ Fürst Raimund von Antiochien um 1130 ein Gedicht aufzeichnen, la chanson des Chétifs, welches die angeblichen Erlebnisse Peter des Einsiedlers und seiner Gefährten verherrlichte.

*) Biblioth. de l'école des chartes. Tom. 2.

Den Ruhm endlich Gottfried's von Bouillon, Boemund's und und ihrer Genossen besang ein Pilger Richard, der selbst die Kreuzfahrt mitgemacht, und so wie es scheint, der thatsächlichen Richtigkeit seiner Angaben noch sicherer sein müßte als Fürst Raimund. Seine Arbeit schloß, so viel wie wir wissen, mit der Ankunft des christlichen Heeres vor Jerusalem. Die Kämpfe um Antiochien bildeten, wie dies auch in der Anschauung anderer Zeitgenossen der Fall war, den Mittel- und Höhepunkt seines Gegenstandes.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man schon im 12. Jahrhundert sich nicht bloß auf diese Stoffe beschränkte, sondern in mehr oder minder ausführlichen Poesien sowohl die Vorgeschichte der Helden als auch die spätere Herrschaft der Christen zu Jerusalem schilderte. Indeß fehlt darüber jede positive Notiz; wir bemerken nur, daß einzelne Anschauungen, die später hierüber in kunstmäßigen Heldengedichten Eingang fanden, schon damals von Mund zu Mund gingen und in weiten Kreisen für geschichtliche Wahrheit gehalten wurden.

Sämmtliche bisher erwähnte Dichtungen in ihrer ursprünglichen Gestalt sind außer wenigen Bruchstücken verloren. Dafür liegen eine Reihe späterer Umarbeitungen derselben vor, die zum Theil ihre Quellen selbst nennen, und wie sich zeigen wird, ihre Aenderungen nicht auf den Inhalt des Ueberlieferten erstreckt haben. An der Spitze derselben steht der 1848 durch Paulin Paris zum ersten Mal herausgegebene „Gesang von Antiochien", im Wesentlichen eine Wiederholung der von dem Pilger Richard gedichteten Lieder, die wahrscheinlich gegen Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts vollendet worden ist. Der Dichter nennt sich Graindor von Douai; man kennt

ihn als Verfasser mehrerer anderer Poesien, von denen aber keine so viel Glück wie das Lied von Antiochien gemacht hat. Schon im 13. Jahrhundert ist es weit verbreitet gewesen; eine Menge neuer Umarbeitungen schließen sich ihm an; theils sind es locale Interessen, theils die Aenderungen des ästhetischen Geschmacks, welche die neuen Redactoren leiten. Ueber mehrere derselben hat Leroux de Lincy ausführlichen Bericht erstattet, und Reiffenberg 1848 eine Brüsseler Handschrift vollständig abdrucken lassen. Sie alle erfreuten sich großen Beifalls; dieselbe Zeit, welche die letzten Reste der christlichen Herrschaft in Palästina gleichzeitig untergehen sah, machte die Erfolge der ersten Pilger zu einem Lieblingsgegenstand ihrer schönen Literatur. Alle damit verwandten und zusammenhängenden Stoffe wurden mit Eifer in Angriff genommen. Eine mythische Familiengeschichte Gottfried's von Bouillon, die romantisch ausgeschmückte Jugend des Helden, seine Herrschaft zu Jerusalem, seine angebliche Vergiftung durch den Patriarchen, endlich die Regierung König Balduin's von Burg fanden poetische Bearbeitung.

Für uns sind diese späteren Erzeugnisse nur von untergeordnetem Interesse. Ihr ästhetischer Werth ist gering, ihr Inhalt hat zu der thatsächlichen Geschichte gar kein Verhältniß mehr, ihre Gesinnung ist himmelweit von den Tendenzen der Kreuzfahrer verschieden. Wir können deshalb unsere Betrachtung beinahe ganz auf die Arbeiten Richard's und Graindor's beschränken, und werden nur an einzelnen Punkten sonstige Stoffe zur Vergleichung heranziehn.

Die kurzen Bruchstücke, die aus Richard's ungeändertem Werke erhalten sind, zeigen schon in der metrischen Form auf die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts als die Zeit ihrer Ent-

stehung. Es ist das Versmaaß der ältesten Lieder von Ronceval, zwölfsylbige Verse mit freier Folge des Reimes, der sich nicht selten zur bloßen Assonanz abschwächt. Sie behandeln einzelne Scenen aus der letzten Hälfte des Kreuzzugs, aus den Ereignissen zwischen der Behauptung Antiochiens und der Einnahme von Jerusalem. An welchem Punkte Richard seine Erzählung begonnen, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit ermessen; Graindor sagt, der wahre Anfang der Geschichte fehle dem Gedichte des Pilgers und er wolle ihn seinerseits ergänzen. Aus dem Inhalte dieser Ergänzung läßt sich mit Sicherheit nur so viel entnehmen, daß Richard kein Ereigniß behandelt hat, welches vor dem Concil von Clermont liegt. Daß er den Kreuzzug mitgemacht, sagt Graindor ausdrücklich; daß dieser wie überhaupt damals alle Welt, den Inhalt des Gedichts für geschichtliche Wahrheit gehalten, zeigen oft vorkommende Ausdrücke: wenn die Geschichte nicht lügt und Aehnliches, — doch ist es überflüssig specielle Zeugnisse für eine allgemein anerkannte Thatsache aufzuführen. Der Unterschied zwischen Gedicht, Sage und Geschichte war jener Zeit unbekannt; der Ruhm des Dichters hätte durch willkürliche Erfindung einer poetischen Fabel schwer gelitten; unsere ganze Untersuchung wird dies Verhältniß anschaulich machen.

Graindor hat demgemäß seine Umarbeitung vollzogen. Er hat das Gedicht in die Kunststrophe seiner Zeit gegossen, die Assonanz überall durch den strengen Reim ersetzt, einige Zusätze theils aus der chanson des chétifs, theils aus späteren Sagen gemacht, den wesentlichen Inhalt seines Originales aber unverändert gelassen. Man ersieht dies nicht bloß aus einer Strophe, deren Original sich unter den erhaltenen Fragmenten

Richards noch wieder findet: den entscheidenden Beweis dafür wird uns der Inhalt des Gedichtes selbst liefern, den wir jetzt etwas näher in das Auge zu fassen haben.

Graindor beginnt mit mehreren Vorspielen, in denen er die Aufmerksamkeit der Hörer rege macht und ein Bild von der Wichtigkeit und Heiligkeit des Gegenstandes entwirft. Christus selbst erklärt am Kreuze den beiden Schächern Dimas und Gestas, nach tausend Jahren würden seine Söhne, die Franken, zu seiner Rache sich aufmachen. Diese Prophezeiung klingt mehrmals im Verlaufe der Handlung an; der geistliche Lenker der Pilger, der Bischof von Puy, macht sie als Trost und Stärkung, die sternkundige Calabre, die Mutter des türkischen Feldherrn, mit warnendem Grauen geltend.

In Jerusalem finden wir dann die bekannte Figur des Einsiedlers Peter von Amiens. Er sieht, im Tempel des heiligen Grabes eingeschlafen, die Majestät Gottes, der ihm aufträgt, das Abendland zur Errettung der gelobten Stätten aufzufordern. Der Dichter, der wie erwähnt bei Richard von diesen Dingen nichts gefunden, entlehnt sie aus jenem Epos, welches Fürst Raimund von Antiochien hat zusammenstellen lassen: man wird gleich sehen, daß wir völlig auf poetischem oder fabelhaftem Boden stehn. Peter bittet den Papst, seine Sache dem ersten Monarchen der Christenheit, dem Könige von Frankreich, zu empfehlen, und bringt dann 6000 Streiter, viele Priester und Mönche, wenige Barone, wenig auserlesene Leute zusammen. Unter Peter treten als Anführer Harpin von Bourges, Richard von Caumont, Jean d'Alis u. A. hervor. Gerades Weges durch Apulien, Romanien, Constantinopel ziehen sie gen Nicäa, da lagern sie wo der Berg von Civitot seinen

großen Schatten über das Land wirft. Unglücklicherweise war eben der Admiral Corbaran von dem persischen Sultan abgeschickt mit 100,000 Türken, um den widerspenstigen Emir von Nicäa, Soliman, zur Tributzahlung zu nöthigen. Beide vereinen sich gegen die Christen, nach langen und harten Kämpfen werden diese besiegt, die Hälfte aufgerieben, die andere Hälfte in Ketten und Banden unter die Fürsten Asiens vertheilt. Ein christlicher Priester wird Messe lesend an dem Altare erschlagen, ein Türke warnt, diese Unthat werde die ganze Christenheit zur Rache aufreizen. Corboran lacht laut auf. Peter allein, der saracenischen Sprache kundig, von fleckigem und narbigem Gesicht, hat sich in der Nacht durch das Lager der Sieger geschlichen, und regt durch die Schilderung dieser Leiden den Papst zu neuer Thätigkeit an. Auf den Wunsch des Eremiten entbietet der König alle seine Barone nach Clermont: dorthin kommt auch der Papst im lauen Mai, wo alle Vögel singen, alle Knospen treiben. Auf die Rede des Papstes sagt der gute König, er sei zu alt und gebrechlich zu einem solchen Unternehmen, aber er wolle ihnen seinen Bruder Hugo mitgeben. Darauf nehmen sofort die übrigen Fürsten, Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse u. s. w. das Kreuz.

Dies Alles ist die freie Schöpfung einer ergiebigen Phantasie. Peter hat bei seinem ersten Zuge ganz andere Gefährten gehabt; der hier genannte Harpin ist erst sieben Jahr später nach Jerusalem gepilgert. Peter ist nicht nach Rom, sondern nach Constantinopel aus seiner Niederlage entronnen; das Concil zu Clermont fand nicht im Mai sondern im November statt, der König Philipp war nicht zugegen, sondern wurde von dem Papste gerade dort in Bann gethan. Dennoch sind

alle jene Wunderdinge zwanzig Jahr später im Umlauf gewesen, von dem Fürsten von Antiochien geglaubt, dann im Abendlande weiter verbreitet worden.

Werfen wir gleich hier einen Blick auf das Verhältniß des Gedichts zu der gleichzeitigen Geschichte. Man erinnert sich zunächst an das Buch Albert's von Aachen, welches selbst so vielfach poetische Elemente in sich aufgenommen hat. In der That zeigt sich Uebereinstimmung gleich bei den ersten Worten. Peter redet in Jerusalem mit dem Patriarchen über die Beschimpfung der heiligen Stätte, dann erscheint dem Schlafenden im Liede de diex la majesté, bei Albert majestas domini Jesu Christi, und so wird die ganze Scene wörtlich gleichlautend erzählt. Schwerlich ist Albert die Quelle, aus der erst Graindor übersetzt hätte: denn alles Uebrige ist völlig verschieden. Von Harpin und Richard, von dem Eingreifen Corbaran's, von der verkehrten Zeitfolge des Concils erst nach dem Zuge, weiß Albert nichts, sondern giebt eine andere nicht minder specielle, aber nicht besser geschichtliche Darstellung dieser Kämpfe. Um so mehr ist man überrascht, wenn er in seinem vierten Buche, wo Corbaran sich gegen das große Pilgerheer Gottfried's und der andern Fürsten rüstet, diesen sich rühmen läßt, er habe schon bei Nicäa 30,000 Christen vernichtet und Peter's ganzes Heer besiegt. Er folgt hier also einer ganz andern Relation als in seinem ersten Buch, es ist ganz seine Art, sich solche Widersprüche nicht zum Bewußtsein zu bringen, sondern sie unbefangen mit gleich gutem Glauben neben einander zu stellen. Deutlich ist aber, daß sein zweiter Bericht kein anderer als der unseres Gedichtes gewesen, und so stellt sich heraus, daß über diese Ereignisse des Jahres 1095 schon vor

1130 zwei Darstellungen im Umlaufe waren, beide von der geschichtlichen Wahrheit völlig verschieden, beide von einander völlig abweichend, beide nur in ihrem ersten Abschnitte, hier aber wörtlich übereinstimmend. Man sieht, wie erregbar die sagenerzeugende Phantasie jener Zeiten war, wie schnell sich die einmal erzeugten Gebilde fixirten, mit wie gläubiger Naivetät das Unglaubliche und Widersprechende verbreitet wurde.

Der Ruhm Peter des Eremiten ist ein weltgeschichtlicher geworden. Jahrhunderte lang hat kein Mensch es bezweifelt, daß er dem Abendlande den entscheidenden Impuls zu den Kreuzzügen gegeben. Die Gelehrten haben es bezeugt, die Dichter haben es gefeiert, die Völker haben es angenommen, noch in der Galerie von Versailles hat er seine Stelle demgemäß erhalten. Und das Alles hat keine Grundlage als die Lieder, aus denen hier Albert, dort Graindor geschöpft, Lieder, die sonst kaum ein wahres Wort enthalten, die in phantastischem Schaffen schwelgen, und dann freilich sofort das eben Erdichtete als Thatsache preisen. Alle geschichtlichen Aufzeichnungen der Zeit widersprechen; allen ist Peter ein obscurer Fanatiker, der erst nach dem Aufrufe des Papstes sein Bauernheer gebildet hat.

Es scheint, daß an dieser Stelle mit dem Concil von Clermont Graindor zu seiner Hauptquelle, zu den Liedern des Pilgers Richard, gelangt. Denn nachdem er vorher aus der chanson des chétifs bereits das Concil als Abschluß für die Thätigkeit des Einsiedlers geschildert, giebt er jetzt eine zweite kürzere Darstellung desselben zur Eröffnung des großen Kreuz-
[illegible] des Herrn tritt zusammen, klagend nehmen
[illegible]nen Abschied, der Herzog von Bouillon

führt die Pilger, gut und wohlbehalten kommen sie eines Morgens vor Constantinopel an. Indeß nehmen auch Boemund und Tancred das Kreuz, vor einem Castell das sie belagern, ihrer 50,000 Ritter. Sie setzen sich zu Schiff und fahren gerade nach Constantinopel. Als die Franken ihre Flotte sich nähern sehen, fürchten sie zuerst, es möchten Saracenen sein, bald aber erblicken sie die christlichen Feldzeichen, man grüßt und erkennt sich, Alle weinen vor Freude. Der Neffe des Kaisers, der nasenlose Tatin, empfängt sie und schickt ihnen reichliche Lebensmittel. Der Kaiser aber sinnt Tücke, und muthet dem Neffen zu, die Gastfreunde zu vernichten. Es folgt eine Scene wie zwischen Chrimhild und Rüdiger in den Nibelungen. Tatin ruft seine Mannen auf; als die Tausende um ihn geschaart stehen, erklärt er dem Kaiser, dunkel vor Zorn, nie werde er sich zu einer solchen Schlechtigkeit hergeben; auf des Kaisers Bitten seien die Franken gekommen (man sieht, von Peter, als Urheber des Kreuzzugs, ist hier nicht mehr die Rede), nun solle er ihnen nicht das Leben rauben. So verläßt er den gewölbten Saal, und meldet den Franken selbst den schändlichen Verrath. Diese wappnen sich, der Kaiser hört von dem Thurme ihre Hörner, und sieht die stattlichen Schaaren sich entwickeln. Da bequemt er sich voller Schrecken zu Unterhandlungen, bewilligt Verpflegung und Verstärkung, dafür leisten ihm die Pilger, mit Ausnahme Boemund's und Tancred's, den Vasalleneid, und segeln nach acht Tagen hinüber zum Angriffe auf Nicäa.

Diese Eröffnung des Gedichtes ist wie darauf angelegt, um jeden Zweifel über den Charakter der Darstellung zu beseitigen. Es ist wieder von hohem Interesse, die Productivität

der Sage bei einem gleichzeitigen Erzähler zu beobachten, aber man begreift es doch kaum, wie der gelehrte Herausgeber des Gedichts nach solchen Proben noch von geschichtlicher Glaubwürdigkeit und Quellenmäßigkeit hat reden können. Die Sage hat sich hier mit völliger Freiheit von dem Boden der Wirklichkeit abgelöst, nicht ein einziger Berührungspunkt ist hier mehr vorhanden. Gleich das Folgende wird uns etwas nähere Blicke in ihre Verfahrungsweise eröffnen.

Die erste That des Kreuzheers gegen seine türkischen Gegner war die Umschließung von Nicäa, die Besiegung des Emirs Kilidsch Arslan, oder wie ihn die Christen sämmtlich nennen, Soliman, darauf die Einnahme der Stadt. Diesen Dingen widmet denn auch das Gedicht eine ausführliche und lebenvolle Schilderung. Daß die Christen in vereinzelten Schaaren vor Nicäa angekommen und erst nach mehreren Wochen dort vereint waren, steht ihm nicht an; es erscheint ihm würdiger, in einem großen glänzenden Zuge die Franken um die Stadt umher zu legen. Soliman rückt ihnen entgegen, aber die Christen brechen seine Schaaren, zerhauen die Palissaden, stürmen im Nachsetzen gegen die Mauer, können aber keinen Thurm einnehmen, darauf lagern sie sich. Primerains se lojea Godefrois de Buillon, Et après lui Tangrés de jouste Buiemont, Estatins l'esnasé qui cuer ot de lion — dann nach einer Anzahl Barone — li dus de Normandie et Robert le Frison u. s. w. Nur Raimund von Toulouse ist noch zurück, man läßt ihm seine Stelle leer. Soliman entfernt sich aus der Stadt, um Hülfe zu holen; als er aber nach acht Tagen mit hundert Tausenden zurückkehrt, findet er an der früher leeren Stelle die[illegible] und Raimund. Er sendet deshalb einen

Genossen als Pilger verkleidet, um der Stadt Nachricht zu geben; der schleicht sich durch das Lager, als er aber im hellen Mondschein vor der Stadtmauer stehend die Bürger anruft, treffen ihn Boemund und Tancred, hören die Botschaft, nehmen ihn gefangen, und nachdem er völlig gebeichtet, wird er mit einer Wurfmaschine in die Stadt geschleudert. Am folgenden Tage sind die Pilger gerüstet, die beiden Roberte und Ritter Balduin Cauderon allen voran, der Bischof von Puy ermahnt sie: Eure Sünden nehme ich auf mich, zur Buße schlagt auf die Heiden; wer heute stirbt, dessen Bett wird bei den Seligen bereitet sein. Der Streit wird dann geschildert in homerischer Weise, die Fürsten als Vorkämpfer im Getümmel; die übelste Rolle spielt Graf Stephan von Blois, dem es heiß und kalt wird, als ihn Gottfried gegen eine türkische Schaar entsendet, und der auch endlich mit Schimpf entflieht, so daß nur Gottfried's und des flandrischen Robert Begeisterung den Kampf herstellt und den Sieg behauptet. Aus der Beute werfen sie dann die Köpfe der Gefallenen in die Stadt und schicken die Gefangenen dem Kaiser Alexius. Zum Danke sendet ihnen dieser Lebensmittel und Waffen, sie schmausen, danken Gott, und geloben, vor Einnahme der Stadt nicht von hinnen zu ziehen. Die Türken sagen: die Franken sind schlimmer als Löwen und Leoparden; und überliefern, nachdem auch Soliman's Sohn sich entfernt hat um Hülfe zu suchen, dem Griechen Estatin die Stadt, nachdem ihnen dieser Schonung an Leib und Leben zugesichert hat.

In der raschen Weise, mit der unser Auszug den Inhalt des Gedichts zusammenzufassen sucht, bewegt sich übrigens der Ton des Liedes selbst. Durchgängig ist der Ausdruck knapp

und scharf, der Kern des Ereignisses wird bestimmt ergriffen, lebhaft geschildert, alles Beiwerk unbedenklich hinweggeworfen. Man bedauert eine gewisse Unbehülflichkeit in der äußern Form, die manche Redeweise typisch werden läßt, und dadurch auch den Gedankenkreis des Dichters einengt: dies ist aber einmal die Weise der Zeit, und hängt mit den innersten Momenten der mittelalterlichen Bildung zusammen. Immer aber erscheint im Vergleich mit den späteren Bearbeitungen hier noch die volle Frische des ersten Eindrucks; noch erfüllt der Gegenstand den Dichter ganz unbedingt, und läßt weder bewußte Manier noch wuchernde Weitläufigkeit aufkommen. Auch diese Wahrnehmungen führen auf möglichst frühe, dem Ereignisse naheliegende Entstehung unseres Liedes.

Die Vergleichung mit Albert von Aachen bestätigt hier wie oben unsere Ansicht. Albert hat auch hier eine wesentlich verschiedene Darstellung. Es ist kein Gedanke daran, daß der Zusammenhang seines Berichtes dem Pilger Richard, oder umgekehrt, daß dessen Epos dem Aachener Geistlichen vorgelegen haben könnte. Um so frappanter treten wieder einzelne Stellen hervor, die sich in wörtlicher Uebereinstimmung wie Uebersetzung und Original ausnehmen. Das Verhältniß stellt sich dieses Mal nun so, daß abgesehen von der fast humoristischen Episode des furchtsamen Grafen von Blois fast alle Theile des Gedichts an verschiedenen Punkten der Albert'schen Erzählung wiederholt werden, jedoch hier als einzelne Fragmente in ganz veränderten Zusammenhange stehn. Nur kürzt Albert gewöhnlich ab; es widerfährt ihm aber wohl, daß er damit den Sinn völlig entstellt. So eröffnet er die Scene mit der Ankunft der Franken vor der Stadt, übergeht aber Soliman's Entgegenrücken, so daß

der erste Kampf der Christen zu einem ganz planlosen Lanzenrennen der Ritter gegen die hohen Stadtmauern wird. Indem er die Umlagerung Nicäas beschreibt, sagt er: in prima obsidione Godefridus . . . constitutus est — Boemundus — vicinus sedem collocavit — Tancredus iuxta eundem Boemundum: es ist die wörtliche Uebersetzung der oben angeführten Verse, nur daß das einfache primerains se lojea in dem lateinischen prima obsidione beinahe sinnlos geworden ist. Dann führt er den Herzog Robert der Normandie auf, obgleich er kurz vorher nach einer andern — und zwar geschichtlich richtigen — Ueberlieferung ihn damals erst in Constantinopel hat anlangen lassen. Nach diesem Allen bleibt nur die Annahme übrig, daß Richard's Gesang aus einer Anzahl einzelner Lieder (chanson de geste) sich zusammensetzte, die, vielleicht im Lager selbst entstanden, gleich aufgezeichnet und durch die Lande verbreitet wurden. Einzelnes davon ist zu Albert gelangt, und von diesem in die Masse seiner sonstigen Ueberlieferung eingereiht worden — von welcher übrigens auch hier dasselbe wie bei der Geschichte Peter's des Einsiedlers gilt: wenn sie uns gleich nicht in metrischen Formen überliefert und von den Liedern Richard's weit verschieden ist, so trägt sie darum nicht mehr als diese geschichtlichen Charakter und weicht von der genauen, ja fast actenmäßig festzustellenden Wahrheit nicht weniger ab.

Ich bemerkte vorher, daß die üblen Erfolge des Grafen Stephan von Blois bei Albert nicht erwähnt werden. Fehlt an dieser Stelle also für das hohe Alter des Liedes der Beweis, den wir aus Albert's Uebereinstimmung entnehmen, so giebt dafür der Inhalt des Abenteuers selbst eine noch bestimm-

tere Andeutung. Graf Stephan entfloh bekanntlich späterhin aus dem Lager vor Antiochien nach Hause zurück, als die Gefahren der türkischen Rüstung seinem schwachen Charakter zu bedrohlich wurden. Je mehr er bis dahin durch Reichthum, Adel und vornehme Haltung sich geltend gemacht, desto schärfer fiel der Schimpf der Desertion auf seinen Ruf zurück: alle gleichzeitigen Erzähler wissen nicht ungünstig genug von ihm zu reden, in die Heimath und das Haus verfolgte ihn der Unwillen aller Welt. So nahm er denn, seinen Makel zu tilgen, 1101 zum zweiten Male das Kreuz, und sühnte den Unglimpf in der That auf diesem Zuge durch Nimmerwiederkehr, er starb 1102 im gelobten Lande. Seitdem ließ die Stimme des Abendlandes seinem Andenken Ruhe, alle späteren Zeugnisse sind einig darüber, daß er den ersten Flecken völlig abgewaschen habe. So führt ihn auch Albert, der wie gesagt um 1130 schrieb*), vor Nicäa auf als das Haupt und den Ersten im Rathe, und berichtet keine Sylbe über die Kleinmüthigkeit, von der das Lied zu erzählen weiß. Thatsächlich war Stephan damals überhaupt noch nicht vor Nicäa — er langte erst nach mehreren Wochen an — nichts ist wahrscheinlicher, als daß das Lied von seinem Schimpfe in der Zeit zwischen seiner Flucht und seiner zweiten Ausfahrt gedichtet worden ist, als ein rechtes Erzeugniß der Stimmung mitten im Lager, und zugleich ein entscheidendes Merkmal für die geschichtliche Un-

*) Bock's sonst sehr sorgfältige Erörterung (Lersch, niederrhein. Jahrbuch I, 42), daß er um 1180 geschrieben, zerfällt durch den entscheidenden Umstand, daß Wilhelm von Tyrus lange vor 1170 Albert's Buch benutzt hat. Damit fallen alle Gründe weg, welche Bock an Albert's Versicherung, daß er seinen Stoff bei Augenzeugen gesammelt, haben zweifeln lassen.

zuverlässigkeit aller dieser Spiegelungen der öffentlichen Meinung.

Es würde uns hier zu weit führen, das Gedicht in allem Detail durch die ganze Entwicklung des Ereignisses, von Nicäa durch Kleinasien hindurch zu begleiten; es erscheint auch um so weniger nöthig, als es nicht mehr als Handschrift in dem Dunkel einer einzigen Bibliothek verborgen liegt. Genug, es schildert den zweiten Sieg der Kreuzfahrer über Soliman, die Schlacht bei Dorpläum; es schildert den Streit zwischen Tancred und Balduin um Tarsus, es meldet die Ansiedlung und Verheirathung Balduin's in Edessa, es berichtet den Marsch des Hauptheeres, den es ganz unerhörter Weise ebenfalls durch Cilicien über Tarsus gehen läßt, nach Artasia, wo die flandrische, nach der eisernen Brücke des Orontes, wo die nordfranzösische Ritterschaft glänzende Thaten vollbringt, endlich nach Antiochien, wo der Bischof von Puy die Ankunft der Heeresmassen vorsichtig und glänzend leitet, die Schaaren der Pilger die Stadt umlagern und nach vielfachen Anstrengungen die Vertheidiger in die hoffnungsloseste Lage versetzen. In all diesen Abschnitten setzt sich das vorher geschilderte Verhältniß zu Albert von Aachen im Wesentlichen fort. Die Gesammtanschauung beider ist so weit verwandt, daß man sich stets im Gegensatz zu den geschichtlichen Berichten fühlt, und so weit verschieden, daß der Eine unmöglich dem Andern als Quelle gedient haben kann. Was die Verwandtschaft betrifft, so gebrauchen beide durchgängig für Orte, Flüsse rc. die Bezeichnung der Volkssprache, was in den wahren Quellen nicht leicht der Fall ist: statt Dorpläum z. B., oder Doretilla, nach dem Ausdruck der fränkischen Quellen, heißt es hier Gorhenie, statt

Tarsus Torsolt, statt Orontes Ferne u. s. w. Beide lassen die beiden Theile des Heeres vor der Schlacht bei Doryläum sich absichtlich trennen, nachdem sie auf einer Bogenbrücke ein reißendes Wasser passirt; beide lassen nach der Schlacht an einem Samstage des August einen furchtbaren Wassermangel eintreten; beide wissen von den ritterlichen Thaten bei Artasia und den Rathschlägen des Bischofs über die Schlachtördnung vor Antiochien: alles Dinge, die sich erweislich anders oder gar nicht zugetragen haben, die züm Theil mit den wirklichen Thatsachen in offenem Widerspruche stehn. Charakteristischer aber noch sind die Verschiedenheiten beider Berichte, vor Allem bei den Ereignissen in Cilicien. Hier geben beide das Detail des Hergangs zum Theil wieder wörtlich gleichlautend — Balduin zieht mit seiner Schaar vier Tage hungrig durch das Gebirg, endlich sehn sie Torsolt vor sich, sehn christliche Zelte vor der Stadt, das ist Tancred's Schaar, die sie zuerst für Türken hält, dann aber nach der Erkennung sie freudig empfängt und Speise und Geräth mit ihnen theilt u. s. f. — aber ganz abweichend ist die Tendenz der beiden Darstellungen. Albert schildert Tancred mit leuchtenden Farben, tapfer gegen die Türken und geduldig gegen Balduin, während dieser nach allen Seiten in das Schwarze gemalt wird, um seine Erfolge einzig dem Ruhme seines Bruders zuzuschreiben und diesen somit durch das Ganze zu verherrlichen. Als Balduin ankommt, soll die Stadt bereits mit Tancred capitulirt haben, und Balduin's Anspruch darauf wird eine reine Brutalität, die er jedoch mit Gottfried's Namen durchsetzt. Gerade dieser entscheidende Umstand aber fehlt in dem Gedichte; erst nach Balduin's Ankunft [illegible] [illegible] hier die Einwohner zur Ergebung, und

wenden sich zunächst an Balduin, so daß nun Tancred's Widerspruch als Gewaltthätigkeit erscheint. Genau dieses Verhältniß wird durch die geschichtlichen Quellen bestätigt: das Gedicht ist hier noch frei von dem Streben, Gottfried zu verherrlichen, welches bei Albert zum ersten Male durchblickt, und die späteren Umarbeitungen auch des Gedichtes beherrscht. Es erhellt also nochmals die ächtere Ursprünglichkeit des Stoffes auf Seiten des Gedichts: die gleichzeitigen Lieder, auf denen auch Albert's Darstellung beruht, sind an dieser Stelle von Richard und Graindor reiner bewahrt worden. Wenn auf der andern Seite das Gedicht Boemund und Gottfried nebst dem ganzen Heere ebenfalls durch Cilicien ziehn läßt, und Albert diesen Irrthum in seiner Erzählung glücklich vermeidet, so verräth dieser doch durch eine ähnlich unbefangene Notiz, wie wir sie früher bei Corbaran's Thaten gegen Peter bemerkten, daß ihm eine solche Ueberlieferung nicht unbekannt war, daß sie also nicht etwa von Graindor aus dem Kopfe erfunden ist. Als Tarsus sich dem Grafen Balduin ergibt, sagt er, wurden ihm nur zwei Thürme eingeräumt; die andern wurden der Besetzung durch Gottfried aufgespart. Diese Angabe setzt, wie man sieht, einen Bericht voraus, in dem Gottfried später selbst nach Tarsus geführt wird.

Wir gelangen nach Antiochien, und damit zu dem Mittelpunkte des Gedichts, welches hierhin die bunteste Pracht des Orients wie die gewaltigste Kraft des Abendlandes versammelt, den Kampf zweier Welten mit Anspannung aller Streitmittel und Leidenschaften auf seine Höhe führt, und zuletzt mit glorreicher Erfüllung der durch den Heiland gegebenen Siegesweissagung beendigt.

In Antiochien herrschte damals ein türkischer Emir, Bagi Sijan, oder Garsion, wie das Gedicht seinen Namen verstümmelt, ein alter Kriegsmann, der von dunkeln Anfängen sich durch sein gutes Schwert den Besitz der Stadt errungen hatte. In meiner Jugend, sagt er auch in dem Liede, habe ich dies Land erobert. Daß der Dichter diesen Umstand kennt, ist charakteristisch: kein fränkischer Geschichtschreiber der Zeit weiß etwas davon. Er war zu festem Widerstand entschlossen, lange Monate hindurch hielt er die Franken vor seinen Mauern auf. Die Emire der Umgegend strebten vergeblich, ihn zu entsetzen, endlich gab der Sultan Berkjarok dem mächtigen Kerbuga von Mosel — Corbaran im Gedichte, — den Befehl, mit allen Kräften des Reichs die fremden Eroberer zu vernichten. Als Kerbuga in vollem Anzuge war, fiel aber Antiochien durch den Verrath eines seiner Befehlshaber, Bagi Sijan selbst kam um, nur die Citadelle wurde durch seinen Sohn Schams Eddaulet (Sensadon bei fränkischen Erzählern) behauptet. Die Christen wurden seitdem zwischen der Burg und dem gewaltigen Heere Corbaran's eingeschlossen; letzteres fand durch die Burg den Eingang in die Stadt geöffnet, die Christen hatten fast unbefestigt wochenlang einen erbitterten ununterbrochenen Kampf zu bestehn, dessen Anstrengung durch Hungersnoth und Hoffnungslosigkeit gesteigert wurde; endlich trieb sie der Muth der Verzweiflung hinaus zur offenen Feldschlacht, wo ihnen denn nach glänzendem Kampfe die Besiegung Kerbuga's gelang. Die Kraft des ganzen Sultanats war damit auf lange gebrochen, der Weg zur Beherrschung Palästinas und dem Besitze des heiligen Grabes geöffnet.

Das Gedicht legt also mit Recht den Hauptaccent für den

ganzen Kreuzzug auf diese Kämpfe. Corbaran, der bereits zu Anfang das Heer des Einsiedlers vernichtet, repräsentirt ihm das Heidenthum überhaupt. Mit seiner Besiegung ist die Prophezeiung des Heilandes erfüllt, der Tod Christi an den Ungläubigen gerächt. So faßt es die erste Belagerung Antiochiens durch die Franken ziemlich kurz zusammen; seinen Stoff nimmt es wieder aus derselben Ueberlieferung wie Albert von Aachen, wie dies vor Allem die Beschreibung des Eisenthors und einer dort befindlichen Brücke zeigt, von welcher die übrigen Historiker gar keine, und selbst Albert nur verwirrte Begriffe hat, das Gedicht drückt den Inhalt der ältern Lieder reiner als Albert aus. Die eigentliche Fülle aber des Gegenstandes entfaltet es erst mit der Gesandtschaft, durch welche Garsion den Sultan um Hülfe anfleht. Es entwickelt den Glanz seines Hofes zu Samarkand*), alle Kostbarkeiten und alle Helden des Morgenlandes, alle Völker bis zum betäischen Meere strömen dort zusammen. Muhamed's goldnes Bild schwebt in der Luft, und befiehlt selbst, durch den Antichristen beseelt, das Unternehmen gegen die Christen unter glückverheißender Weissagung. Vergebens wirft Corbaran's weise Mutter, Calabre, nach ihrer Kenntniß der Sterne und der heiligen Geschichte, ihre Warnung dazwischen. Corbaran bleibt auch nach dem Falle Antiochiens bei seinem Vorsatze. Die Bedrängniß der Christen wird dann mit lebhaften Farben geschildert, aber auch ihnen wird überirdische Tröstung zu Theil. Christus läßt durch einen Priester die Fürsten zur Ausdauer ermahnen, Gott

*) Sarmazane im Gedichte. Daß Samarkand gemeint ist, beweist Albert. Paris und Reiffenberg hätten sich hier nicht mit geographischen Scrupeln tragen sollen.

läßt einen andern die heilige Lanze, mit welcher der Heiland am Kreuze durchbohrt worden, auffinden. So gestärkt ziehn sie zu dem Kampfe hinaus, Corbaran beginnt schon zu zagen, als er ihre streitmuthigen Schaaren erblickt, sein Hauptheld, der rothe Löwe (Alp Arslan) zittert wie vier Wochen früher bei den Christen Graf Stephan. Indeß kämpfen seine Recken immer noch mit dem Vortheil der Ueberzahl, bis endlich eine Schaar himmlischer Kämpfer vom Gebirge her in die Reihen der Saracenen einbricht, und den Sieg für die Christen entscheidet. Corbaran entflieht, die Burg eröffnet den Christen ihre Thore, das Werk des Sieges und der Rache ist vollbracht.

Wenn diese Abschnitte in poetischer Beziehung den Haupttheil des ganzen Gesanges bilden, so gewähren sie auch den sichersten Einblick in das Verfahren des Dichters und die Entstehung seines Materials. Durften wir bisher aus der Vergleichung mit Albert schließen, daß der Dichter seinen Stoff aus einzelnen gleichzeitigen und von einander unabhängigen Liedern entnommen, so wird diese Vermuthung jetzt zur Gewißheit, da Richard oder Graindor in den letzten Abschnitten viele Spuren verschiedener Redactionen selbst unvermischt gelassen hat. Schon daß bei der Umlagerung von Antiochien Robert von Flandern und Raimund von Toulouse zweimal in verschiedenen Strophen vor verschiedenen Thoren genannt werden, scheint kaum eine andre Erklärung zuzulassen. Deutlicher aber noch wird das Verhältniß bei der Hülfsgesandtschaft Garsion's an den Sultan von Persien. Garsion fragt seine Emire, wer sie übernehmen [illegible] [illegible]ndern, endlich erbietet sich zu des Vaters [illegible] (die Thränen fließen ihm in [illegible] [illegible] der Sohn des Fürsten, Sensadon.

Er gelangt nach Samarkand, findet aber anfangs bei dem Sultan nur Unglauben und Unschlüssigkeit. Der Sultan redet von der Feigheit der Hülfeflehenden, Corbaran hält sie für betrunken und erinnert an seine Siege über Peter den Einsiedler. Da erscheint im elendesten Zustande mit wenig Begleitern Soliman von Nicäa, berichtet von dem Unglück, welches die Christen auch über ihn gebracht, auch er sei verloren, wenn der Sultan ihm nicht helfe. Es ist offenbar, daß er mit Antiochien bisher keine Verbindung gehabt hat; dem entspricht auch die Antwort des Sultans, der ihm Unterstützung zusagt, jedoch hinzusetzt, zuerst solle, wenn es ihnen genehm sei, das augenblicklich bedrängte Antiochien errettet werden. Auf die Existenz aber einer ganz andern Darstellung deutet eine frühere Stelle des Gedichts, der Schluß des dritten Gesangs. Da hat sich Soliman von Nicäa her in steten Gefechten vor den Christen bis nach Antiochien zurückgezogen, zuletzt wirft er sich selbst in die Stadt, hilft dem Emir Garsion Lebensmittel herbeischaffen, steht mit ihm auf den Zinnen, als die Christen die Stadt einschließen, und fällt aus Schrecken darüber in Ohnmacht. Hier ist er selbst also während der Belagerung in Antiochien; es ist in diesem Zusammenhange unmöglich, daß er nachher von Nicäa herüberfliehend auf eigne Hand zum Sultan kommt. In der That erzählt auch Albert von Aachen, Soliman habe sich, als Garsion die Gesandtschaft anordnen will, zum Führer und Sprecher derselben erboten; der Verlauf ist dann in einigen Punkten verschieden von der Schilderung des Gedichts, dagegen stimmen die Reden Soliman's, des Sultans und des Emir Corbaran wieder wörtlich mit dem Gedichte überein. Diese
[illegible]n, einmal erfunden, in fester Ueberlieferung umher-

getragen, aber in verschiedenen Liedern in verschiedenen Zusammenhang eingeordnet. Der eine legt sie dem Sensadon, der andere dem Soliman in den Mund, der spätere Rhapsode hält sich bei der Entwerfung seines größern Ganzen bald an die eine bald an die andere Ueberlieferung, ohne die daraus erwachsenden Widersprüche zu beachten.

Eben an diese Gesandtschaften knüpfen sich weitere Verschiedenheiten. Ich stelle sogleich die beiden Lieder, die in Graindors Darstellung verschmolzen sind, neben einander.

Nach der einen Ansicht hat ein Waffenstillstand vor Antiochien keinen Bestand gehabt, darauf Garsion seinen Sohn zum Sultan geschickt, und dieser den Corbaran zu Hülfe gesandt. Als dessen großes Heer zuerst Edessa fruchtlos belagert hat, und dann von Antiochien nur noch drei Tagereisen entfernt ist, machen die aus der Stadt einen Ausfall: Boemund nimmt dabei den Sohn eines reichen Türken gefangen, behandelt ihn aber so gut, daß der dankbare Vater ihm die Annäherung Corbaran's verräth und nach zwei Tagen den Christen einen Zugang zu der Stadt überliefert.

Nach der zweiten Version wird der Stillstand erst lange nach Sensadon's Entfernung geschlossen; die Türken in der Stadt sind beunruhigt wegen Sensadon's Schweigen, die Christen durch Hunger und Strapazen ermüdet, man schließt auf zwei Monate ab. Da erscheint jenem reichen Türken der Heiland zweimal im Traume, und befiehlt ihm die Stadt den Franken zu verrathen. Er setzt sich mit Boemund in Verbindung und giebt ihm seinen Sohn als Geißel: indeß kommt man nicht sogleich zum Abschluß, weil der Graf von Toulouse gegen Boemund's Wunsch die Stadt für sich allein zu behalten Protest

einlegt. Denn von Corbaran's Nähe und der dringenden Gefahr weiß man auch im christlichen Lager nichts. Erst jetzt erhält Garsion Nachricht darüber und kündigt den Stillstand auf; der Verräther meldet es Boemund, und die Christen lassen sich von ihm die Stadt eröffnen.

Hiermit verwandt, und nur weiter vereinfacht, ist die Ansicht des Reiffenberg'schen Textes, wo ebenfalls kein Mensch etwas von Corbaran's Nähe weiß, Christus jenem Türken erscheint, und dieser durch die Angabe, daß Garsion um Hülfe nach Persien gesandt habe und auf Entsatz hoffe, die Franken überhaupt abhält, einen längern Waffenstillstand zu bewilligen.

Das Gedicht in der uns vorliegenden Gestalt hat nun die beiden Redactionen wohl oder übel verbunden, wie es eben gehn wollte. Graindor erzählt zuerst, wie Corbaran anlangt, der Sohn des Dacien (so nennt er den Verräther) gefangen wird, und Dacien den Franken Corbaran's Nähe anzeigt. Er bemerkt nicht, daß es hiedurch ganz widersinnig wird, wenn er weiter meldet, wie die Türken wegen Sensadon's Schweigen besorgt von den Franken zweimonatliche Waffenruhe erwirken, und dann Dacien durch Christi Erscheinung zum Verrath bestimmt wird. Könnte man sich die Häufung der Motive für Dacien auch bei einem und demselben Erzähler gefallen lassen, so führt die Unwissenheit aller Theile über Corbaran's Nähe nach dem früher bereits Gemeldeten unabweisbar auf die Annahme verschiedener und getrennter Liederstoffe. Auch hier wird die Vergleichung der lateinischen gleichzeitigen Chronisten die letzte Bestätigung geben.

So weit nämlich dieselben Augenzeugen und streng historischen Charakters sind, wissen sie überhaupt nichts von all

jenen interessanten Einzelnheiten. Im Gegentheil bleibt Sensadon nach ihnen stets in Antiochien, was auch die arabischen Quellen bestätigen; und der Verräther schreitet nicht aus Neigung zu Boemund oder dem Christenthum, sondern aus Haß gegen seinen Emir, der ihn beraubt hat, zum Verrathe. Anders aber bei den Geschichtschreibern, die von der mündlichen Ueberlieferung der Zeit berührt worden sind. Albert von Aachen, bemerkten wir schon, läßt Soliman und Sensadon um Hülfe nach Samarkand abgehn, darauf zieht auch bei ihm Corbaran zuerst gegen Edessa, und schon dadurch wird das Unternehmen der Christen bekannt; Graf Stephan nimmt wie im Gedichte davon Anlaß, zu erkranken und das Lager zu meiden, einige Ritter ziehen auf Kundschaft aus und erblicken den unermeßlichen türkischen Heereszug, darauf meldet Boemund (so erzählen Einige, sagt Albert, Andere berichten Anderes — wir werden es gleich kennen lernen), er habe den Sohn eines reichen Türken gefangen genommen, und dieser ihm darauf die Ueberlieferung der Stadt verheißen. Es ist ganz der Zusammenhang unserer ersten Redaction, wieder in dem uns schon geläufigen Verhältniß, daß zuweilen wörtliche Gleichheit die Benutzung gleicher Quellen zeigt, und anderweitige Abweichungen die Annahme, Albert habe als Quelle gedient, unmöglich machen.

Dagegen erzählt der Caplan König Balduin's, Fulcher von Chartres, der sich damals in Edessa aufhielt, Sensadon sei nach Persien geschickt worden; indeß sei Christus einem von ihm begnadigten Türken zweimal erschienen und habe ihm den Verrath der Stadt befohlen, dieser habe sich an Boemund gewandt, ihm seinen Sohn als Geißel gestellt und den frommen [illegible] vollzogen. Fulcher hat dies, wie formell erweislich

ist, gleichzeitig mit der Begebenheit im Oriente aufgezeichnet; er ist, wo er als Augenzeuge schreibt, ein höchst gewissenhafter und zuverlässiger Berichterstatter; kaum aber hat er sich einige Meilen von dem Schauplatze entfernt, so ist er schon ganz und gar von poetischer Luft umgeben und erfährt keine anderen Nachrichten, als die von Richard und Graindor überlieferten Lieder. Wenige Jahre später berichtet der französische Bischof Baldrich, Boemund habe einen Türken zum Christenthum bekehrt, und dadurch zum Verrath bestimmt; eben dies ist auch die zweite Nachricht, welche Albert von Aachen erhalten hat; endlich weiß der Mönch Robert, der Türke habe drei Heilige in den Reihen der Christen kämpfen gesehn, dies habe ihn zur Glaubensänderung und zum Verrathe bewogen. Alle diese Nachrichten erwähnen, daß der Sohn des Türken als Geißel gestellt worden, wissen aber nichts von der Gefangennehmung desselben. Mit einem Worte, sie bleiben streng in dem Kreise unserer zweiten Relation.

Es scheint mir, daß nach diesen Erörterungen die den Ereignissen gleichzeitige Entstehung dieser Sagen und ihre feste Abgrenzung gegen einander von keiner Seite noch in Zweifel gezogen werden kann. Wir stehn auf einem Boden, der die Früchte einer schöpferischen Phantasie auf das Schnellste zeitigt. Dieselben Menschen, welche heute das Ereigniß gesehn und geschaffen haben, gestalten es morgen nach religiösen, ritterlichen oder patriotischen Motiven in der freiesten Weise, aber in völlig gutem Glauben um. Mitten im zwölften Jahrhundert, in einer Zeit, welche Schreibekunst und Zeitrechnung kannte, zu kunstmäßiger Poesie erst die Anfangsschritte that, und eine ganz ehrenwerthe geschichtliche Literatur erschuf, um-

zieht sich ein weltgeschichtliches Ereigniß vor dem Blicke zahlloser Augenzeugen mit dichten Ranken der Sagenpoesie. Ein Zufall, daß uns ein Dutzend Briefe und etwa hundert Tagebuchblätter nüchterner Beobachter gerettet worden sind. Wir würden sonst von der wirklichen Thatsache des Kreuzzugs nicht mehr als von der Erbauung Roms oder der Zerstörung Trojas wissen.

Wir verfolgen diese Schöpfungen noch einige Schritte weiter. Wenn wir bisher die Parallelstellen zu dem Gedichte vornehmlich bei Albert von Aachen auffanden, so ist es seit der Ankunft Corbaran's von Antiochien die Geschichte des Mönches Robert, die in einem ähnlichen Zusammenhange mit dem Gedichte steht. Ganze Seiten sind in jeder Sylbe identisch, während Albert sich hier in ganz verschiedenen Bahnen bewegt. Wir bemerkten früher, wie das Gedicht — im sechsten Gesange — die Flucht Stephan's von Blois in ähnlicher wenn auch etwas abweichender Weise wie Albert schildert: im siebenten wiederholt es die Geschichte in anderem Zusammenhange gleichlautend mit dem Mönche Robert. Früher führte es die alte Calabre bereits in Samarkand mit drohender Warnung zu Corbaran; jetzt erzählt es wie Robert, Calabre sei in das Lager vor Antiochien gekommen und habe hier mit Schrecken gehört, daß Corbaran die Christen bekämpfen wolle. Alles, was nach dem Gedichte während der Einschließung der Christen durch Corbaran in Antiochien geschieht, steht in allen Details auch bei Robert zu lesen. Auch hier ist, wie früher bei Albert, die Annahme unmöglich, Graindor habe seine Verse erst aus Robert übersetzt; denn während die Schilderung des Gedichts
...m Gusse ist, setzt sich Roberts Erzählung

aus verschiedenen Elementen zusammen. Er benutzt als Grundlage seiner Darstellung die sogen. Gesta Francorum, den lateinischen Bericht eines normannischen Pilgers, sucht diesen in besseren Styl zu bringen und vermehrt ihn mit vielfachen Zusätzen, die ihm zum Theil mit dem lateinischen Dichter Gilo (der zwischen 1120 und 1130 geschrieben haben mag) gemeinsam sind. Wo er nun mit unserem Gedichte übereinstimmt, haben wir durchgängig solche Zusätze vor uns; bald fehlt die Nachricht den Gesten ganz, bald ist die Reihenfolge der Ereignisse geändert, bald eine stylistische Umformung eingetreten, mit den Gesten fällt die Darstellung des Gedichts an keiner Stelle zusammen. Hätte der Dichter aus Robert geschöpft, so müßte er mit sorgsamem Fleiße sich auf die Stellen beschränkt haben, welche durch das Zeugniß der Gesten gerade keine Bestätigung erhielten, — eine offenbar widersinnige Annahme. Es bleibt also nur eine Auskunft übrig: Robert hat neben den Gesten die Lieder unseres Gedichtes vor sich gehabt, und deren Meldungen in die Erzählungen den Gesten verwebt. Und zwar hat er nur das Lied von Corbaran, und nicht die übrigen Theile des Gesangs von Antiochien besessen: denn nur an dieser Stelle entfernt er sich so häufig und so weit von den Gesten.

Mit der Besiegung Corbaran's beendet Graindor von Douai seine Arbeit. Einige Handschriften schließen dann die oben besprochenen Bruchstücke des Pilgers Richard an, während die anderen ebenso wie Reiffenberg's späterer Text sich sofort von dem Heere der Kreuzfahrer entfernen, um den fliehenden Corbaran nach Samarkand zu begleiten, und hier die Geschicke der gefangenen Gefährten Peter des Einsiedlers wieder

aufzunehmen. Sie schöpfen sie aus derselben chanson des chétifs, aus der auch Graindor seine Darstellung der Schlacht bei Civitot entnommen hat. Historisches Interesse bieten sie in keiner Weise; ich lasse sie also außer Betracht, um statt dessen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Graindor's Lieder zu schließen.

Wir haben uns überzeugt, wie nahe die Entstehung dieser Gesänge neben dem Verlaufe der Ereignisse herging. Wir sahen, wie sie allein dem Caplan Fulcher den Stoff für die Ereignisse lieferten, von deren Schauplatz er nur einige Tagereisen weit entfernt war. Der Verfasser der Gesta Francorum ist in demselben Falle: während er die Vorgänge im christlichen Lager höchst unbefangen und genau berichtet, hat er über Corbaran und dessen Handlungen ganz ähnliche und noch fabelhaftere Geschichten, als der Mönch Robert und unser Gedicht. Ritterliche Gesänge, mit denen die Truppen sich begeistert, scherzhafte Lieder, in denen sie einige ihrer Fürsprecher verspottet, erwähnt der Caplan des Grafen von Toulouse ausdrücklich. Daß diese Lieder sofort aufgezeichnet wurden, erhellt sattsam aus ihrer wörtlichen Uebereinstimmung mit so viel späteren theils im Oriente theils im Abendlande niedergeschriebenen Geschichten. Daß man sie mit gutem Glauben als historische Wahrheit aufnahm, erklärt sich schon aus der allgemeinen Denkweise der Zeit, und wird vollends bei diesem Stoffe begreiflich, wo das Abendland auf alles Wunderbare gefaßt war, zum erstenmale das Fabelland des Orients betrat, und den ganzen Krieg mit glühender religiöser Begeisterung verfolgte. Denn nichts ist verkehrter als die immer noch weit verbreitete Vorstellung, die Sage sei nur eine unvollkommene

Geschichte, sie entstehe, wo man noch nicht ordentliche Geschichte zu schreiben gelernt habe, und verschwinde sobald diese Fertigkeit erreicht sei. Sie ist vielmehr ganz eigenthümlichen Wesens und hat feste positive Voraussetzungen, unter deren Einfluß sie auf allen Bildungsstufen zu Tage tritt. Ihre Gebilde erscheinen unfehlbar, sobald die Phantasie der Massen eine starke Anregung erhält. Es leuchtet nun ein, daß religiöse Erwärmung unter allen hierhin gehörigen Factoren der mächtigste ist; ein neues Wunder wäre es gewesen, wenn die Kreuzzüge sich nicht mit einer mythischen Glorie umgeben hätten.

Die Fähigkeit einer Zeit zur Geschichtschreibung hindert also nicht die Entstehung der Sage, wohl aber bestimmt sie deren Einfluß auf die historische und thatsächliche Auffassung der Vergangenheit. Im Beginne nationaler Cultur rinnen beide Formen der Erinnerung ununterscheidbar zusammen, eine vollständig entwickelte Bildung führt beide in scharfer Trennung neben einander fort. Das 12. Jahrhundert steht auf einer mittlern Stufe. Beide Auffassungsweisen sind vorhanden, aber die Zeit hat noch kein Bewußtsein über die Verschiedenheit derselben. Die streng geschichtlichen Tagebücher Raimund's, Fulcher's, des Verfassers der Gesta, werden mit gleichen Erwartungen und ähnlicher Beurtheilung gelesen wie die Lieder der damaligen Landsknechte. Wenige Jahre nachher verarbeiten Schriftsteller, wie der Mönch Robert und Albert von Aachen, die Erzeugnisse beider Seiten in eine Mischung, welche dann für mehrere Jahrhunderte die Ansicht aller Nachkommen beherrscht hat.

Man muß sich hiebei erinnern, daß allerdings jene ge-

schichtlichen Quellen den Abendländern in einer Form zukamen, die nichts weniger als geeignet war, ihren Gegensatz gegen die poetische Ueberlieferung anschaulich zu machen. Fulcher's im Morgenlande geschriebene Erzählung reicht bis 1127, wurde aber bereits 1108 von dem Abte Guibert von Nogent theilweise benutzt. Ihre Capitel wurden also einzeln umhergetragen und verbreitet. Liest man die Gesta, so fällt es auf, daß an gewissen Stellen, oft ohne irgend ein sichtbares Motiv, der Erwähnung Gottes die Kanzelphrase qui regnat in seculo seculorum amen, und zwar stets als Schluß des Satzes angehängt wird. Paulin Paris hat nun gefunden, daß die beste der Pariser Handschriften das Werk nicht in Bücher und Capitel, sondern in 14 größere Abschnitte eintheilt, deren Ende durchgängig durch jene Phrase bezeichnet wird. Ein Bearbeiter des Buchs, der bald nach 1131 in Antiochien geschrieben hat, sagt denn auch in seiner Vorrede: zur Ehre Gottes ist dieser Triumph in der ganzen Welt zu preisen, und stets in den Kirchen des Herrn zu verkünden. Indem er in der Erzählung selbst einmal auf ein früheres Capitel Bezug nimmt, drückt er dies mit den Worten aus: jener Ritter, von dem wir gestern gesprochen haben. Man sieht, wie auch hier auf der geschichtlichen Seite sich schriftliche und mündliche Ueberlieferung berührt. Die historischen Berichte kamen wie die Erzeugnisse der Sage in einzelnen Fragmenten, Briefen und Blättern hinüber, und wurden erst allmälich zu den uns vorliegenden Werken vereinigt. Erwägt man die Menge dieser einzelnen Mittheilungen, bedenkt man, wie die Verschiedenheit der Nationalität, die Nebenbuhlerschaft der Völker und der Führer auf den Inhalt der Briefe einwirken mußte, wie auf den Stoff der Lieder, so verliert die

Mischung von Geschichte und Sage, die hier stattgefunden, alles Befremdende.

Es ist nicht schwer, die nähere Heimath der Lieder nachzuweisen, aus denen sich der Gesang von Antiochien zusammensetzt. Der größte Theil derselben stammt aus dem Lager, oder doch aus dem Lande des Grafen Robert von Flandern. Dessen eigene Thaten, oder die Tapferkeit seiner Ritter, oder einzelne Züge aus dem Leben flandrischer Pilger werden in zahlreichen Stellen gefeiert und in das hellste Licht der Erinnerung gesetzt. Gleich zu Anfang der naiv gehaltene Abschied des Grafen von seiner Gemahlin Clemence, an die er später mehrmals in bedenklichen Momenten bald sehnsüchtig, bald launig zurückdenkt; in der Schlacht von Nicäa die Scene zwischen Robert und einem seiner Ritter, der schon zu Arras gelobt hat, zuerst vor Allen auf die Saracenen zu schlagen; die tragische Episode Reinold Porchet's, der wie Regulus sich als Gefangener für seine Glaubensgenossen opfert; die Hingebung Fulcher's, der sich für seinen Grafen in die Gefahr stürzt, weil dieser schon des Ruhmes genug habe, an seinem Tode aber, wenn er umkomme, nichts verloren sei; eine Menge endlich einzelner Kampfscenen, in denen die flandrischen Recken hervorragen, lassen über dies Verhältniß keinen Zweifel. Bemerkenswerth sind daneben die Genrebilder, wenn man den Ausdruck verstatten will, wie Graf Robert in den Nöthen der Blokade zu Antiochien sich an Gottfried um ein Pferd wendet, und dieser, nicht minder verarmt, mit Tancred vereinigt eine Collecte für den Genossen im Lager herumgehen läßt — wie von zwei eng befreundeten Rittern in derselben Hungersnoth der Eine den Esel des Andern schlachten und braten läßt, dieser sich dann an dem seltenen

Gerichte weidet, bis er zu großem Zorne die Herkunft desselben erfährt — vor Allem aber die Armee des Königs Tafur, auch eines Flandrers, die Schaar der Bettler und Vagabunden, die jeden von sich ausstößt, der Geld besitzt, das Fleisch der gefallenen Türken verzehrt, von den Rittern wegen ihrer Tapferkeit geachtet, aber selbst vor den Saracenen wegen ihrer Rohheit verläugnet wird. Erst nach der Einnahme von Antiochien, bei dem Kriege des Corbaran treten wir in andre Kreise: das hier benutzte Lied weist auf nordfranzösischen Ursprung und die Feier Herzog Hugo des Großen hin, und zeigt auch damit seinen besondern Ursprung.

Merkwürdig ist hier noch, daß in dem Gesang von Antiochien von der spätern Verherrlichung Gottfried's von Bouillon als des gottgesetzten Anführers des Zuges noch nichts anzutreffen ist. Gottfried nimmt eine sehr stattliche Stellung ein, gibt zweimal dem Grafen von Blois geradezu seine Befehle, zerhaut einige gepanzerte Türken mit einem Streiche von oben bis unten, wird einmal als bester Kämpfer des Heeres zu einem entscheidenden Zweikampfe ausersehn: damit sind aber auch seine Vorzüge erschöpft, und gehn, wie man sieht, nicht über das Maaß des Ruhmes hinaus, der an andern Stellen dem Grafen Robert, dem Herzog Boemund, dem Bischof Adhemar zu Theil wird. Dies ist auffallend genug. Bei Albert von Aachen, der, wie wir wissen, vielfach dieselben Lieder benutzte, bildet die Feldherrnschaft Gottfrieds als eine unmittelbare That des Herrn, recht eigentlich den Mittelpunkt der ganzen Erzählung. Als Graindor den Gesang von Antiochien erneuerte, war jene Ansicht, vor Allem durch Wilhelm von Tyrus, schon weit durch die Welt

rechtigung hat sie jedoch in keiner Weise, dies zeigt Raimund, Fulcher, der Verfasser der Gesta, mit einem Worte die ganze Reihe der historischen Berichterstatter. Auch in die Poesie des Kreuzzugs ist sie also erst in zweiter Hand gedrungen; die gleichzeitigen Lieder haben nichts davon gewußt. Der religiöse Drang war zu stark, als daß ein irdischer Mensch an die Stelle Christi in den Mittelpunkt des Ganzen hätte treten können. Da hiezu offenbar erst Gottfried's Königswahl in Jerusalem den Anlaß gegeben hat, so führt auch diese Betrachtung auf die Kämpfe der Kreuzfahrt selbst als Entstehungszeit der Lieder.

Es ist nicht ohne Interesse, die allmäliche Fortbildung des auf Gottfried's Namen gehäuften Ruhmes noch mit einem Blicke zu verfolgen. Den Theilnehmern des Zugs steht er da, ein fester schwerer Degen unter nicht minder braven Genossen und Gleichen. Albert gibt ihm eine göttliche Mission, die ihn durch Wunderzeichen zum König des hl. Grabes und dadurch mittelbar zum Haupte des Feldzuges bestimmt. Immer aber fehlt noch viel daran, daß der überall widerstrebende thatsächliche Stoff nach diesem Bilde völlig umgewandelt wäre, und so ergibt sich bei Albert eine an Widersprüchen reiche Darstellung von äußerst losem Zusammenhang. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verleiht ihr erst der Erzbischof Wilhelm von Tyrus Haltbarkeit und Dauer, indem er sie mit den Aussagen der geschichtlichen Quellen verschmilzt, die Widersprüche austilgt und die Wunder beseitigt. Es bleibt eine Schilderung, die ihren [illegible] Kern verloren, dafür aber eine scheinbare Glaub- [illegible] Gottfried ist nicht mehr ein Apostel [illegible]herr nach göttlicher Einsetzung oder

förmlicher Erwählung, wohl aber steht er vermöge seiner Weisheit und Tugend ohne Widerspruch an der Spitze des Unternehmens. Diesen Ruhm verkünden auch heute noch gelehrte und populäre Werke, die Schriften von Wilken und Michaud, wie die Statue auf dem Schloßplatz zu Brüssel — obgleich ihm die geschichtliche Wahrheit eben so wie dem Rufe Peter's des Einsiedlers fehlt. Weniger glücklich sind dagegen die weitern Entwicklungen der Sage gewesen. Schon Wilhelm erwähnt, daß sehr Viele an die Abstammung Gottfried's von dem Schwanenritter glaubten; es ist die uralte, bei allen germanischen Stämmen vorkommende Sage gemeint, in der mehrere Geschwister die Fähigkeit besitzen, sich in Schwäne zu verwandeln, ein Bruder aber, sei es durch feindlichen Zauber oder anderes Mißgeschick, in dieser Gestalt festgehalten wird, und den Andern darauf als wunderbarer Führer und Helfer dient. Albert und dessen Zeitgenossen wissen noch nichts davon, bei Graindor aber, der bald nach Wilhelm schrieb, klingt die Sage einmal an, und wird dann in allen spätern Bearbeitungen mit Vorliebe ausgeführt. Im 13. Jahrhundert ist auch dies nicht bunt und phantastisch genug. Gottfried wird schon vor dem Kreuzzug dem Emir Corbaran durch dessen weise Mutter als künftiger Sieger bezeichnet; er veranlaßt die ganze Kreuzfahrt, trennt sich nach Corbaran's Niederlage von dem Heere, erscheint als irrender Paladin am Hofe des Emir, gewinnt die Liebe der schönen Florie, Corbaran's Schwester, fällt aus einem Abenteuer in das andere, und erringt zuletzt mit dem Besitz von Jerusalem auch die Hand der Geliebten.

In diesen Dingen ist also der ursprüngliche Boden des Kreuzzugs völlig verlassen. An die Stelle des Kampfes zwi-

schen den beiden Weltreligionen, wie er noch bei Graindor den Stamm für alle die bunten und weltlichen Abenteuer bildet, ist das dürftige Interesse eines Liebeshandels getreten, der in oberflächlicher Skizzirung sich nur an die Neugierde der Hörer wendet. Die Sage ist durch das Mährchen verdrängt worden. Es ist bezeichnend, daß die spätern Romane, so unbarmherzig sie die belebenden Ideen des Kreuzzugs behandeln, sich im Einzelnen oft lange Seiten hindurch an die trockne Darstellung der Chroniken binden. Umgekehrt läßt sich die ältere Poesie ihr Recht nicht rauben, das Detail in freier Schöpfung umzuformen, eben weil sie den Inhalt ihrer leitenden Gedanken mit dem Ereignisse selbst gemein hat. Von diesem Punkte aus wird man leicht die Berechtigung der ewigen Klagen beurtheilen können: wer einen inhaltsvollen Bericht als Sage behandele, zerstöre ein Stück der Geschichte und raube ihm damit den Werth der objectiven Wahrheit.



Die erste Theilung Polens.

Sjolowjoff, Der Fall Polens, deutsch von Spörer. Gotha, 1865.
Max Duncker, Die Besitzergreifung von Westpreußen, Zeitschrift für preußische Geschichte. September und October 1872.
Adolf Beer, Die erste Theilung Polens, 3 Bände. Wien, 1873.



Bei wenigen geschichtlichen Ereignissen ist in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die öffentliche Meinung Europas so einstimmig gewesen, wie in der Beurtheilung der Katastrophen, welche das unglückliche polnische Gemeinwesen seinem Untergange entgegengeführt haben. Man hatte das tragische Schauspiel vor Augen, daß ein früher mächtiges und ruhmreiches Volk zwar durch eigene Fehler in Schwäche und Zerrüttung versank, daß dann aber drei habgierige Nachbarn diese Schwäche benutzten, um ohne eine Beleidigung von polnischer Seite mit brutaler Uebermacht über das Opfer herzufallen, es zu mißhandeln, zu berauben, zu vernichten. Das menschliche Mitgefühl mit dem Leidenden verband sich mit dem sittlichen Abscheu gegen die angreifende Gewalt. Vollends seit 1830 sah jeder Liberale in Europa einen Genossen der eigenen Sache in dem zur Herstellung aufstrebenden Polen; der Czar Nikolaus, der mit Kartätschen die Ruhe in Warschau herstellte, war ja die Stütze des Absolutismus in unserem ganzen Continent, und vor Allem die leidenschaftlichen Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer verbreiteten diese Auffassung durch die ganze liberale Welt. Ein besonderer Umstand kam hinzu. Wenn sonst ein Volk durch ein anderes unterdrückt worden, pflegte

der Sieger auch das historische Angedenken an seine Erfolge zu beherrschen: über den Sturz Carthagos haben wir nur römische, über die Unterwerfung der Sachsen und Slaven unter Karl den Großen nur fränkische Berichte. Gerade das Umgekehrte aber fand in der polnischen Sache statt. Die gesammte Literatur war durch polnische und polenfreundliche Stimmen nicht bloß beherrscht: es gab beinahe keine andern. Nach dem Brauche der continentalen Bureaukratie hüllten sich die Theilungsmächte in tiefes Schweigen. Nur Friedrich der Große hatte davon eine Ausnahme gemacht und in seinen Memoiren zur Geschichte seit 1763 eine Darstellung der ersten polnischen Theilung gegeben, wo er in seiner Weise kurz und präcis die entscheidenden Momente des Ereignisses darlegte und dasselbe nicht als ein Erzeugniß seines planmäßigen Ehrgeizes, sondern als rasch ergriffenes Auskunftsmittel gegen einen drohenden europäischen Krieg erscheinen ließ. Im Allgemeinen hat sich nie ein erheblicher Zweifel gegen die Wahrheitsliebe der Memoiren Friedrich's begründen lassen; in diesem Falle aber gesellten sich zu den anklagenden polnischen Stimmen auch russische Schriftsteller, welche es bei der herrschenden Stimmung Europas für eine patriotische Pflicht hielten, die Verantwortung für die erste polnische Theilung von ihrer Regierung hinweg auf die Schultern des preußischen Königs zu wälzen. So wurde in den weitesten Kreisen jene Darstellung Friedrich's, wenn nicht für lügnerisch, wohl aber für unvollständig und einseitig, für eine beschönigende Verstümmelung der Wahrheit erklärt und auf die Seite geschoben.

Fast in all' diesen Beziehungen sind nun in neuerer ...rungen eingetreten. Seit der Regierung

Alexander II. gilt Rußland nicht mehr für den Hort und Schirm des Despotismus; bei den polnischen Aufständen aber von 1848 und 1863 hat man in Deutschland erlebt, welche Gefahren ein Sieg derselben über mehrere Millionen deutscher Einwohner jenseits der Weichsel gebracht hätte. Niemand will auch heute das moralische Urtheil abschwächen. Allein die politischen Sympathien und Antipathien, welche 1830 die historische Betrachtung beherrschten, sind nicht mehr vorhanden. Und, was die Hauptsache ist, wir haben endlich die Möglichkeit einer wirklich historischen Betrachtung, wir haben authentische Kenntniß des historischen Thatbestandes gewonnen. Wir sind ungleich besser als früher über die innern Zustände Polens unterrichtet; Hermann hat die sehr eingehenden Berichte der sächsischen Gesandten, Prowe die nicht minder lehrreichen des Geschäftsträgers der Stadt Thorn, Theiner die Depeschen der stets gut unterrichteten päpstlichen Nuntien mitgetheilt, und mit höchst anerkennenswerthem Eifer ist eine große Anzahl polnischer Gelehrter bemüht, urkundliche Beiträge für die Geschichte ihres Vaterlandes zu liefern. Sodann haben auch die Theilungsmächte endlich die Siegel ihrer Archive gelöst. Zuerst hat Rußland den Herren von Smitt und Ssolowjoff verstattet, die Petersburger Documente aus der Zeit Catharina II. zu benutzen; dann, nachdem Schlözer, Häusser und Arneth wichtige Einzelnheiten aus den deutschen Verhandlungen mitgetheilt, haben fast gleichzeitig Duncker in Berlin und Beer in Wien die umfassendsten Studien in den Schätzen der dortigen Archive machen können, so daß wir beinahe Tag für Tag über die Handlungen und die Beweggründe der drei Mächte unterrichtet sind, und es unbedingt aussprechen dürfen, daß es

wenige bedeutende Ereignisse der neueren Geschichte giebt, welche in so authentischer und allseitiger Weise dem Blicke der Nachwelt offen gelegt sind, wie heute die erste Theilung Polens.

Wir versuchen es, auf Grund dieser Aufklärungen eine Skizze des Ereignisses zu geben.

Zu allen Zeiten hat der polnische Nationalcharakter eine Reihe glänzender Eigenschaften in unverkennbarer Kraft entwickelt: stürmische Tapferkeit, unruhig treibenden Ehrgeiz, starkes nationales Selbstgefühl. Nicht minder deutlich zeigt sich bei näherer Betrachtung eine lebhafte Erregbarkeit und Unstätigkeit der Leidenschaften, eine große Empfänglichkeit für sinnliche und geistige Genüsse, eine höchst einnehmende Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr. In allen diesen Punkten erscheint eine gewisse Aehnlichkeit mit den Franzosen, und diese setzt sich fort auf einem der wichtigsten Gebiete des geistigen Daseins, auf dem religiösen. Bei beiden Völkern weiß die große Masse nicht viel von dem germanischen Drange auf individuelle Selbständigkeit und Innerlichkeit des religiösen Lebens; die Religion geht auf in dem Dienste der äußern Kirchlichkeit, und man kann diesem Dienste völlig genugthun, ohne persönlicher Frivolität und fanatischer Unduldsamkeit zu entsagen. Aber neben so vielfacher Aehnlichkeit tritt dann in der entscheidendsten Beziehung auch eine durchgreifende Verschiedenheit zwischen den beiden Völkern hervor. Während die Franzosen völlig erfüllt sind von den Vorstellungen der Nationaleinheit, der Centralisation und der militärischen Disciplin, die
xen Stoße auf der Stelle wieder das
ei den Polen das höchste politische

Die erste Theilung Polens.

Ssolowjoff, Der Fall Polens, deutsch von Spörer. Gotha, 1865.
Max Duncker, Die Besitzergreifung von Westpreußen, Zeitschrift für preußische Geschichte. September und October 1872.
Adolf Beer, Die erste Theilung Polens, 3 Bände. Wien, 1873.

und sie mußte ihre Mittel stets in gemäßigtem und liberalem Sinne gebrauchen, um die religiösen und nationalen Gegensätze nicht zu vergiften. Beide Forderungen wurden von den Jagellonen erfüllt, beide unter ihren Nachfolgern in ihr Gegentheil verkehrt. Schon die letzten Fürsten aus dem alten Geschlechte vermochten nicht mehr, die wachsende Zügellosigkeit des polnischen Adels zu bändigen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde allmälig die Krone völlig machtlos und die Erblichkeit der Thronfolge beseitigt; die Städte sahen sich ihrer politischen Rechte beraubt, die Bauern wurden drückender Leibeigenschaft unterworfen. Der Adel war allmächtig gegenüber den andern Ständen der Nation. Aber er verstand es nicht, diese Allmacht zu einem festen nationalen Regimente zu gestalten. Jeder Edelmann hielt sich wie ein souveräner Fürst, sprengte nach seinem Belieben den Reichstag durch sein liberum veto, und, was das Schlimmste war, er hielt sich nach seiner souveränen Unabhängigkeit auch für befugt, mit einer fremden Nachbarmacht Bündnisse zu schließen und Subsidien von ihr zu beziehen. Im alten deutschen Reiche gab es dreihundert souveräne Staaten, im alten Polen 200,000. So löste das Gemeinwesen sich auf, der Landesverrath galt für das kostbarste Freiheitsrecht, und die Einmischung der Fremden wurde permanent. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war es nur eine Frage der thatsächlichen Macht, welche Stücke des Landes fremder Annexion anheim fielen und welche der Nachbarmächte herrschenden Einfluß in Polen ausübte. Von da ab in hundert Jahren erschienen mindestens sechs Theilungspläne, und bei zwei derselben waren die polnischen Könige selbst im Complott, um sich durch Hingabe einiger Provinzen die Hülfe der

Fremden zur Herstellung der Königsmacht im Reste zu erkaufen.

Bei solchen Zuständen hatten die unterworfenen Lande russischer und deutscher Zunge begreiflicher Weise wenig Gelegenheit, ordnende und fördernde Wirksamkeit des polnischen Staatswesens zu erfahren und dadurch innerlich mit ihren Beherrschern zu verschmelzen. Vielleicht hätte die Schwäche der polnischen Regierung ihnen wenigstens den Vortheil verschaffen mögen, daß sie, ungestört durch eine übergeschäftige Centralgewalt, ihre Verhältnisse sich nach eigenem Belieben eingerichtet und dadurch ein Gefühl politischen Gedeihens gewonnen hätten. Aber auch dies wurde verhindert, und zwar in erster Linie durch den Ausbruch religiösen Haders. Als das 16. Jahrhundert zu Ende ging, hatte der Jesuitenorden herrschenden Einfluß in Polen gewonnen, und wie gleichzeitig in Madrid wurde es damals auch in Warschau die Losung der Politik, alle Kräfte des Staates in den Dienst der römischen Kirche zu stellen und im Inland wie im Ausland der Ketzerei einen Krieg auf Leben und Tod zu machen. So verwickelte man sich nach Außen in langjährige unheilvolle Kämpfe mit Rußland und Schweden; im Innern aber wurden die Dissidenten aller Bekenntnisse auf das Härteste gedrückt, lutherische Kirchen zerstört, griechische Gemeinden katholisirt, die Dissidenten von höhern Aemtern und Würden ausgeschlossen. War es ein Wunder, daß die russischen Unterthanen in Galizien und Podolien ebenso, wie die Deutschen in Ost- und Westpreußen der herrschenden Nation fortdauernd entfremdet blieben? daß sie fortdauernd sehnsüchtige Blicke zu ihren Stammes- und Religionsgenossen jenseits der Grenze hinüberwarfen? daß auch bei

diesen, obgleich mehr als ein Jahrhundert seit der polnischen Eroberung verflossen war, der Gedanke der Rückforderung immer kräftigeres Leben gewann? Dabei sank die Macht des polnischen Reiches immer tiefer. Livland ging an die Schweden verloren, Kleinrußland trat in siegreicher Erhebung unter die Hoheit des Moskauer Czaren zurück, für Ostpreußen schüttelte 1657 der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die polnische Lehnshoheit ab. Höchst wahrscheinlich wäre es schon damals zu einer völligen Zerreißung und Zersplitterung des innerlich verfaulten und zerfallenen Staates gekommen, wäre nicht ein besonderer Umstand dazwischen getreten, der freilich das gerade Gegentheil von polnischer Kraft und Selbständigkeit bedeutete. Polen wurde einstweilen nicht unter mehrere Nachbarmächte getheilt, aus dem einfachen Grunde, daß eine derselben, Rußland, unter Peter dem Großen in rascher Entfaltung stark genug wurde, allen andern gegenüber ganz Polen unter ihren alleinigen Schutz zu nehmen. Während des großen nordischen Krieges gegen Karl XII. von Schweden wurde der polnische König August II. nur durch russische Hülfe auf seinem Throne erhalten; sechszehn Jahre lang war das Land von russischen Garnisonen besetzt; 1736 wurde der neue König, August III., unter dem Schutze russischer Bajonette gewählt. Der russische Gesandte in Warschau war der allmächtige Lenker der polnischen Politik, und ein großer Theil der polnischen Edelleute stand fortdauernd in russischem Solde. Wohl gab es einzelne hervorragende Männer in Polen, welche den Jammer der Lage empfanden und die Ursachen desselben erkannten. So damals die reichen und mächtigen Brüder Czartorisky, welche im Jahre 1752 mit dem Könige

und dessen Minister, dem Grafen Brühl, eine Reform der Verfassung zur Stärkung der königlichen Gewalt erwogen. Bald nachher aber geriethen sie mit dem Grafen Brühl persönlich in Streit und verfuhren sofort in der hergebrachten Weise polnischer Adelssouveränetät: das Haus Czartorisky schloß ein Bündniß mit dem Hause Romanow; mit andern Worten, die Czartorisky's stellten sich der russischen Regierung zur Disposition, um in Petersburg die Absetzung König August's zu betreiben. Unter solchen Verhältnissen hielt man sich in Rußland bereits für den Herrn des ganzen Landes und hatte gar keine Lust, einer dritten Macht ein Stück desselben abzutreten. „Europa," sagten die russischen Minister, „ist es gewohnt, daß die polnische Regierung von Petersburg aus geleitet wird."

So lagen die Dinge, als 1762 Catharina II. den russischen Thron bestieg. Jedermann weiß, welcher Ehrgeiz die Seele dieser Frau erfüllte, wie sie zwei Welttheile ihrer Herrschaft oder doch ihrem Einflusse zu unterwerfen trachtete, wie sie vor Allem in den Verhältnissen des europäischen Westens eine große Rolle zu spielen strebte. Polen aber trennte sie von Europa. Also mußte sie festen Fuß in Polen fassen. Die gründlichste Lösung wäre gewesen, Polen geradezu zur russischen Provinz zu machen. Aber wenn Europa gewohnt war, die polnische Regierung von Petersburg aus geleitet zu sehn, so war es auch an die Existenz einer solchen Regierung gewohnt, und Catharina mußte sich sagen, daß die Vernichtung derselben schwerlich ohne Einmischung und Betheiligung der Nachbarmächte gelingen würde. Später hat sie sich, im Drange der Umstände und nicht ohne langes Widerstreben, zu diesem

Systeme entschlossen; in ihren ersten Regierungsjahren aber war sie weit entfernt davon, und Beer macht darüber, aus österreichischen und preußischen Gesandtschaftsberichten, sehr interessante Mittheilungen. Einstweilen ging ihr Streben dahin, die polnische Regierung selbst in immer vollständigere Abhängigkeit zu versetzen und den scheinbar fortbestehenden polnischen Staat ihren politischen Zwecken dienstbar zu machen. Deshalb wollte sie bei dem Tode August III. keinen fremden Prinzen auf dem polnischen Throne zulassen; sie wollte einen einheimischen Edelmann aus der Zahl jener russischen Söldlinge, und hatte für diesen Zweck ihr Augenmerk auf einen Neffen der Czartorisky, ihren ehemaligen Liebhaber, Stanislaus Poniatowsky, geworfen. Sie wollte in der Hauptsache die Fortdauer der adeligen Anarchie in Polen, um jeder Zeit der völligen Schwäche des Landes sicher zu sein. Sie selbst, und noch mehr ihr Minister Panin, war übrigens geneigt, einige Reformen im Einzelnen zuzulassen, um unter Umständen an Polen einen brauchbaren und nützlichen Vasallen zu haben.

Ein weiteres Begehren entsprang ihr unmittelbar aus der damaligen Beschaffenheit ihrer eigenen Stellung in Rußland. Sie hatte ihren kaiserlichen Gemahl gestürzt, ihren Sohn von der Nachfolge ausgeschlossen und ohne irgend einen Rechtstitel sich selbst auf den Thron geschwungen. So war in den ersten Jahren die Sicherheit ihrer Herrschaft äußerst zweifelhaft. Das nächste Mittel zur Popularität, glänzender Kriegsruhm, war ihr für den Augenblick versagt, da Rußland nach den Anstrengungen des siebenjährigen Krieges schlechterdings der Ruhe bedurfte. Um so dringender wünschte sie, sonst etwas höchst Volks=

thümliches zu thun, und nach der Gesinnung des russischen Volkes, bei welchem die Anschauungen von Nation, Staat und Kirche ohne Weiteres zusammenfallen, konnte sie keine wirksamere Frage ergreifen, als die Unterdrückung der griechischen Katholiken im Polnischen Reiche. So unglaublich es klingt, der wahnsinnige Fanatismus hatte der polnischen Machthaber erst in den letzten Jahrzehnten die Rechte der Dissidenten auf's Neue durch harte Verfügungen beschränkt und theilweise vernichtet; ein Reichstagsbeschluß von 1716 verbot den Dissidenten, neue Kirchen zu bauen, und befahl die Niederreißung der seit 1632 aufgeführten; ein Beschluß von 1717 entzog den Dissidenten die Fähigkeit, Landboten oder Mitglieder der Gerichtshöfe und Regierungscommissionen zu werden. Die griechischen Dissidenten wandten sich darauf an Peter den Großen, der jedoch durch seinen Tod an dem bereits vorbereiteten bewaffneten Einschreiten gehindert wurde. So wurden die anstößigen Beschlüsse 1733 und 1736 auf's Neue bekräftigt, und die Dissidenten auch vom Senate und für die Zukunft von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Im Jahre 1763 lief bei Catharina eine Beschwerde des griechischen Bischofs von Mohilew, Konisky, ein, daß 150 Pfarreien seiner Diöcese durch die polnischen Behörden gewaltsam romanisirt worden seien. Die Kaiserin beschloß, den Dissidenten wenigstens einige ihrer alten Rechte wieder zu verschaffen, sich dadurch die Ergebenheit derselben für immer zu sichern, und zugleich das russische Volk mit dankbarer Begeisterung zu erfüllen. Eben in dieser Zeit wurde aber auch König August III. von seiner letzten Krankheit befallen; in kurzer Frist war zu Warschau eine neue Königswahl zu erwarten, bei welcher alle europäischen Mächte ihr Wort

mitreden würden, und so wandte sich Catharina im Frühling 1763 mit sondirenden Anfragen zunächst nach Wien und nach Berlin, um wenn möglich für ihre diplomatische Action gemeinsamen Boden und festen Rückhalt zu gewinnen.

Die Aufnahme, welche ihre Eröffnung an den beiden Höfen fand, wurde entscheidend für die nächsten Decennien der Geschichte Polen's und Europa's. Sie war zugleich höchst charakteristisch für die beiden deutschen Regierungen.

In Wien war man seit dem Abfalle Peter III. von der österreichischen Allianz überhaupt tief verstimmt gegen Rußland. Die Kaiserin Maria Theresia hatte dabei eine gewisse religiöse Sympathie mit den katholischen Polen. Immer aber empfand man eine lebhafte Scheu, den Wünschen der mächtigen Catharina offen entgegen zu treten, so gerne man selbst einen sächsischen Prinzen auf den polnischen Thron gesetzt hätte. Das Ergebniß war, daß man zu keinem bestimmten Entschlusse gelangte, sondern eine verdrossen ausweichende Antwort gab.

Ganz anders Friedrich II. Dieser kräftige und klare Staatsmann hatte sonstige Fehler, aber niemals den der Unentschlossenheit. Er war mit Catharina einverstanden in dem Wunsche, daß Polen schwach bleibe. Auf der andern Seite verkannte er nicht, daß ein übermäßiges Wachsthum der Russen und eine bleibende Festsetzung derselben in Polen für ihn höchst bedenklich werden konnte. Dennoch schwankte er keinen Augenblick. Nach den furchtbaren Leiden, Gefahren und Anstrengungen des siebenjährigen Krieges hatte er damals keinen andern Gedanken, als seinem schwer geprüften Staate dauernden Frieden zu sichern. Dazu bedurfte er einer mächtigen

Allianz. Aber bei Oesterreich wußte er sich auf den Tod gehaßt, in Frankreich mit kühler Abneigung betrachtet, mit England war er gründlich zerfallen. So blieb nur Rußland übrig, und rückhaltslos ergriff er die dargebotene Hand. Im August 1763 schlug er der Kaiserin eine einfache Defensivallianz vor, erklärte sich aber bereit, einen Artikel über Polen den russischen Wünschen entsprechend darin aufzunehmen. Schon früher hatte er geschrieben, daß er zum polnischen König einen Polen wünsche, die Auswahl der Person aber der Kaiserin völlig überlasse. In Petersburg arbeitete man darauf den preußischen Entwurf specieller aus und setzte ihm sechs Artikel und einige geheime Bestimmungen hinzu, in welchen für Polen die Wahl eines Einheimischen, die Erhaltung des liberum veto, also der adligen Anarchie, die Unterstützung der Dissidenten, und zugleich auch für Schweden die gemeinsame Hinderung jeder Verfassungsreform festgestellt wurde. Friedrich, durch die westpreußischen Lutheraner ebenso um Schutz angerufen, wie Catharina durch den griechischen Bischof von Mohilew, machte keine Einwendungen, sondern ließ, nachdem August III. im Oktober 1763 gestorben war, den Vertrag am 11. April 1764 unterzeichnen.

In Wien war die Erregung über das Einvernehmen zwischen den beiden nordischen Mächten nicht gering, und man befürchtete auf der Stelle, daß Preußen und Rußland sich polnische Provinzen aneignen wollten. Fürst Kaunitz war der Meinung, daß eine Theilung Polens eine schlimme Sache sei; wenn sie einträte, müsse Oesterreich auch ein Stück für sich nehmen, jedoch die Bedingung stellen, daß ihm außerdem entweder Schlesien zurückgegeben oder die Anwartschaft auf Baiern

gesichert werde. Diese Sorgen waren durchaus verfrüht. In Petersburg wollte Niemand eine Theilung Polens, sondern verstärkten Einfluß über den ganzen polnischen Staat. Friedrich II. dachte nicht an eine Gebietserweiterung, sondern gab Polen den Russen für den Augenblick Preis, um durch die russische Allianz seinem Lande festen Frieden zu schaffen. Er ließ Catharina in Polen schalten und walten, lehnte die oft wiederholte Aufforderung derselben, auch seinerseits Truppen dort einrücken zu lassen, mit Bestimmtheit ab, und rieth immer wieder der Kaiserin Mäßigung in ihrem Auftreten an, damit Polen nicht auf das Aeußerste getrieben, und so das Ausland zur Intervention, zu europäischen Verwickelungen veranlaßt würde. Wohl hatte er früher als Kronprinz einmal geäußert, daß sein Staat zur Verbindung Ostpreußens mit Brandenburg der Erwerbung Westpreußens bedürfe; und die Richtigkeit dieses Satzes lag freilich für Jeden, der die Landkarte betrachtete, auf der Hand. Damals aber, 1764, trachtete er nicht danach, so wenig Friedrich Wilhelm IV. nach der Annexion Hannovers getrachtet hat. Als Graf Panin dem preußischen Gesandten für die etwaigen Bemühungen des Königs im russischen Interesse einmal eine Landerwerbung in Aussicht stellen wollte, wies Friedrich den Gesandten an, die Russen von solchen Gedanken abzubringen, die nur europäische Wirren zur Folge haben könnten. Was er wollte und was er bei seinem russischen Bündniß bezweckte, war Sicherung des Friedens und nichts Anderes.

Indessen gingen in Polen die Dinge nach Catharina's Sinne ihren [illegible] selbst eröffneten ihr die Bahn. Es [illegible] torisky's, daß ein rus-

sisches Armeecorps von 10000 Mann in das Land einrückte, Warschau selbst besetzte, die Anstrengungen der gegnerischen Partei, der sogenannten Patrioten, niederschlug, und so unter seinem Schutze die Wahl des Stanislaus Poniatowsky zum Könige am 1. September 1764 einstimmig beschlossen wurde. Nun waren die Czartorisky's kluge Leute. Nachdem sie mit Hülfe der Russen die Herren in Polen geworden, dachten sie, die Verfassung umzugestalten, eine geordnete Verwaltung herzustellen, das Königthum zu kräftigen und dann die Russen zum Lande hinaus zu complimentiren. Der russische Gesandte Keiserlingk, welcher die polnische Sprache nicht recht verstand, ließ einige solche Beschlüsse passiren; er starb aber bald, und sein Nachfolger Fürst Repnin war ein in polnischen Dingen wohl erfahrener Mann von rauher und energischer Brutalität, welcher die zwieträchtigen und käuflichen Polen tief verachtete. Als jetzt die Czartorisky's die Abschaffung des liberum veto beantragten, als sie zugleich die Herstellung der Dissidenten zu voller Gleichberechtigung weigerten, legte er unter heftigen Drohungen den stärksten Protest gegen ein solches Verfahren ein und forderte alle Gegner der Czartorisky's auf, unter seinem Schutze sich gegen die Umtriebe derselben zu erheben. Darauf war es allerdings kein Wunder, daß die Dissidenten in Bewegung kamen, die von jeher Rußland und Preußen zu Hülfe gerufen hatten, und daß sie jetzt nach polnischem Brauche Conföderationen gegen die Regierung bildeten. Aber beispiellos war es doch, daß neben ihnen auch die hitzigen Feinde der Czartorisky's bei der Königswahl, die Patrioten Branicki, Radziwill, Mokranuski, welchen damals die Russen ihre Güter verheert und sie selbst mit Mißhandlung aller Art verfolgt hatten,

jetzt als conservative Verehrer der alten Adelsrechte und des liberum veto über den Bruch zwischen Repnin und der Czartorisky's laut aufjauchzten, sich um den Gesandten sammelten, Geld von ihm nahmen, und nach seinen Weisungen ebenfalls Conföderationen bildeten. Unter seiner Leitung traten endlich alle diese kleinen Vereinigungen zu einer großen Generalconföderation in Radom zusammen. Da hierauf auch König Stanislaus mit seinen Oheimen in Hader gerieth und bei seinem ausschweifenden Leben in Geldnoth war, aus der er keine Rettung als durch russische Subsidien sah, so trat er selbst der großen Conföderation bei, deren vollständiger Sieg damit entschieden war. Die einzelnen Punkte ihres Programms sollten jetzt gesetzliche Form erhalten. Zuerst wurde unter einstimmigem Jubel das liberum veto hergestellt. Als dann aber die Dissidentenfrage zur Verhandlung kam, trennten sich die Parteien wieder; die Patrioten versagten hier dem Gesandten mit demselben Fanatismus, wie früher die Czartorisky's, und eine tiefe Aufregung und Erbitterung verbreitete sich durch das ganze Land. Man hatte sich eifrig zu Repnin gedrängt, um den polnischen Staat ruiniren zu helfen. Aber gegen das Gebot der heiligen Kirche den Ketzern politische Rechte zu geben, das brachte Niemand über sein Herz. Der beredteste Führer des Widerstandes, Bischof Soltyk von Krakau, kam einmal heimlich zu Repnin und erklärte sich bereit, im Stillen für die Dissidenten zu wirken, nur müsse ihm der Gesandte verstatten, öffentlich dagegen zu reden. König Friedrich II. warnte die Kaiserin; so eifrig er für die Erhaltung der politischen Anarchie gestimmt hatte, so gefährlich schien ihm die religiöse Gährung; er bat die Kaiserin dringend [illegible] mit geringen Concessionen

an die Dissidenten zu begnügen. Catharina aber blieb fest auf ihrem Sinne, und Repnin griff mit offener Gewalt durch. Bischof Soltyk und drei andere Parteiführer wurden verhaftet und nach Wilna und dann nach Kaluga abgeführt, die Güter mehrerer Opponenten gebrandschatzt, der Sitzungssaal der Conföderation mit russischen Soldaten umstellt. Damit wurde der Widerstand gebrochen: die Conföderation genehmigte die Gleichberechtigung der Dissidenten, schloß eine Allianz zwischen Polen und Rußland ab und stellte durch diese die Staatsgrundgesetze unter russische Garantie, oder, mit andern Worten, sie gewährte Rußland das formelle Recht zur Einmischung bei jeder polnischen Verfassungsreform. Am 5. März 1768 wurde die verhängnißvolle Acte unterzeichnet. Die Conföderation löste sich auf, und die regelmäßigen Staatsbehörden traten wieder in Wirksamkeit. Die Ziele, welche die Höfe von Petersburg und Berlin sich in dem Bundesvertrage von 1764 gesteckt hatten, waren erreicht, und Repnin gab den russischen Truppen Befehl, das polnische Gebiet zu räumen.

Aber es sollte anders kommen. Nur mit zu gutem Grunde hatte König Friedrich die russische Kaiserin von der Entflammung der religiösen Leidenschaft in Polen abgemahnt; eben an diesem Punkte entzündete sich ein Brand, der zunächst über Polen entsetzliches Unheil brachte und in rascher Ausdehnung bald ganz Europa mit unabsehbaren Gefahren bedrohte. Im tiefsten Herzen empört über die den Ketzern gewährten Rechte, bildeten zwei muthige Männer, Pulawski und Krazinski, zu Bar in Podolien eine Conföderation zum heiligen Kriege für die Einheit und Reinheit der Kirche. Ihre Fahne war mit dem Crucifix geschmückt, das Feldgeschrei lautete: Jesus, Maria;

die Mönche riefen in Städten und Dörfern alle Gläubigen zu den Waffen; kein Dissident oder Jude wurde in die geweihte Schaar zugelassen. Ueberall fiel das katholische Volk den Conföderirten bei; eigentlich ist ganz Polen conföderirt, meldete der preußische Gesandte seinem König. Ueberall ertönten die heftigsten Verwünschungen gegen den elenden Stanislaus Poniatowsky, der sich als Werkzeug für die Sache der Ketzer habe gebrauchen lassen; seine Entthronung war bei den Conföderirten eine fest beschlossene Sache. Der unselige Fürst fand für seine persönliche Rettung keinen andern Weg, als immer engeren Anschluß an Rußland, und bat Repnin dringend um Rückberufung und Verstärkung der russischen Truppen. Sie kamen, im Ganzen etwa 16000 Mann, und ein heilloser Krieg begann in den südlichen Provinzen des Landes. Die größere Hälfte der Russen wurde durch die Deckung Warschau's und die Beobachtung der wenig zuverlässigen polnischen Linienregimenter in Anspruch genommen; es waren immer nur kleine Colonnen, welche gegen die Empörung ausgesandt werden konnten, welche dann in jedem Treffen siegten, aber zu völliger Unterwerfung und Beruhigung des Landes nicht stark genug waren. Die Masse der Conföderirten schwankte zwischen 8000 und 16000 Reitern, lockeren Banden ohne Disciplin und inneren Zusammenhang; die Mannschaft blieb bei dem Führer, so lange es dem Einzelnen gefiel, und jeder Führer that auf eigene Faust, was ihm gut dünkte. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit der wildesten Grausamkeit geführt, die Gefangenen zu Tode gemartert, weder Person noch Eigenthum der Gegner geschont. Und bald kamen weitere Verwickelungen hinzu. Die Häupter der Conföderation hatten sich von Anfang an mit dringenden

Hülfegesuchen an das Ausland, an Oesterreich und Frankreich, an den Papst und den Sultan gewandt. Mehrere Monate lang hatten sie keinen Erfolg, weil Niemand besonderen Eifer hatte, dem russisch-preußischen Bündniß den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Indessen war lebhafte Sympathie für ihre Sache sowohl in Rom als in Wien vorhanden, und bei jedem Fortschritt der russischen Truppen im südlichen Polen wuchs auch in Constantinopel Verstimmung und Eifersucht. Als nun einmal die Russen eine geschlagene Truppe der Conföderirten im Eifer des Nachsetzens über die türkische Grenze verfolgten und die kleine Stadt Balta bei dem fortdauernden Gefechte in Flammen aufging, riß der hohen Pforte plötzlich die Geduld, und in unvermuthetem Aufschwung erklärte der Sultan den Russen im October 1768 den Krieg, weil er, wie sein Manifest sagte, die Vergewaltigung Polen's nicht länger ertragen könne.

So war mit einem Schlage die polnische zu einer europäischen Frage ersten Ranges geworden, und Niemand fühlte sich schwerer dadurch getroffen als König Friedrich. Er kannte Catharina hinreichend, um zu wissen, daß sie den von den Türken begonnenen Krieg nicht ohne Gewinn abschließen würde. Es war ihm ebenso deutlich, daß Oesterreich nimmermehr russische Eroberungen von einiger Bedeutung in der Türkei dulden könnte. Wenn es aber zwischen beiden Mächten zum Bruche kam, so fand er sich gerade durch seine russische Allianz, die ihm und seinem Lande den Frieden hatte bewahren sollen, unaufhaltsam in den Streit hinein gerissen. Es kam dazu, daß der ehrgeizige französische Minister Choiseul damals mit England sich in lebhafter Spannung befand, und, da Rußland

und England unter einander vertrautere Beziehungen angeknüpft hatten, auch den Russen, wo er konnte, Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten suchte und deshalb den Conföderirten von Bar Geld und Officiere schickte, übrigens aber etwas später in Berlin das Anerbieten machte, wenn Friedrich sich mit ihm gegen Rußland verbünden wolle, dem Könige die polnischen Provinzen Ermeland und Kurland zu verschaffen. Umgekehrt trug man sich in Petersburg mit dem Gedanken, England, Preußen, Schweden und Dänemark zu einem großen nordischen Bunde zu vereinigen, um die Feindseligkeit der Polen und Türken, Oesterreichs und der bourbonischen Höfe gemeinsam niederzuschlagen. Unter solchen Umständen konnte der kleinste Anlaß Europa in zwei kämpfende Heerlager theilen, und wie immer hätte das in der Mitte gelegene Deutschland die schwersten Leiden des allgemeinen Krieges tragen müssen.

Friedrich II. war durch diese Gefahr in die höchste Besorgniß versetzt; er sann und sann, wie er den Ausbruch abwenden möchte. Für ihn war die entscheidende Frage, wie sich der Bruch zwischen Oesterreich und Rußland verhindern ließe. Catharina wollte Landgewinn; Oesterreich konnte ihr keine Eroberung in der Türkei gestatten. Friedrich kam auf den Gedanken, ob man in Wien vielleicht willfähriger sein würde, wenn Catharina statt einer türkischen Provinz eine polnische nähme und dann ihrerseits den Oesterreichern ebenfalls eine polnische Erwerbung zubilligte. Allerdings würde es dann im Interesse des Gleichgewichts erforderlich sein, daß auch Preußen sich in angemessener Weise bedenke. Der König beschloß, seine Bundesgenossin in dieser Richtung zu sondiren. Im Februar

1769 schickte er seinem Gesandten in Petersburg eine Denkschrift, welche zur Beendigung der schwebenden Händel vorschlug, daß Oesterreich die Herrschaft Zips nebst Lemberg, Friedrich Westpreußen, Rußland nach seinem Belieben irgend eine polnische Provinz erhalten möge. Vorsichtig bemerkte er dem Gesandten, der Vorschlag rühre von einem sächsischen Diplomaten, dem Grafen Lynar, her; es sei leicht zu erkennen, daß er in mehrfacher Beziehung unreif und phantastisch sei, doch sei es immerhin von Interesse, zu erfahren, was die russische Regierung dazu sagen würde. Dieser Schritt des Königs ist nun schon seit längerer Zeit bekannt geworden und hat immer als entscheidender Beweis dafür gegolten, daß Friedrich die erste Veranlassung zu der Theilung Polen's gegeben habe. Es ist das Verdienst Duncker's, diesen Klagepunkt durch genaue Aufschlüsse über die russische Antwort für immer erledigt zu haben. Graf Panin schob die sogenannte Lynar'sche Denkschrift sehr trocken bei Seite. Damit sei nichts anzufangen, sagte er, und antwortete seinerseits mit dem Gegenvorschlag, daß Rußland und Oesterreich unter sich die europäische Türkei theilen, und, wenn dies gelungen sei, dann Friedrich für sich Westpreußen nehmen möchte. Es war nicht möglich, einen dem preußischen schärfer entgegenstehenden Standpunkt zu nehmen. Friedrich erstrebte Frieden, die Russen schwelgten in Kriegsplänen großen Styles. Der König war höchst ärgerlich und warf seine Denkschrift in das Feuer. Seine Stimmung wurde weiter geschärft durch den Umstand, daß bei einer eben beginnenden Unterhandlung über die Verlängerung des Allianzvertrages von 1764 die Russen ihm eine Reihe der lästigsten Weiterungen machten. Schon vor einigen Jahren hatte er

einmal einen hochfahrenden russischen Gesandten mit dem Worte zurecht gewiesen, er wolle der Freund aber nicht der Sclave Rußlands sein. Heute wie damals hielt er diese Stellung. Er wünschte sehr, die russische Allianz fortzusetzen, aber ebenso viel war ihm daran gelegen, gegen russischen Uebermuth anderweitigen Rückhalt zu haben. So war ihm der Gedanke einer Annäherung an den Eifrigsten der bisherigen Widersacher, an Oesterreich, schon seit längerer Zeit erwachsen. Es geschah jetzt bei der Steigerung der russischen Uebermacht, daß dem Könige eine entsprechende Tendenz in Wien entgegenkam.

Nicht so leicht, wie die Politik Friedrich II., ist jene der damaligen österreichischen Regierung zu definiren. Friedrich hatte stets ein genau erwogenes, klar erkanntes Ziel im Auge, dem jeder Nebenwunsch unbedingt untergeordnet, zu dessen Erreichung jedes Mittel rücksichtslos aufgeboten wurde. Dem Draußenstehenden konnte sein Verfahren schwankend, verwickelt, doppelzüngig erscheinen; wer das Ziel, dem er nachstrebte, kannte, dem wurde sofort die Einheit und Folgerichtigkeit seines Thuns verständlich. Anders stand es zu jener Zeit in Oesterreich. Der officielle Leiter seiner Politik, Fürst Kaunitz, ursprünglich eine lebhafte und erregbare Natur, von Jugend auf erfinderischen Geistes und von keckem Ehrgeiz, stand damals schon in vorgeschrittenen Jahren, hatte in den Gefahren des siebenjährigen Krieges einen guten Theil des wagenden Jugendmuthes verloren und zugleich durch seinen langjährigen Einfluß auf die Kaiserin sein persönliches Selbstbewußtsein immer mehr gesteigert. Er war pedantisch und rechthaberisch geworden, hatte aber die sichere Entschlußkraft eingebüßt, ließ sich von jedem neuen Momente einer großen Frage wechselnd bestimmen

und verbrauchte die Productivität seines Geistes in zahllosen, stets die Richtung variirenden Vorträgen und Denkschriften. Man ist, wenn man in der Erzählung Beer's diese Masse der Deductionen kennen lernt, gleich erstaunt über die Vielseitigkeit der Auffassung und die Unsicherheit des Willens. War Kaunitz nun in sich selbst schon kein Muster unerschütterlicher Consistenz, so wurden die Schwankungen der österreichischen Politik gerade in der Zeit, die uns hier beschäftigt, noch erheblich durch den Umstand gesteigert, daß neben ihm eine zweite, sehr kräftige, sehr eigenwillige Persönlichkeit immer wachsenden Einfluß zu üben begann, der junge Joseph II. Als Nachfolger seines Vaters Franz I. in der römischen Kaiserwürde, hatte ihn seine Mutter Maria Theresia wie jenen auch zum Mitregenten in Oesterreich gemacht, anfangs in der Meinung, an ihm, wie früher an dem Gemahle, ein völlig dienstwilliges Werkzeug zn haben. Aber nicht lange ließ er es dabei bewenden. Nach vielfachen Zwistigkeiten erklärte er endlich 1769, stets der Kaiserin als ihr erster Unterthan gehorchen, niemals aber als Mitregent einen gegen seine Ueberzeugung streitenden Erlaß unterzeichnen zu wollen. Maria Theresia mußte nachgeben, und Joseph griff von hier an auf allen Punkten mit selbständigem, dem Fürsten Kaunitz nicht selten widerstrebendem und überlegenem Willen ein.

Seit der Wahl des Stanislaus Poniatowsky zum polnischen König hatte sich Kaunitz vollkommen unthätig verhalten. Wie Friedrich II. für Preußen, empfand er für Oesterreich das stärkste Bedürfniß nach Frieden und ließ sich weder durch polnische noch durch französische Aufforderungen zu irgend einem Schritte bringen, der ihn ernstlicher Verwickelung mit den nor-

dischen Mächten ausgesetzt hätte. Um so mehr suchte er nach diplomatischen Mitteln, um die russische Alleinherrschaft über Polen zu brechen. Er dachte an eine österreichische Garantie für die polnische Verfassung, welche dem Wiener Hofe ein gleiches Interventionsrecht wie dem Petersburger gegeben hätte. Er begann sich mit der Frage zu beschäftigen, wie man Preußen von Rußland abziehen und dadurch die Stellung des letzteren schwächen könne. Als Friedrich im Jahre 1766 den jungen Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft einlud, war Kaunitz eifrig für die Annahme: es war Maria Theresia, welche damals ablehnte, um ihren Sohn nicht der gefährlichen Berührung mit dem bösen Manne, wie sie Friedrich nannte, auszusetzen. Als vollends die türkische Kriegserklärung gegen Rußland erfolgte, verdoppelte sich in Wien wie in Berlin die sorgenvolle Spannung. Schon im December 1768 gelangte Kaunitz dadurch zu einem Vorschlag an Maria Theresia, den er selbst als scheinbar chimärisch hinwarf, in Wahrheit aber für unfehlbar und vortrefflich hielt: man möchte die Türken dahin bringen, daß sie die Vermittelung der beiden deutschen Mächte anriefen, und als deren Grundlage dem Könige Friedrich die Erwerbung Kurlands und Westpreußens bezeichneten, wofür er dann Schlesien an Oesterreich zurückzugeben hätte. Indeß gelang es ihm nicht, die Zustimmung der Kaiserin zu erlangen, da Joseph mit kühlerer und schärferer Erwägung die allseitige Unausführbarkeit eines solchen Projectes nachwies. Um so eifriger blieb Kaunitz bei dem allgemeinen Satze, daß man irgendwie mit Preußen zu einer Verständigung kommen müsse, und auf sein Betreiben ging dann 1769 eine Einladung zu der vor drei Jahren verschmähten Zusammenkunft ab. Sie

fand im August zu Neisse in Schlesien statt. Man war von beiden Seiten gespannt auf die Bekanntschaft gewesen; von beiden Seiten war man äußerst liebenswürdig, höflich, vertraulich ohne Vertrauen, im Ganzen aber zufrieden mit einander. Drei Tage lang hatten die Souveraine sechsstündige Gespräche. Friedrich strömte über von Mittheilsamkeit, Kriegserinnerungen, politischen Reflexionen; Joseph schrieb nachher: „Er ist ein Genie, wunderwürdig weiß er zu sprechen, aber in jedem Satze spürt man die abgefeimte Schlauheit.“ Der Kaiser seinerseits hielt sich in strammer Vorsicht, und meinte, kein Wort ohne volle Ueberlegung gesagt zu haben. Trotzdem aber hatte Friedrich's Scharfblick sein Inneres gesehen. „Er ist,“ schrieb er, „ein Mann von heißem Ehrgeiz, der über großen Plänen brütet, das Joch der mütterlichen Herrschaft mit Ungeduld erträgt, und wenn er einst selbständig ist, sich mächtig rühren wird; ob er an Venetien oder Bayern, an Schlesien oder Lothringen denkt, vermochte ich nicht zu erkennen, aber sicher ist, er wird, so bald er die Hände frei hat, ein großes Feuer in Europa anzünden.“ Einstweilen verständigten sich beide Männer, daß es, falls nicht in der Welt, so doch in Deutschland Friede bleiben solle, und tauschten das schriftliche Versprechen aus, gegenseitig neutral zu bleiben, wenn ein Krieg zwischen Frankreich und England oder sonst eine bisher ungeahnte Verwirrung ausbräche.

Es war noch nicht viel, was man hier erreicht hatte, aber etwas, noch kein Resultat, aber ein erster Schritt. Friedrich brachte dann einige Wochen später, im October, seine russische Unterhandlung über Erneuerung des Allianzvertrags zum Abschluß, im Wesentlichen auf die alten Bedingungen. Nur die

auf Schweden bezüglichen Sätze waren nach russischem Wunsche geschärft: wenn Schweden, hieß es, seine Adelsverfassung von 1720 ändere, sollte Finnland durch ein russisches, Vorpommern durch ein preußisches, Schonen und Halland durch ein dänisches Armeecorps besetzt werden. Es war der Keim zu einer Theilung schwedischer Lande, der hier gelegt wurde; was Friedrich angeht, so wäre ihm die Erwerbung Pommerns an sich höchst erwünscht gewesen, aber auch hier zeigte sich, daß in dieser Zeit nicht Landgewinn, sondern Erhaltung des europäischen Friedens der leitende Gedanke seiner Politik war. Seine Schwester war Königin von Schweden; Friedrich beeilte sich, sie vor der drohenden Gefahr zu warnen und forderte sie wiederholt und dringend auf, durch keinen Schritt in der Verfassungsfrage den Russen den erwünschten Anlaß zum Streite zu geben. Ganz in demselben Sinne fuhr er fort, die angeknüpfte Beziehung zu Oesterreich zu pflegen. Er erklärte sich bereit, gemeinsam mit dem Wiener Hofe den kriegführenden Mächten Vermittelung anzutragen. Indessen erfochten die Russen eine Reihe glänzender Siege; nachdem sie 1769 Bessarabien besetzt, eroberten sie 1770 die Moldau und die Walachei, veranlaßten einen Aufstand der Griechen in Morea und vernichteten die türkische Flotte im Archipel. Dadurch wuchs natürlich die Besorgniß in Wien; man begann militärische Rüstungen, zog Truppen aus Flandern und Italien heran, und troß aller Friedenssehnsucht begann Kaunitz, den Bruch mit Rußland für unvermeidlich zu halten. Anfang September 1770 hatte Joseph eine zweite Zusammenkunft mit Friedrich zu Neustadt in Mähren, an welcher dieses Mal auch Kaunitz Theil nahm. Die Pforte hatte so eben die gemeinsame Ver-

mittelung der beiden Mächte angerufen; Kaunitz aber, der sich bei dem Siegesrausche der Russen davon keine große Wirkung versprach, falls sie nicht durch ernste Drohung unterstützt würde, fragte zunächst bei Friedrich an, ob Preußen bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Rußland neutral bleiben würde. Friedrich, fest entschlossen, keinen Kriegseifer in Wien aufkommen zu lassen, verneinte sehr bestimmt: er werde nach seinem Allianztractat, zu seinem tiefsten Bedauern, gezwungen sein, den Russen zu helfen, wenn sie von Oesterreich angegriffen würden. Kaunitz war sehr aufgeregt und erklärte es für eine Lebensfrage der österreichischen Politik, die Russen nimmermehr in der Moldau und der Walachei sich festsetzen zu lassen. Der König sprach um so mehr seine Bereitwilligkeit zu gemeinsamen diplomatischen Schritten in Petersburg, zu der von den Türken erbetenen Vermittelung aus, und war einverstanden, als Kaunitz vorschlug, daß Preußen allein die einleitenden Schritte dazu in Petersburg thun möchte. Dann erwähnte Kaunitz die Unerträglichkeit der russischen Alleinherrschaft in Polen und fand wieder Friedrich's Billigung bei dem Vorschlag, Rußland zur Vorlage eines Planes für die Pacification des unglücklichen Landes aufzufordern; wenn der Inhalt desselben annehmbar erscheine, würden beide Mächte helfen, im Nothfalle mit Waffengewalt ihn durchzuführen. Sonst erwähnen die beiderseitigen Berichte der hier versammelten Staatsmänner (Joseph's und Kaunitz's an Maria Theresia, Friedrich's an seine Minister und Gesandten) nicht das Geringste von irgend welchen Entwürfen über Polen, insbesondere kein Wort von dem Gedanken einer polnischen Theilung. Immer ist nur von der Türkei die Rede, von den Mitteln, die dortigen Triumphe und Ansprüche der

Russen ohne Krieg einzuschränken. Aber welche friedfertigen und doch wirksamen Mittel ließen sich entdecken?

Es war Kaiser Joseph II., welcher durch eine rasche That das Signal zu der neuen Wendung gab. In seiner lebhaften und vorwärtsdrängenden Weise hatte er sich überzeugt, daß der bisherige Grundgedanke Oesterreichs, Erhaltung des Besitzstandes in Polen und in der Türkei, oder mit anderen Worten, Zurückweisung der Russen aus beiden Ländern, nicht weiter zu halten war. Er wollte keinen Krieg mit Rußland. Aber er freute sich der Verwickelung, weil sie ihm Gelegenheit bot, selbst einzugreifen, für sich zu wirken, Oesterreich eigenen Gewinn zu schaffen. Mochte Rußland sich an geeigneter Stelle vergrößern, wenn nur durch entsprechende Vergrößerung Oesterreichs das bisherige Machtverhältniß erhalten blieb. Ohne von dem Projecte Lynar zu wissen, welches einst Friedrich II. rasch auf das Papier geworfen und ebenso rasch wieder aufgegeben hatte, nahm Joseph den Gedanken desselben mit praktischer That wieder auf, den Gedanken, die Spannung des Türkenkriegs auf Kosten Polens zu lösen. Ausdrückliche Aufzeichnungen seiner Hand darüber, aus diesem Zeitpunkte, liegen nicht vor, aber alle seine weiteren Schritte führen auf die höchst einfache Erwägung zurück: da Rußland ohne allen Gewinn das Schwert nicht aus der Hand legen wird, da Oesterreich ihm eine große türkische Erwerbung nicht verstatten kann, so möge Catharina anstatt des türkischen polnisches Land nehmen, dafür aber auch Oesterreich dort zugreifen lassen. Eben mit dem Zugreifen begann Joseph seine diplomatische Action. Wenige Wochen nach der Zusammenkunft von Neustadt ließ er von Ungarn her österreichische Truppen in Polen einrücken und das Zipser Land,

zwanzig Quadratmeilen mit 13 Städten und 97 Dörfern, auf Grund von Rechtsansprüchen aus dem Jahre 1412, besetzen und als terrae recuperatae unter österreichische Verwaltung stellen. Kaunitz hat später erklärt, er sei mit der Maßregel nicht einverstanden gewesen: doch wird sich sein Widerspruch wohl nur auf die Wahl des Zeitpunkts bezogen haben, da er schon vor der Reise nach Neustadt den polnischen Conföderirten die Anlage von Zollstätten in jenen Grenzstrichen verboten hatte; denn, sagte er der Kaiserin, es könnte daraus geschlossen werden, daß wir sie für die rechtmäßigen Eigenthümer jenes Bezirkes hielten.

Als die Nachricht von jener Occupation nach Petersburg kam, war der Eindruck, den sie auf die Russen machte, gewaltig. Es hing dies auf das Engste mit den damaligen Verhandlungen zwischen Catharina und Friedrich II. zusammen. Entsprechend den in Neustadt genommenen Abreden, hatte der König gleich nach seiner Rückkehr der Kaiserin die deutsche Vermittelung angeboten und sie um die Mittheilung ihrer Friedensbedingungen ersucht. Aber die Antwort, die er empfing, war trostlos. Catharina lehnte die Vermittelung in den höflichsten Formen ab und eröffnete ihm dann weiter, daß sie den Türken den Frieden bewilligen wolle gegen die Abtretung Asow's, der beiden Kabardeien, der Krim, einer Insel im Archipel und gegen die Ueberlassung der Donaufürstenthümer auf 25 Jahre. Friedrich war außer sich über solche Anmaßungen und antwortete umgehend, das sei der Krieg gegen Oesterreich und zwar ein muthwillig heraufbeschworener Krieg, an welchem er schlechterdings keinen Antheil nehmen werde, möchte aus seiner russischen Allianz werden, was da wolle. Die Schärfe dieser,

in der Form sonst äußerst höflichen Antwort, welche beinahe gleichzeitig mit der Nachricht von dem Einrücken der Oesterreicher in Polen zu ihrer Kenntniß gelangte, erfüllte Catharina mit schwerer Besorgniß. Schien es nicht, als wenn Friedrich sich in Neustadt völlig mit Joseph geeinigt hätte? als wenn die Besetzung des Zipser Landes die erste Folge dieses Einverständnisses wäre? als wenn demnächst der offene Uebertritt Preußens aus dem russischen in das österreichische Bündniß zu erwarten stände? Um jeden Preis mußte dies vermieden, es mußte Friedrich gezeigt werden, daß die russische Freundschaft ihm schneller und in reicherem Maaße fruchtbar werden könnte, als die österreichische. Eben war Friedrich's Bruder, Heinrich, in Petersburg. Der König hatte ihn nach Stockholm geschickt, um dort seine Schwester von jedem übereilten Schritte abzuhalten, und ihn dann auf Catharina's Aufforderung bevollmächtigt, seine Reise bis Petersburg auszudehnen. Jetzt trat die Kaiserin bei der nächsten Soiree dem Prinzen äußerst heiter entgegen. „Haben Sie gehört," sagte sie, „wie die Oesterreicher in Polen zugegriffen haben? sollte dort nicht Jedermann zugreifen?" Ihr Vertrauter, Graf Czernitscheff, wiederholte gleich nachher dem Prinzen die Frage in noch deutlicherer Fassung: „Würde es Euch nicht anstehen, nach diesem österreichischen Vorgang das Bisthum Ermeland zu nehmen?" Der Prinz beeilte sich, diese russischen Eröffnungen, die, wie er meinte, vielversprechend wären, seinem Bruder zu melden. Friedrich aber wies das Alles unwillig ab. Eine Theilung Polens wäre ihm 1769 genehm gewesen, als Mittel zur Erhaltung des europäischen Friedens. Jetzt aber, wo sie ihm geboten wurde, um ihn im Schlepptau der russischen Kriegspolitik fest-

zuhalten, wollte er davon nicht reden hören. Gegenüber den russischen Forderungen an die Türkei hatte er keinen anderen Gedanken, als sich gründlich aus dem ganzen Spiele zurückzuziehen. Erst als Prinz Heinrich im Februar 1771 ihm melden konnte, daß Rußland gelindere Saiten aufziehe, eine billige Herabminderung jener Bedingungen zulassen wolle, dann aber sich allerdings durch polnische Annexionen zu entschädigen gedenke, dann erst trat Friedrich auf den Plan der Theilung ein. Dann aber forderte er für sich nicht bloß Ermeland, sondern ganz Westpreußen. „Für jene Bagatelle," sagte er, „will ich mich nicht einem neuen Gerede über meine Habgier aussetzen, welches ohne dies groß genug ist." Für die Erwerbung von Westpreußen nahm er die Nachrede bereitwillig auf sich. „Daß Polen," bemerkte er, „die Kosten der Ausgleichung bezahlt, ist durchaus billig, da die Türken den Krieg nur auf Anrufen und im Interesse der Polen begonnen haben."

So war binnen wenigen Wochen die Lage vollkommen verwandelt. Die Gefahr eines großen europäischen Krieges war noch glimmend, aber nicht mehr brennend; an die Stelle eines Kampfes um die Türkei waren gegenseitig gebilligte Ansprüche auf polnische Provinzen getreten. Aber allerdings von einem definitiven Abschluß war man noch weit entfernt. Unter den russischen Staatsmännern gab es eine starke Partei, die weder ein Stück von Polen herausgeben, noch in dem türkischen Siegeslaufe inne halten wollte. Catharina selbst ging nur mit schwerer Ueberwindung an die Sache, hielt zähe an jeder einzelnen Forderung fest, handelte und feilschte mit Friedrich über jeden Punkt des türkischen Friedens. Zuerst verzichtete sie auf die Insel im Archipel, hielt aber um so

mehr den Anspruch auf die Donaufürstenthümer aufrecht. Dann ließ sie die eigene Herrschaft über die Moldau und die Walachei fallen, zum Wenigsten aber sollte das Land unabhängig von der Pforte werden. So ging dies hier und bei allen andern Punkten, das ganze Jahr hindurch. Allein Friedrich blieb unerschütterlich bei seinem Satze: „Jede auf Rumänien gerichtete Forderung ist der Krieg gegen Oesterreich, und mit einem solchen Kriege habe ich nichts zu schaffen.“ Endlich, im December 1771, kam er zum Ziel, und Catharina willigte ein, die Donaufürstenthümer dem Sultan zu lassen, damit den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden, und, was hieraus von selbst folgte, die officielle Behandlung über die Theilung Polens zu ermöglichen. Sofort erklärte Friedrich dem Wiener Hofe, daß, nach Catharina's Verzicht auf die Donaufürstenthümer, kein Grund zum Streite mehr vorliege, daß jetzt sein russisches Bündniß wieder in voller Kraft bestehe, und daß er fortan einen österreichischen Angriff auf die russischen Heere in der Türkei als eine Kriegserklärung gegen sich selbst betrachten müsse. Er hoffte dringend, daß auch Oesterreich sich jetzt beruhigen würde. Aber er war gefaßt auf Alles, und in einer höchst begreiflichen Spannung. Bald genug sollte sich indessen zeigen, daß seine Rechnung richtig gewesen und zu einer Kriegsbesorgniß kein Grund war.

Denn während er bei Catharina sich bemüht hatte, die türkische Frage in eine polnische zurück zu verwandeln, hatte Joseph unausgesetzt bei Maria Theresia in gleichem Sinne gewirkt. Er hatte dabei Widerspruch und Schwierigkeit auf allen Seiten zu bestehen. Zunächst predigte Kaunitz seit 1770 offenen Krieg gegen Rußland, zu Gunsten der Türken. Joseph setzte

ihm die Unbesonnenheit eines solchen Verfahrens auseinander; rüsten freilich müßte man sich bis an die Zähne, um nöthigen Falls mit Nachdruck auftreten zu können; die eigentliche Absicht aber müßte stets dahin gehen, die Andern sich immer tiefer verwickeln zu lassen, um dann im rechten Augenblick für Oesterreich einen soliden Vortheil herauszugewinnen. Die Beiden stritten Wochen lang und legten endlich der Kaiserin die Frage zur Entscheidung vor, im Januar 1771. Maria Theresia war in peinlicher Unsicherheit. Endlich entschloß sie sich. „Ich will Ruhe und Frieden haben," sagte sie. „Joseph hat Recht, daß er keinen Krieg mit den Russen will; ich will auch keinen Krieg gegen Christen zu Gunsten der Türken. Aber ich will dann auch keine Rüstungen, und will vor Allem nicht im Trüben für mich selbst zu fischen suchen." Das war rechtschaffen, uneigennützig, christlich gedacht. Leider aber lag darin keine Auskunft auf die Frage, ob die Beherrscher Oesterreichs ruhig zusehen durften, wenn Rußland die Türkei überschwemmte, und dann den Donaustaat auf drei Seiten erdrückend umfaßte. Zur Abwehr dieser Gefahr beantragte Kaunitz den Krieg gegen die Russen, Joseph aber steuerte auf ein System allseitiger Ausgleichung und Entschädigung: Maria Theresia wünschte den Zweck so lebhaft wie sie, aber verwarf beide Mittel, ohne ein besseres angeben zu können. So schwankte die Entscheidung von Tage zu Tage. Eine Weile hatte Kaunitz die Oberhand und brachte im Juli 1771 einen förmlichen Bundesvertrag mit der Pforte zu Stande, welcher derselben gegen starke Geldzahlungen an Oesterreich einen annehmbaren Frieden gewährleistete. Der Sultan entrichtete die ersten Millionen; allein schon im September war Kaunitz so weit schwan-

kend geworden, daß er in einer großen Denkschrift die Gründe Für und Wider zusammenstellte und dann die beiden Monarchen bat, die Verantwortung des Beschlusses auf sich selbst zu nehmen. Joseph erklärte auf der Stelle, es sei absurd, gegen Rußland Krieg zu machen, und ebenso absurd, nicht auf eine Vergrößerung Oesterreichs zu denken. Man habe, fügte er hinzu, jetzt die Wahl, entweder sich allein mit Rußland über einen beiderseitigen mäßigen Gewinn zu verständigen, wobei dann Preußen leer ausginge, oder gemeinsam mit Preußen und Rußland über ein umfassendes Theilungsproject zu verhandeln. Das Erste, sagte er, sei am leichtesten und am vergnüglichsten, das Zweite am größten, aber auch am beschwerlichsten. Maria Theresia fand die ganze Lage höchst unbehaglich; sie wollte die Russen nicht in der Walachei dulden, wollte sie nicht mit den Waffen hinausschlagen, wollte nicht einer Theilung Polens zustimmen. Was sie schließlich wollen sollte, wußte sie selbst nicht recht. „Ich bin eine alte Frau," seufzte sie, „und kann nichts mehr ausrichten; niemals habe ich einen sündhafteren Handel gesehen." Endlich, im October 1771, entschied sie sich für eine besondere Verhandlung mit Rußland ohne Preußen. Aber als dies in Petersburg eröffnet wurde, antwortete Panin umgehend, daß man sehr gern mit Oesterreich unterhandeln wolle, daß aber ganz nothwendig Preußen Theil nehmen müsse. Joseph hatte nichts dagegen; um so mehr aber sträubte sich Maria Theresia gegen den letzten Schritt, obschon Kaunitz, nachdem die Kaiserin seinen Kriegsantrag verworfen, jetzt ganz zu Joseph hinüber getreten war. Eine Weile hielt dieser es noch für zweckmäßig, den Abschluß hinzuzögern, in der Hoffnung, daß Russen und Türken sich

gegenseitig weiter schwächten und Oesterreich indeß seine Rüstungen vervollständigte. Im Januar 1772 ließ er sich jedoch von Kaunitz überzeugen, daß der kritische Zeitpunkt eingetreten sei, und Oesterreich gab in Berlin und Petersburg die Erklärung ab, daß es den russischen Verzicht auf die Donaufürstenthümer acceptire und die Verhandlung über die Erwerbungen der drei Mächte beginnen wolle.

Nach der ganzen bisherigen Lage waren Rußland und Preußen jetzt schnell geeinigt. Am 17. Februar 1772 wurde ihr Vertrag unterzeichnet, welcher dem Könige Westpreußen, der Kaiserin das polnische Land östlich vom Dniepr und der Düna zuwies. Etwas länger dauerte es mit Oesterreich. Joseph und Kaunitz, wohl wissend, daß Maria Theresia vor Allem der Zerstückelung Polens abgeneigt sei, hatten ihr zuerst eine Liste von sieben sonstigen Erwerbungen, einem Stück von Schlesien, oder Anspach und Baireuth, oder Bosnien und Serbien u. s. w., vorgelegt. Schlesien wäre ihr das Liebste gewesen, offenbar aber war es nicht zu haben. An zweiter Stelle schien ihr Bosnien erwünscht; jedoch wie bei allen andern Nummern der Liste ergab die nähere Ueberlegung sogleich die Unthunlichkeit. So räumte sie denn ein, daß sie nicht mehr zurück könne, und endlich übte die Erwerbung des weiten und wohlgelegenen Galizien doch auch auf sie einen großen Reiz aus. Genug, sie gab, wenn auch mit schwerem Herzen und stets die Sündhaftigkeit des Handels bejammernd, ihre Zustimmung. Durch diese nach verschiedenen Seiten hin wiederholten Klagen hat sie sich einen oft gefeierten Ruf von einer damals ganz vereinzelten Sittlichkeit und Rechtsliebe erworben. Ich gestehe, zu zweifeln, ob ihr damaliges Benehmen auf ein so allgemein

menschliches Gefühl zurückzuführen ist. Wenigstens hat sie keine Spur eines solchen Gefühles in früherer Zeit bei den Vorbereitungen zum siebenjährigen Kriege gezeigt, und in unserem Falle, bei den Verhandlungen von 1771, sahen wir sie bereit, nach Provinzen ihres türkischen Alliirten zu greifen, wenn die Sache sonst sich ausführbar gezeigt hätte. Sie ist hier, wie immer, durchaus nicht ohne Empfänglichkeit für moralische Rücksichten, aber vor Allem durch politische Erwägung bestimmt. Uns Spätern erscheint es erfreulich, wenn die beiden deutschen Großmächte in Neiße und Neustadt einen Beginn der Annäherung versuchen; gerade entgegengesetzt fand Maria Theresia, wie ihre Correspondenz mit Paris bezeugt, die polnische Theilung vor Allem deshalb widerwärtig, weil sich daraus eine Art von Bundesverhältniß mit dem stets verhaßten Preußen, mit dem damals sehr unangenehmen Rußland ergeben konnte, und dann eine Auflockerung der guten Beziehungen mit Frankreich und Spanien zu erwarten stand, also ein gänzlicher Umschlag des politischen Systems, welcher in jeder Hinsicht, und nicht am Wenigsten „im Interesse unserer heiligen Religion" der Kaiserin äußerst abschreckend dünkte. Was ihr die Theilung Polens so sündhaft, so unheilvoll erscheinen ließ, war also nicht eigentlich die Bereicherung durch fremdes Gut, sondern die schlechte Gesellschaft, in die sie sich dabei zu begeben meinte, und die Vergrößerung der beiden mißliebigen Nebenbuhler, des protestantischen Preußen und des schismatischen Rußland, auf Kosten des höchst rechtgläubigen Polen. Für sich selbst machte ihr die Aneignung polnischen Landes nicht den mindesten Scrupel; im Gegentheil, als die Verhandlung über ihren Antheil eröffnet wurde, begehrte sie so viele polnische Unterthanen,

wie Preußen und Rußland zusammen, und nur dadurch geschah es, daß erst nach langen Monaten und endlicher Ermäßigung des österreichischen Anspruchs der Theilungsvertrag von den drei Mächten, im August 1772, unterzeichnet wurde. Von allen Seiten rückten darauf neben den Russen auch preußische und österreichische Truppen in Polen ein. Die Schaaren der Conföderirten, die bisher noch immer den Russen zu schaffen gemacht, stoben jetzt ohne weiteren Widerstand auseinander. Nachdem die äußere Ruhe überall wieder hergestellt war, wurde ein Reichstag berufen, um sowohl durch förmlichen Vertrag die Abtretung der Provinzen an die drei Mächte zu vollziehen, als auch die seit dem Aufstande der Barer Conföderation unsicher gewordenen Verfassungsfragen zu regeln. Es dauerte geraume Zeit, bis das Ergebniß festgestellt wurde, und manche tapfere Rede wurde gehalten. Aber traurig zu sagen, in Wahrheit war der einzig wirkliche Gegenstand aller Verhandlung die Regulirung der Zahlungen und Pensionen, welche die einzelnen Senatoren und Landboten für ihr zustimmendes Votum von den Mächten erhalten sollten. Der Abtretungsvertrug wurde hierauf einstimmig vollzogen. In der Verfassungsfrage blieb es in der Hauptsache bei den Abmachungen von 1768, dem liberum veto, der Adelsanarchie, der Schwäche des Königthums. Nur in Sachen der Dissidenten wurde dem katholischen Eifer das Zugeständniß gemacht, daß jene zwar ihre sonstigen alten Rechte zurückerhielten, aber von Senat und Reichstag ausgeschlossen blieben.

So vollzog sich die erste Theilung Polens. Es bedarf für heutige Leser keiner Ausführung, wie tief und schneidend unserem Gefühle ein solches Verfahren gegen ein Volk widerstrebt,

welches gegen seine übermächtigen Nachbarn kein anderes Unrecht verübt hatte, als daß es endlich mit den Waffen in der Hand sich der fremden Unterdrücker zu erwehren suchte. Darüber ist kein Zweifel möglich. Daneben aber bleibt auch für das historische Urtheil die Frage bestehen, an welcher Maria Theresia scheiterte, was unter den einmal gegebenen Umständen die deutschen Mächte Besseres hätten thun können. Vor Allem aber bleibt die Pflicht für den Historiker, die Thatsachen, die Beweggründe der Handelnden und die Folgen ihres Thuns zu nehmen, wie die authentische Forschung sie uns jetzt gezeigt hat. Die Theilung entsprang, wie wir gesehen, nicht aus einem langer Hand her vorbereiteten Plane, sondern als plötzlich ergriffenes Auskunftsmittel zur Beseitigung einer großen europäischen Kriegsgefahr, ganz so wie es die Memoiren Friedrich's II. erzählt haben. In der Luft lag sie seit langer Zeit; wir haben Panin's Andeutungen von 1764, Kaunitz's Antrag von 1768, das sogenannte Project Lynar und Choiseul's Aufforderung an Friedrich II. 1769 bemerkt. Aber diese Dinge blieben folgenlos. Es war Joseph II., welcher durch die Besetzung der Zipser Landschaft den Stein wirklich in's Rollen brachte. Für die Gesammtpolitik Europa's bedeutete der Act damals die Rettung der Türkei, die Einschränkung der russischen Eroberung an der Donau und der russischen Alleinherrschaft in Polen, und den Beginn eines Einverständnisses zwischen den deutschen Mächten. Für die von Rußland und Preußen annectirten Provinzen brachte er die nationale Herstellung und kirchliche Befreiung, für die Einwohner aller abgerissenen Theile den Eintritt in ein geordnetes, wenn auch unvollkommenes und despotisches Staatswesen, aus einer bodenlosen, Bildung und

Sitte ertödtenden Anarchie heraus, denn lange vor den Theilungsplänen von 1770 hatten die Polen selbst ihren Staat zu Grunde gerichtet. In den Jahren, die wir betrachtet haben, sind der Reihe nach alle ihre Parteien mit den fremden Mächten in wohlbezahltem Einverständniß gewesen und haben selbst die fremde Einmischung herbeigerufen. Das Einzige, worin sie einig und eifrig waren, war die Unterdrückung der Protestanten und der Griechen. Seit anderthalb Jahrhunderten hatten sie sich unter der Leitung der Jesuiten mit ausschließlichem kirchlichem Fanatismus erfüllt und darüber jedes Pflichtgefühl gegen Nation und Staat eingebüßt. Unter den Völkern Europas, welche durch den Einfluß der römischen Hierarchie ihre Lebenskraft verloren haben, nimmt das polnische die erste Stelle ein.

Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm's III. in der Philosophie.



Die Akademie der Wissenschaften in Berlin verdankt der Güte des Hrn. Commercienraths Ebeling die Mittheilung einer Reihe von Briefen König Friedrich's des Großen, die im Folgenden nebst einigen anderen unbekannten Documenten zum Abdruck gebracht werden sollen. Es handelt sich in ihnen nicht eben um große historische Momente, wohl aber zeigen sie auf's Neue, mit wie offenem Sinne Friedrich jede ernste wissenschaftliche Thätigkeit verfolgte, und wie klar er selbst über seine Stellung zu ihren Aufgaben dachte. Die große Mehrzahl dieser Schriftstücke ist ungedruckt; der Brief Nr. 7 ist von Preuß in die Oeuvres de Frédéric le Grand, Bd. 20, aufgenommen; eine Uebersetzung des Briefs Nr. 20 findet sich in Förster's neuerer und neuester preußischer Geschichte, Bd. I; Auszüge aus einigen anderen Nummern enthält die Eloge de M. de Moulines, Mémoires de l'Académie des Sciences de Berlin 1802.

Der Empfänger der von Hrn. Ebeling mitgetheilten Briefe war Wilhelm Moulines, ein Sprößling der Berliner französischen Colonie, aus einer ursprünglich in Languedoc angesessenen Familie entstammt. Geboren am 30. April 1728, folgte er, obgleich persönlich dem Soldatenstande geneigt, dem Wunsche seiner Mutter und studirte Theologie. Während seiner Studien-

zeit wurde er dem damaligen Kammergerichts-Präsidenten Jarriges, dem späteren Großkanzler und Justizminister, und durch diesen mit Voltaire bekannt. Allerdings bei einem für einen künftigen Diener des Evangeliums etwas verwunderlichen Anlaß. Jarriges war einer der Richter, welche den Scandalproceß Voltaire's gegen den jüdischen Handelsmann Hirsch über eine schmutzige Agiotage mit sächsischen Steuerscheinen abzuurtheilen hatten; Voltaire hatte versucht, auf die Stimmung des bedeutenden Mannes einzuwirken, in der Sache damit nichts erreicht, aber so viel bewirkt, daß Jarriges ihm den jungen Moulines als eine Art von Beirath für die Redaction seiner Proceßschriften empfahl. In diesem Verkehr soll dann Moulines seinen französischen Styl so weit ausgebildet haben, daß später in Berlin niemand gewesen, der ihn in der vollkommenen Beherrschung der Sprache übertroffen hätte. Wie dem auch sei, der junge Candidat wurde 1752 französischer Prediger in Bernau, und auf Empfehlung des ihm stets gewogenen Großkanzlers 1759 zweiter Pfarrer in der Dorotheenstädter Kirche in Berlin. Seine Predigten, wird berichtet, waren, ohne nach hoher Beredsamkeit zu streben, durch die Genauigkeit und die Kürze ihres Styls beliebt. Im Jahre 1764 wünschte der König die Menge der Bittsteller los zu werden, die bei ihm Cassation der während des Krieges gefällten richterlichen Urtheile in Civilprocessen nachsuchten, und veranlaßte Jarriges, eine Schrift in deutscher und französischer Sprache ausarbeiten zu lassen, welche die Unstatthaftigkeit solcher königlicher Eingriffe in die Rechtspflege darthat; Moulines wurde mit der französischen Redaction der Abhandlung beauftragt, und gewann mit seiner Arbeit die Zufriedenheit des Königs.

(Nach Dénina la Prusse littéraire s. v. Moulines und der Eloge de Moulines hätte dieser ein deutsch geschriebenes Original des Hrn. von Steck abkürzend übersetzt; nach Hymmen Lebensbeschreibung des Kanzlers Jarriges dagegen wäre die deutsche Ausgabe eine schlechte Uebersetzung des zum Theil von Jarriges bearbeiteten französischen Originals gewesen.) Seitdem verlor der König den gebildeten Pfarrer nicht mehr aus den Augen, und als 1773 der Abbé Raynal in seiner histoire des deux Indes den bekannten Angriff gegen Friedrich's Handels- und Münzpolitik veröffentlichte, bestimmte jenen auf des Königs Wunsch der gelehrte Oberst Quintus Icilius zu einer kurz abfertigenden Gegenschrift, lettre d'un habitant de Berlin à son ami à la Haye. Der König, auch mit dieser Schrift zufrieden, regte bald nachher den Autor zu einer französischen Uebersetzung des Ammianus Marcellinus an, ernannte ihn nach deren Vollendung 1775 zum Mitglied der Akademie und gab ihm eine jährliche Pension von 500 Thlrn. Auf diese Vorgänge beziehen sich die vier ersten der folgenden Briefe. Die sich dann weiter anschließenden, Nr. 5 bis 13, bedürfen keiner Erläuterung; hinzuzufügen wäre etwa die Bemerkung, daß Moulines der dort erwähnten Uebersetzung der Scriptores historiae Augustae zwei Abhandlungen über dieselben hat folgen lassen (in den Mémoires de l'Académie 1780 und 1781).

Nr. 1.

J'ai reçu les deux exemplaires de la brochure que vous comptés mettre sous les yeux du public, pour refuter les errements de l'auteur de l'histoire philosophique des établissements des Européens aux Indes, que vous m'avez adressés par votre lettre d'hier. Comme elle a toute mon approbation, Je vous remercie de l'attention que vous avez eü de me la communiquer; Et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde.

à Berlin (signé) Federic.

le 3e. Janvier 1773.

Au Ministre du St. Évangile Moulines à Berlin.

Nr. 2.

Je suis faché d'apprendre par la lettre que vous venés de me faire, qu'une indisposition survenuë vous arrette d'achever l'impression commencée de votre traduction d'Ammien Marcellin. Le Conseiller privé Muzell prenant soin de votre retablissement, il est à croire qu'en suivant ses Conseils vous ne tarderés pas de recouvrir dans peu votre première Santé, et que vos forces vous permettront de continuer le dit ouvrage, que Je recevrai avec plaisir de votre part lorsqu'il sera parfait; En attendant Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte garde.

à Berlin (signé): Federic.

le 22e. Janvier 1775.

Au Pasteur françois Moulines à Berlin.

Nr. 3.

La traduction d'Ammien Marcellin, que vous venés de Me presenter, à la suite de vôtre lettre d'hier, depose en faveur de vos talents; & si, pour les encourager, il ne vous faut que Mon suffrage, vous pouvés être persuadé, que vous l'avés emporté. En effet, Je ne puis qu'applaudir aux soins que vous avés pris, de faire connoitre plus generalement un ouvrage de ce merite; et Je crois même, que vous rendriés un service trés essentiel à nôtre siecle, si vous vouliés continuer à consacrer vos veilles aux traductions de ceux des anciens auteurs, qui le meritent, & dont on n'a pas encore des traductions fidéles & bien écrites. Sur ce Je prie Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 12 de Juillet 1775. (signé): Federic.

Au Pasteur Moulines, à Berlin.

Nr. 4.

Pour recompenser les soins que vous avés donnés à la traduction d'Ammien Marcellin, & vous encourager, à faire de nouveaux progrés dans les sciences & à consacrer encore quelsques veilles à des traductions semblables; Je vous ai non seulement accordé toute la pension de 500 ecus de Pilati, sur l'état de Mon Academie des sciences, mais Je vous ai nommé en même tems Academicien ordinaire; ne doutant point, que vous ne fassiés tous vos efforts, pour vous rendre de jour en jour plus digne d'une faveur

aussi signalée. Sur ce Je prie Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 22 de Juillet 1775. (signé): Federic.

Au Pasteur Moulines, à Berlin.

Nr. 5.

Je ne puis qu'applaudir au dessein, que vous M'annoncés dans vôtre lettre du 26, de nous donner une traduction d'Herodien. Comme c'est un très bon auteur du troisieme siecle, il merite bien cette préference; & Je vous souhaite tous les succés possibles, pour rendre plus familiére cette belle partie de l'histoire Romaine. Sur ce Je prie Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 28 de Septembre 1775. (signé:) Federic.

A l'Academicien Moulines, à Berlin.

Nr. 6.

Herodien étant deja très bien traduit par l'Abbé Mongault, le Pasteur & Academicien Moulines, à Berlin, fera trés bien, selon la lettre d'hier, de rénoncer à une traduction ulterieure de cet auteur, & d'y substituer celle de quelques autres ouvrages de l'antiquité, qui méritent de nous être transmis. Potsdam ce 9 de Janvier 1776.

(signé:) Federic.

Au Pasteur & Academicien Moulines, à Berlin.

Nr. 7.

Je ne puis qu'applaudir aux motifs, qui vous ont engagé, à traduire L'eloge de feu Mon Grand-Chancelier de Jariges. Des talents aussi distingués, joints à une droiture à toute epreuve, meritent bien, d'être transmis à la posterité; surtout quand le monument en porte des caractéres aussi frappants de la plus exacte verité. Il est bien à souhaiter, que celuici excite bien d'autres, à imiter un aussi bel exemple. La patrie y gagneroit infiniment, et ils feroient ses delices. Sur ce Je prie Dieu qu'Il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 18 de Decembre 1776. (signé:) Federic.

Au Pasteur Moulines, à Berlin.

Nr. 8.

J'ai vû par votre lettre du 4. de ce mois, la proposition qui vous a été faite par l'envoyé de Russie, de prendre chés vous un de ses parens; & quoique ce jeune homme ait déja un caractère militaire, il dépendra uniquement de vous d'y consentir, cela ne rencontrera de Ma part pas le moindre empéchement. Sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

au Camp de Wiltschitz ce 13. 7bre. 1778. (signé:) Federic.

au Pasteur Moulines.

Nr. 9.

Le Roi consent, sur la lettre de l'Academicien & Pasteur françois Moulines, à Berlin, qu'il accepte le poste de Chargé

d'affaires, que le Duc de Bronsuic Lünebourg vient de lui confier, à la Cour de Sa Majesté.

Potsdam ce 18 de Fevrier 1783. (signé:) Federic.

A l'Academicien Moulines, Pasteur françois, à Berlin.

Nr. 10.

Votre traduction des écrivains de l'histoire Auguste obtiendra surement les suffrages de tous ceux, qui savent apprécier de pareils ouvrages et les difficultés, que rencontre leur traduction. Pour Mon particulier. J'applaudis beaucoup aux soins & peines, que vous avés pris, de la rendre claire & fidéle; & Je vous tiendrai compte de l'attention, de M'en avoir adressé un exemplaire; en priant Sur ce Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 18 de Mars 1783. (signé:) Federic.

A l'Academicien Moulines, à Berlin.

Nr. 11.

Vous voudréz bien avoir la bonté, si vous pouvez vous absenter de Berlin, de venir Me trouver ici. Je serai bien aise de vous parler & en attendant votre arrivée, Je prie Dieu sur ce, qu'il vous ait en sa sainte & digne garde.

à Potsdam le 21 Mars 1783. (signé:) Federic.

A l'Academicien Moulines à Berlin.

Nr. 12.

Je vous sais gré de l'adresse de la tragedie de Virginie par Lombard. Sa lecture Me mettra à même de juger du merite de ce jeune genie; & J'aurai soin de vous le renvoyer. Sur ce Je prie Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte & digne garde.

Potsdam ce 2 d'Avril 1783. (signé:) Federic.

Au Conseiller privé d'Ambassades & Resident de Bronsuic, Moulines à Berlin.

Nr. 13.

Les droits des Charges et du timbre font le fonds d'une Caisse, qui a differents payements à faire, qui y sont assignés. Son etat ne sauroit donc être alteré par trop de dispenses: & vos Collégues au Consistoire superieur françois, ayant tous payé ces mêmes droits, vous sentirés bien vous même, que Je ne saurois vous accorder l'exception, que vous demandés dans vôtre lettre d'hier. Sur ce Je prie Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte et digne garde.

Potsdam ce 11 de Decembre 1783. (signé:) Federic.

Au Conseiller du Consistoire superieur françois, Moulines, Conseiller privé d'Ambassades & Resident du Duc de Bronsuic.

Etwas eingehender als über diese Stücke wird über das Folgende zu reden sein; man möge entschuldigen, wenn wir dabei über anderweitig interessanten Wahrnehmungen für einige Augenblicke unseren geistlichen Akademiker aus den Augen verlieren.

Am 3. August 1770 war dem Prinzen von Preußen (spätern König Friedrich Wilhelm II.) der älteste Sohn und dereinstige Thronfolger geboren worden. Friedrich der Große nahm sofort die Erziehung des jungen Prinzen unter seine genaueste Aufsicht und Fürsorge, setzte ihm in einem gewissen Behnisch einen ersten Pfleger und Lehrer und gesellte weiterhin demselben als Gouverneur des Prinzen den Obersten und spätern Generalmajor von Backhoff bei. Nicht der Lehrer sondern der Officier war es dann, welcher dem Könige am 13. Februar 1874 folgenden Antrag unterbreitete*):

Nr. 14.

Allerdurchlauchtigster 2c. Da des Prinzen Friedrich's Hoheit anfangen, Begriffe zu sammeln, selbige mit einander zu compariren und aus solchen Vergleichen Schlüsse zu ziehn, hinfolglich die Schärfe dero denkenden Wesens sich je mehr und mehr zu entwickeln scheinet, so bin versichert, daß höchst denenselben nunmehro der Unterricht in der Fortification und Dialectic von sehr großem Nutzen sein werde, um Ihnen dadurch den Leitfaden in die Hände zu geben, klare und deutliche Be-

*) Die Originale der Nummern 14, 15, 16, 17, 18 beruhen im K. Hausarchiv.

griffe von Sachen zu acquiriren, als welche zu sichern und richtigen Schlüssen unumgänglich nothwendig sind.

Ewre Königliche Mayestät habe ich dahero hierdurch meiner mir obliegenden Pflicht gemäß allerunterthänigst bitten wollen, Meines Printzen Hoheit die hierzu erforderlichen Maitres nun balde allergnädigst zu bewilligen. Der ich 2c.

Der König erwiederte am 14. Februar:

Nr. 15.

Mein lieber Generalmajor v. Backhoff. Mir ist Euere Anzeige von der Entwicklung und dem Fortgange der Begriffe meines lieben Neveu, des Prinzen Friedrich von Preußen Lbden sehr angenehm, und ich werde sehen, Eueren Antrag zu seinem ferneren Unterricht zu begünstigen. So große Eile wird es damit doch nicht haben, und desto eher werdet Ihr darüber erwarten können die nähere Entschließung Eures wohlaffectionirten Königs Friedrich.

Friedrich gab hierauf zunächst dem Akademiker Merian den Auftrag, ihm einen passenden Lehrer der Philosophie für seinen Großneffen zu empfehlen, und nachdem eine erste Verhandlung fehlgeschlagen,*) wurde Merian auf den damals in Berlin lebenden Franz Michael Leuchsenring aufmerksam gemacht, und brachte ihn bei dem Könige in Vorschlag. Ehe wir über den weiteren Verlauf berichten, mögen einige Angaben über Leuchsenring's früheren Lebensgang, als Ergänzung

*) Mit Paul Erman. Vgl. du Bois-Reymond's Gedächtnißrede auf diesen, Berlin 1853, S. 4.

und theilweise Berichtigung von Varnhagen's Abhandlung (vermischte Schriften I. 494) gestattet sein.

Bereits Varnhagen hat mit Grund hervorgehoben, daß dem talentvollen und kenntnißreichen, aber jeder gesammelten Thätigkeit entbehrenden Manne im Urtheil von Mit- und Nachwelt vielfaches Unrecht widerfahren ist. Leuchsenring war gefühlsweich nach damaligem Brauche, aber überzeugungsfest in jeder Lebenslage; er hat sentimentale Freundschaft mit einer Menge verschiedener Menschen cultivirt, aber niemals eigennützige Zwecke verfolgt; er ist wegen seines heftigen Angriffes auf die Jesuiten damals von vielen Seiten her gehaßt oder verhöhnt, dann aber nach seinem Tode, wie so oft, die Richtigkeit seiner Warnung in der Hauptsache anerkannt worden. 1746 zu Langenkandel im Elsaß geboren, wurde er, 24 Jahre alt, durch seinen älteren Bruder, der Leibarzt am Darmstädter Hofe war, der damaligen Landgräfin Caroline (der „großen Landgräfin", der Friedrich II. die Grabschrift setzte: sexu femina, ingenio vir) empfohlen, und begleitete nach deren Auftrag den jungen Erbprinzen Ludwig und dessen Gouverneur Pelissary auf einer Reise nach Holland. Welchen Eindruck damals seine Persönlichkeit machte, zeigt folgender (ungedruckter) Brief der Landgräfin aus Darmstadt 2. Januar 1771.

Nr. 16.

Quel heureux Reveil Votre Lettre m'a procuré hier mon cher Leuchsenring, qu'elles Delicieuses larmes cette lecture m'a fait Verser, le coeur de mon cher enfant possede [illegible] sibilité, il ne veut pas que je doute [illegible] il Vous a prouvé que Votre

amitié que Votre estime Lui étoient cheres et qu'il Vous aimoit, Vous lui avés parlé en bien honête homme, et en Le convainquant de la bonté de Son coeur, Vous l'avés élevé a ses propres yeux, je me promet tout de cette conversation, Les suites en seront heureuses et pour Lui et pour moi; Dans toutes autres circonstances j'aurois été faché que Votre explication avec P. se soit faite en présence de mon fils, mais comme cela a amené une conversation entre ce dernier et Vous qui peut influer sur tout le cours de sa vie, je regarde cette même explication comme avantageuse parce quelle Vous a mis à portée d'apliquer de bons conseils, j'aprouve parfaitement ce que Vous avés dit à Louis comme quoi il devait se laisser guider mais point subjuguer par qui que ce soit; recommandez Lui aussi en ami de ne S'engager à rien pour le tems à venir, sait-il comment il pensera alors et s'il ne se repentira point ou même s'il sera en état de remplir des engagements qu'il pourrait contracter; quant à un régiment (?) je compte bien Lui en procurer, si ce n'est dans le moment ce sera du moins quand de retour de ses Voyages, il sera necessaire de L'éloigner pour Son propre agrement et pour son bien.

J'espere qu'avant Votre depart Vous trouverez encore quelques moment heureux à pouvoir inculquer dans l'esprit de mon fils une partie de Votre sensibilité et Le premunir contre tout ce qui pourroit changer Son heureux naturel, il m'est plus cher encore depuis Votre lettre; que Dieu Vous recompense de m'avoir procuré la certitude de la bonté du coeur de mon fils. Le doute me dechiroit l'ame. Vous

viendrés quand Vous le trouverés bon je ne Vous arréte plus ainsi que je Vous l'avois promis; mais Vous ne pouvés trouver mauvais que je sente de la peine de Vous voir éloigné de mon fils; cependant dans les termes ou Vous en étes avec P. Vous ne pouvés plus avoir d'agrement La ou Vous étes; mes sentimens pour Vous mon cher Leuchsenring mon estime et mon amitié sincere sont invariables soyés en persuadé Votre très affectionée amie

Caroline d'Hessen et Deuxponts.

Leuchsenring trennte sich denn in der That von dem Prinzen und ging nach Deutschland zurück, wo er damals mit Goethe bei Frau von La Roche in Ehrenbreitstein zusammentraf. Indessen als der Prinz im Sommer 1772 eine Schweizer Reise mit einem jungen Baron von Rathsamhausen antrat, ruhte er nicht eher, als bis er auch Leuchsenring zum Anschluß bestimmt hatte, unter voller Zustimmung seiner Mutter, welche damals über die beiden Begleiter schrieb: ce sont des âmes honnêtes et pleines de probité. Leuchsenring wurde zu dieser Zeit Geh. Hofrath. Wir folgen seinen nächsten Fahrten nicht weiter: im Jahre 1782 kam er nach Berlin, wo er die Peripetie seines wechselvollen Geschickes erleben sollte. Er trat dort nach seiner religiösen und politischen Gesinnung in den Kreis ein, der durch die Namen Moses Mendelssohn und Nicolai bezeichnet ist, und gewann sich durch Weltkenntniß und geistreiche Mittheilung Freunde in großer Anzahl. Als er nach kurzem Verweilen wieder die Reisebegleitung eines vornehmen Jünglings, eines Grafen von Schlitz, übernahm, schrieb ihm der Freiherr vom Stein:

Nr. 17.

Früh um 8 Uhr.

Ein klein Geschäfte, aber wiedrig in diesem Augenblick wie das allerschwehrste, ruft mich auf einige Meilen von hier und ich werde vor Abend nicht wieder kommen — Sie also auch, verehrter Freund, nicht wiedersehn.

Nehmen Sie also, bey Gelegenheit dieser, ich hoffe sehnlichst nur kurzen, wer weiß aber auch ob nicht langen, gar für immer währenden Trennung die ungeheuchelte Versicherung meiner ganzen liebe, meiner Verehrung, und derjenigen warmen Freundschaft, welche sich auf jenen beyden gründet. — Grüßen Sie alles, was meiner noch hin und wieder in denen Gegenden gedenken mag, an denen ich noch mit vollem Herzen hange; welche ich aber wahrscheinlicher Weiße nicht anders als nach meinem Tode werde bewohnen können, weil es mir beynah so wie Ovid ergeht, — und ich deßwegen manchmal an meine dahin gehende Freunde sagen möchte wie er:

> Ossa tamen facito, parva referantur in urna,
> Sic ego, non etiam mortuus, exul ero!

Empfangen Sie nun, was ich Ihnen, Gott weiß es, so ungern gebe, das ist das Lebewohl.

Stein.

Der Schreiber ist allerdings nicht der später berühmte Minister, welchen Varnhagen, wie es scheint irrthümlich, unter Leuchsenring's Freunden aufzählt, sondern dessen älterer Bruder, der Landjägermeister vom Stein, ein durch den Bruder verdunkelter, aber in mehrfacher Hinsicht bedeutender Mann. Die Berliner Freunde waren überhaupt mit Leuchsenring's Ent-

fernung wenig zufrieden, wie folgendes Schreiben des Coadjutors Dalberg an den letztern zeigt:

Nr. 18.

Erfurt 1783. Oct. 13. Monsieur, Vos amis à Berlin ont immaginé un projet très propre à Vous rapprocher d'eux et à rendre vos talents utiles à la patrie. M. D. (Dohm — erwähnt in einem spätern Brief) me l'a communiqué. Il s'agiroit de vous faire accrediter par plusieurs cours d'Allemagne à celle de Prusse. Il serait certainement bien intéressant d'établir ce point de liaison; et surtout d'emploier à cet égard un homme aussi vrai qu'intègre et vertueux; qui ne se laisse point imposer par les prestiges de l'intrigue ni les vues souvent peu équitables des grandes Cours. J'ai donc sondé le terrain. Je n'y ai pas vu jour encore. Mais je n'en négligerai pas l'occasion, et mille circonstances peuvent l'ammener. Jusque là je vous prie de m'en garder le secret. Je suis charmé Monsieur d'apprendre que Vous Vous portés bien. Croié que votre amitié est pour moi d'un très grand prix et que je ne cesserai d'être avec les sentiments d'estime et d'attachement invariable, Monsieur, Votre très humble et vrai serviteur Dalberg.

(Noch zwei Briefe 1785 und 87 mit gleich warmen Versicherungen von Freundschaft und Verehrung.)

Aus der hier projectirten Anstellung wurde allerdings nichts, immer aber kam Leuchsenring nach Vollendung der Reise Anfang 1784 wieder nach Berlin zurück, und empfing

dann den Antrag des Königs, dem jungen Thronerben den Unterricht, wenn nicht in der Fortification, so doch in der Dialecktik zu ertheilen. Er erklärte sich dazu bereit, jedoch nur unter Ablehnung jedes Gehaltes; der König aber argwöhnte hinter dieser Uneigennützigkeit irgend welches versteckte Interesse, und nöthigte Leuchsenring wenigstens ein geringes Honorar anzunehmen. Am 4. April unterzeichnete er sodann die folgende Instruction für den neuen Lehrer:

Nr. 19.

Instruction pour enseigner la Dialectique au Prince Frederic Guillaume de Prusse.

Le Roi voulant bien confier l'instruction de la Dialectique de Son petit neveu, le Prince Frederic Guillaume de Prusse, au Sr. Leuchtsenring, trouve à propos de le munir à cette fin de l'instruction suivante.

Il commencera ses leçons d'abord par l'origine des Idées qui nous viennent des Sens.

Ensuite par un résumé de l'essay de l'entendement de Locke. Il insistera sur la necessité de bien définir les termes, pour que la chose dont on parle soit claire & qu'il n'y ait point d'equivoque. Ensuite il en viendra à l'argumentation, qui consiste à comparer une chose que l'on connoit, avec une autre chose dont on ne connoit pas toutes les proprietés; delà les arguments in Barbara. Celarent. Darii. Ferio. p. Ces arguments sont necessaires, principalement pour apprendre à la jeunesse, que des cas particuliers on ne peut pas tirer une conclusion generale,

mais que des cas generaux on en peut tirer une conclusion particulière.

Quand le jeune homme saura bien faire des arguments lui même, alors il faut qu'il en vienne aux arguments de Rhetorique, principalement à l'Euthimême, qui est le plus ordinaire, & qu'il l'accoûtume à reduire le grand Syllogisme en Euthimême.

Ensuite il lui montrera les arguments des orateurs, qui pour cacher le Syllogisme en trois propositions, ajoutent des amplifications à la mineure, et des amplifications à la conclusion, ce qui donne cinq parties à la transposition, & par consequent le déguisent.

En suite il pourra parcourir avec lui toutes les figures de la Rhetorique, & principalement le mettre en garde contre l'Hyperbole. Lui montrer le brillant des Antitheses, mais en même tems lui faire sentir, que très souvent ces Antitheses sont fausses, & qu'il ne faut pas s'y fier, quelques brillantes qu'elles soient.

Principalement dans toutes ces choses, il ne faut pas quitter une partie, avant qu'elle ne soit bien connuë du jeune homme, pour passer à une autre.

Il doit faire necessairement aussi mention dans ses Instructions de quelques parties du Systéme de Leibnitz, principalement de la cause de la Contradiction, que tout ce qui involve contradiction, ne peut pas être vrai; & lui annoncer en même tems le peu d'axiomes indubitables que nous avons, et lui faire sentir, que la pluspart de nos autres connoissances ne sont que problematiques.

Le grand objet qu'il doit avoir dans cette éducation,

c'est de rectifier les idées du jeune homme et l'accoûtumer le plus qu'il est possible à saisir la verité, autant qu'il est donné à l'esprit humain d'y atteindre.

Il peut parcourir en suite quelques oraisons de Ciceron et de Demosthene, pour lui démontrer, avec quel art l'eloquence sait souvent déguiser la verité, et tromper ceux qui dont l'oreille flattée per l'harmonie des Sens, n'examinent pas avec attention le fond des choses.

Il se gardera enfin de passer légerement sur aucune partie de ses Instructions, mais s'y arrettera aussi longtems, jusqu'à ce qu'elle soit bien connuë du jeune homme, afin qu'il approuve & s'accoutume à arranger les idées dans son esprit. Fait à Potsdam le 6. d'Avril 1784.

(signé:) Federic.

Instruction pour le Sr. Leuchtsenring, pour enseigner la Dialectique au Prince Frederic Guillaume de Prusse.

Leuchsenring trat darauf sein Amt mit Eifer an, fand sich aber schon am 12. Juni zur Niederlegung desselben veranlaßt. Leider ist die zwischen dem Könige und ihm darüber gepflogene Correspondenz weder im Kgl. Haus- noch im Geh. Staats-Archive zur Zeit aufzufinden; wir sind auf die Auszüge beschränkt, welche Fr. Förster im Jahre 1851 daraus bekannt gemacht hat. Hiernach schrieb Leuchsenring:

„Als Se. Majestät ihn berufen habe, den Unterricht des Prinzen zu übernehmen, habe er sich nicht eingebildet, daß seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs und Deutschlands ihn hier als einen in Religionssachen wenig gewissenhaften Mann würden erscheinen lassen, der eben des-

halb wenig geeignet sei, einem jungen Prinzen, bestimmt, einst einen Thron zu besteigen, Unterricht in der Philosophie zu ertheilen. Gleichwohl sei dies eingetreten, er wolle daher sein Amt niederlegen, da es ihm unmöglich sei, sich einerseits den Vorurtheilen derer zu fügen, die seine Lectionen bewachten, damit er seinem erlauchten Zöglinge nicht gefährliche Maximen beibringe, und andererseits zugleich die Instructionen des Königs genau zu befolgen, welche aus einer gesunden Philosophie hervorgehend, Grundsätze enthalten, die seit langer Zeit tief in seine Brust gegraben seien; übrigens habe er dies vorhergesehn, und eben deshalb keinen Gehalt annehmen wollen."

Friedrich II. verlangte darauf (14. Juni) die Instruction zurück. Leuchsenring sandte sie am 20. mit einem Schreiben, worin er bedauerte, daß die Instruction, womit ihn der König versehen, ihn gegen heimliche Verläumdung nicht geschützt habe. Er beklagte sich, daß eine Kabale ihn entferne, und daß diejenigen selbst, welche ihn unterstützen sollten, ihn hinderten, jene Instruction nach den weisen Absichten des größten Königs zu befolgen.

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß er sich entweder mit Backhoff oder mit Behnisch nicht hatte verständigen können; am Wahrscheinlichsten wird man wohl auf den letzteren rathen, wie denn auch Denina (Prusse littéraire s. v. Leuchsenring) positiv sagt, daß Leuchsenring's Philosophie und Stimmung dem instituteur ordinaire de Son Altesse Royale nicht behagt hätten. Die Angabe des überall unzuverlässigen Förster, daß eine große Intrigue Wöllner's und Bischoffwerder's den Vater des jungen Prinzen bestimmt hätte, die Entfernung Leuchsenring's durchzusetzen, entbehrt jedes Anhaltspunktes.

Nach diesem Abbruch erhielt auf's Neue Merian den Befehl, nach einem Lehrer der Dialectik für den Prinzen auszuschauen. Zufällig erzählte er das dem Collegen Moulines, und erfuhr von diesem, daß er gar nicht abgeneigt sein würde, an Leuchsenring's Stelle zu treten. Der König war einverstanden, und so wurde der Prinz in die Lage versetzt, seinen philosophischen Cursus vollenden zu können. Ueber den schließlichen Erfolg berichtete Moulines am 12. April 1785 dem Könige, und erhielt umgehend folgende Antwort:

Nr. 20.

C'est avec un plaisir infini, que Je viens d'apprendre, par vôtre lettre d'hier, les progrés sensibles, qu'a fait par vos leçons de Dialectique, Mon cher Petit Neveu, le Prince Frederic de Prusse. Le bon temoignage, que vous rendés à son application, Me fait esperer aussi, qui'l aura profité des differentes lectures que Je vous avois indiquées, & qu'un jour il remplira toute Mon attente. Dans cette vuë, son Instituteur Behnisch repassera de tems en tems avec lui les cahiers, que vous avés composés pour son usage, pour assurer d'autant mieux les succés ulterieurs de vos soins, dont Je vous conserverai toujours un souvenir reconnoissant; en priant Sur ce Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde.

Potsdam ce 13 d'Avril 1875. (signé:) Federic.

Au Conseiller privé Moulines, à Berlin.

Nicht minder befriedigt als Friedrich zeigte sich 1786 König Friedrich Wilhelm II. mit der pädagogischen Leistung Moulines'. Er warf ihm eine weitere Pension von 500 Thlrn. aus, erhob

ihn in den Adelstand und ernannte ihn 1788 zum Director des französischen Oberconsistoriums. Hr. von Moulines nahm damals einen allerdings nur geringfügigen Antheil an der Herausgabe der Oeuvres posthumes de Frédéric II*); er beabsichtigte eine französische Uebersetzung des Dio Cassius, und hatte seine Arbeiten auch auf das Gebiet der physikalischen Classe erstreckt, welcher er Versuche über Electricität vorlegte, qui dans ce temps-là, heißt es, paraissaient assez bonnes. Aber es war ihm eine längere Wirksamkeit nicht mehr bestimmt. Im Jahre 1789 erlebte er einen ersten Anfall von Trübsinn; das Uebel steigerte sich bis zu völliger Geistesstörung; körperliche Leiden kamen hinzu; so starb er in kläglichem Zustande am 14. März 1802.

In anderer aber nicht weniger tragischer Weise gestaltete sich unterdessen das Schicksal Leuchsenring's.

Nach dem Schlusse seiner kurzen Lehrthätigkeit lebte er in Berlin als Privatmann. Im Jahre 1785 knüpfte er auf einer Reise durch Norddeutschland eine Verbindung mit dem berühmten Arzte Zimmermann in Hannover an, worüber folgende Notizen seines Tagebuchs Aufschluß geben:

Nr. 21.

Auszug aus dem Tagebuche des Hessen-Darmstädtischen Geheimen Hofraths Leuchsenring.

(Original in den Papieren des p. Leuchsenring im Königlichen Hausarchive zu Berlin sub Rep. XLVIII.)

— „den 30sten May (1785)... Um 4 Uhr Besuch mit ** „bey Herrn Hofrath Zimmermann, welcher sich freuet mich per-

*) Preuß in den Vorreden zu Bd. I und VIII der Oeuvres de Frédéric le Grand.

„sönlich kennen zu lernen, nachdem so viele gemeinschaftliche
„Freunde ihm seit vielen Jahren von mir gesprochen. Wir ver-
„setzen uns beyde nach der Schweiz ..... Zimmermann hat
„an dem vorigen Tage wieder einen Brief von der Russischen
„Kayserin nebst zwey Medaillen erhalten. Um 5 Uhr mit Herrn
„Hofrath F. und Herrn v. R. nach dem Entbindungshause, einer
„recht guten Anstalt u. s. w......"

„Der 31te M..... Besuch von dem Hofrath Zimmermann;
„eine vertraute Unterredung wird durch ** gestört .... Den
„1. Jun: Nachmittags..... Besuch bey Hofrath Zimmermann,
„wo ich die Generalin v. ** antreffe" (Unterredung über Fried-
„rich II und die Schweiz) ...... „Bekanntschaft mit Zimmer-
„mann's Frau die mir ausnehmend wohl gefällt. Warme
„Unterhaltung mit Z. und seiner Frau; Z. zeigt mir die Ein-
„ladung und die Geschenke der Kayserin von Rußland, die er
„erst seit Kurzem erhalten. Edler Ton in dem Briefe der
„Kayserin, worinn sie dem Vergnügen entsagt ihn in Rußland
„zu sehen. Es ist unmöglich diesen Brief zu lesen, ohne eine
„Bewegung von Enthusiasmus für diese Frau zu fühlen......"

„Den 3ten Abends Besuch bei Herrn Hofrath Zimmermann.
„Er glaubt, ich würde nicht als ein speculativer Philosoph ster-
„ben..... ** hat ihm von meiner Geschichte in Berlin erzehlt;
„Z. billiget meine Meinung über Religionsgesellschaften......
„Z. meint, ich hätte ihm in den wenigen Tägen mehr neues und
„praktisches gesagt als er sonst in Jahren gehört und gelesen."....

(Später hinzugefügte Bemerkungen:) „Zimmermann schien
„fast in allen Stücken meiner Meinung, glaubte, die Ausführung
„meines Plans einer Nationalerziehung würde Epoche machen,
„billigte sonderlich meine Gedanken über Religionsinstitute und

„Toleranz; er machte mir ein Geschenk mit den zwey letzten „Theilen seines Buchs über die Einsamkeit, aus welchen er mir „einige Stellen vorlas, um mir zu beweisen, daß er im Wesent- „lichen mit mir übereinstimme; er schickte mir Auszüge aus „Briefen der russischen Kaiserin mit der Erlaubniß Gebrauch „davon zu machen; er drückte mich mehr als einmal mit Wärme „an sein Herz und bat mich mit dem liebevollsten Wesen meine „Reise so einzurichten, daß ich ihm am Rheine begegnen könnte, „wohin er in Kurzem abzureisen gedächte; er schrieb mir kurz „vor seiner Abreise einen Brief, worin er versicherte, daß er „nie aufhören werde mich zu verehren und zu lieben."

Die Freundschaft hatte aber keinen langen Bestand. Leuch- senring ließ 1786 seine berühmte Abhandlung gegen die Jesuiten und Kryptokatholiken drucken, die ihn in bittere Händel mit Georg Schlosser, Lavater u. A. verwickelte. Zwei Jahre später gab der Ritter Zimmermann seine Unterredungen mit Friedrich dem Großen heraus, und fand sich bemüßigt, in einer langen Note zu diesem Buche seinen ehemaligen Freund Leuchsenring als einen windigen und boshaften Abenteurer darzustellen. Ich weiß nicht, ob dieser jemals öffentlich auf den Angriff geant- wortet hat; unter seinen Papieren befindet sich jedoch eine ein- gehende Replik*), in der er unter der Wendung, beweisen zu wollen, daß die elende Scharteke unmöglich von dem großen Ritter Zimmermann geschrieben, sondern ganz sicher das Machwerk eines namenlosen Fälschers sei, seinen Widersacher auf die heiterste Weise mit vernichtenden Hieben bedeckt. Seit dem Ausbruche der französischen Revolution war dann sein geistiges Dasein voll-

*) Im K. Hausarchiv.

ständig von den Eindrücken dieses Weltereignisses eingenommen. Er hoffte daraus die Verwirklichung aller liberalen Hoffnungen der Zeit hervorgehen zu sehen, setzte sich in Correspondenz mit einflußreichen Pariser Staatsmännern und stand in reger Verbindung mit der französischen Gesandtschaft zu Berlin, wo er sich durch Mittheilungen und Vorschläge bestrebte, den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen zu hintertreiben *). Er hatte damals ein zärtliches Verhältniß mit einer Hofdame, Frl. von Bielefeld, angeknüpft, und veranlaßte auch diese, der Gesandtschaft gelegentlich politische Nachrichten zukommen zu lassen. Wie es scheint, war es zunächst diese Beziehung, welche die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog, und denselben veranlaßte, Leuchsenring's Entfernung aus Berlin zu wünschen. Noch war keine Rede von politischer Verfolgung. Leuchsenring's alter Freund, der Landjägermeister vom Stein, erhielt am 19. Januar 1792 die Weisung, jenem den Willen des Königs zu eröffnen, daß er Berlin möglichst bald verlasse; um ihn dazu in Stand zu setzen, wolle der König seine etwaigen Schulden bezahlen und ihm 400 Thlr. Gold als Reisegeld bewilligen.

Leuchsenring antwortete:

Nr. 22.

Berlin 20. Januar 1792.

Schon vor etwa sechs Monaten wollte ich Berlin verlassen. Als ich aber hörte, man habe mich bei Ihro Maj. dem Könige, den ich immer persönlich geliebt habe, verläumdet, so änderte

*) Dies und das Folgende nach den Acten über Leuchsenring's Auszug im Geh. Staatsarchiv.

ich meinen Entschluß, weil ich sehr gerne sehe, daß man mich beobachte, und gar nichts zu verbergen habe. Seit einigen Wochen bin ich durch meine Gesundheit an der Abreise verhindert worden, und durch die Nachricht, welche in der ganzen Stadt verbreitet war, die Polizei habe mir eine Erinnerung gegeben. Ich glaubte durch meine Abreise ein solches Gerücht nicht bestätigen zu dürfen. Jetzt unterwerfe ich mich ganz dem Königlichen Befehl, wünsche aber doch theils wegen meiner Gesundheit, theils um alles Aufsehen, welches eine zu schnelle Abreise verursachen würde, zu vermeiden, nur noch 10—14 Tage Zeit zu erhalten, um meine Papiere in Ordnung zu bringen. Meine Schulden betragen 1900—2000 Thaler*). Da ich nicht weiß, welchen Einfluß diese Begebenheit auf mein äußerliches Glück haben wird, so nehme ich das gnädige Anerbiethen Ihrer Maj., diese Schulden zu bezahlen, mit unterthänigstem Danke an. Vielleicht kommen glücklichere Zeiten, welche mir Gelegenheit verschaffen, dem guten König eine bessere Meinung von mir zu geben und meinem Eifer für das Wohl des preußischen Hauses ein Genüge zu thun. Sie, die mich schon so lange kennen, werden vielleicht diesen Zeitpunkt beschleunigen.

Leuchsenring.

Der König ließ sich das gefallen; Leuchsenring aber blieb von einer Woche zur andern, und jetzt müssen sehr bestimmte Denunciationen gegen ihn eingelaufen sein: denn am 25. Mai wurde Leuchsenring die polizeiliche Ausweisung aus Preußen angekündigt, seine Papiere in Beschlag gelegt und auf seine Forderung, daß dieselben nur in seiner Gegenwart oder unter

*) Die Specification ergab 2188 Thlr.

Mitwirkung einer Justiz-Deputation eröffnet werden möchten, der damalige Kammergerichts-Präsident von Kircheisen mit der Untersuchung der Schriften unter Vorsitz des Staatsministers Grafen Schulenburg-Kehnert beauftragt. Leuchsenring überlieferte, was man wollte; er war seiner Unschuld sicher, da der Verkehr mit dem französischen Gesandten, so lange zwischen Preußen und Frankreich Friede bestand, ihn nicht compromittiren konnte; und in der That wurde denn auch nach Durchmusterung seiner Papiere am 28. Mai dem Könige berichtet, daß einige derselben wider seine Beschäftigungen Verdacht erregen könnten, über welchen er sich hätte ausweisen müssen; „daß er aber sonst gefährliche Absichten oder Verbindungen mit andern Unterthanen Ew. Maj. gehabt habe, davon findet sich keine Spur". Ohnedies hatte der König ein Criminalverfahren gegen Leuchsenring auch jetzt wohl nicht beabsichtigt, da die polizeiliche Ausweisung über die Grenze gleich am 25. Mai ohne Aufenthalt vollstreckt worden war: als derselbe eben in den Wagen steigen wollte, der ihn in das Sächsische, nach Baruth, zu führen bestimmt war, ereignete sich der Zwischenfall, daß, wie die Behörde berichtet, „das Frl. von Bielefeld wie eine Furie in sein Quartier kam, und seine Abreise nicht anders gestatten wollte, als wenn sie selbst mitgehen könne." Der Beamte, in der Meinung, daß er dies nicht erlauben dürfe, holte sich Succurs in Gestalt des Ministers Schulenburg, welcher dann „das Fräulein dahin disponirte, daß der Leuchsenring abfahren konnte". Unter dessen Papieren fand sich nachher eine Menge Briefe der Bielefeld, „deren größte Anzahl", wie Kircheisen bemerkt, „mit überspannten, schwärmerischen Aeußerungen angefüllt, und um so mehr im Ton der Leidenschaft geschrieben sind, da sie eine

heimliche Heirath mit ihm intendirte". In der That reiste sie gleich nachher dem geliebten Manne nach, warf alle heimischen Beziehungen hinter sich und begleitete Leuchsenring als dessen Gattin nach Paris. Bei Varnhagen kann man dann weiter nachlesen, wie hier den Unglücklichen alle Hoffnungen täuschten: seine Ehe wurde eine Hölle auf Erden, ohne daß Eines vom Andern zu lassen vermocht hätte; in der Politik sah er, wie Georg Forster und Adam Lux, anstatt eines goldnen Zeitalters einen trüben Wechsel von Anarchie und Despotismus vor seinen Augen; dabei litt er ohne pecuniäre Hülfsmittel die bitterste Noth, war aber zu stolz, irgend einem der von ihm verachteten französischen Machthaber seine Dienste anzubieten, oder von einem der deutschen Freunde eine Unterstützung zu begehren; er fristete als Sprachlehrer sein kümmerliches Dasein von Jahr zu Jahr. Er, der verspottete Alarmrufer gegen die Jesuiten, er erlebte die Restauration, die chambre introuvable und die Macht der jesuitischen Congregation; er erlebte, daß die eigene Frau am Tage vor ihrem Tode von einem Jesuiten zum katholischen Bekenntniß bekehrt wurde. Er nahm es gleichmüthig hin; er mochte denken, daß er 1786 doch Recht gehabt. So starb er im Februar 1827, verschollen und vergessen im Vaterlande, mit dessen größten Männern er einst als Gleicher unter Gleichen gelebt hatte.

Der alte Staat und die Revolution in Frankreich.

Les origines de la France contemporaine, par H. Taine. Vol. I. L'ancien régime. Vol. II, 1. La révolution. Paris, librairie Hachette et Cie. Cinquième édition. 1878.

Als Alexis von Tocqueville in seinem berühmten Buche über das alte Regime und die Revolution die Zersetzung der bourbonischen Monarchie geschildert hatte, schloß er seine Erörterung mit den Worten: „hiemit bin ich auf die Schwelle der großen Revolution gelangt; dieses Mal werde ich nicht eintreten; vielleicht aber werde ich bald dazu im Stande sein: dann werde ich sie nicht mehr in ihren Ursachen, sondern in ihrem Wesen betrachten, und werde schließlich die Gesellschaft zu beurtheilen wagen, die aus ihr hervorgegangen ist."

Der Tod hat den trefflichen Forscher an der Verwirklichung dieses Vorsatzes verhindert; es ist das ein Verlust für die geschichtliche Literatur Europa's, der für alle Zeit beklagenswerth bleibt, und sicher nicht am wenigsten von dem Autor beklagt wird, der es jetzt unternommen hat, in die hier entstandene Lücke einzutreten, und die von Tocqueville gestellte Aufgabe zur vollen Lösung zu führen: die Schilderung nämlich des modernen Frankreich als des Erzeugnisses der ungeheuren Wandlung, welche die Revolution über den alten französischen Staat verhängt hat. Die leitenden Grundgedanken, welche Tocqueville mit so schneidender Klarheit entwickelt hat, stehen auch an der Spitze der von Taine gegebenen Entwickelung: die Thätigkeit des ältern Autors hat den Grund für das Gebäude des jün=

gern gelegt. Allerdings ist sofort hinzuzusetzen, daß Taine's Arbeit überall selbständig, seine Darstellung eingehender, breiter, farbenreicher als die seines Vorgängers, der materielle Inhalt seines Ergebnisses vielfach verschieden von dem des früheren Werkes ist. Was trotzdem die Zusammengehörigkeit Beider entscheidet, ist die, beiden Männern gemeinsame Grundauffassung, auf der einen Seite des Staates und seiner Voraussetzungen, auf der andern des Historikers und seiner Aufgabe. Es ist der gerade Gegensatz zu der im 18. Jahrhundert herrschenden Denkweise, die ohne Rücksicht auf die Eigenart und die Bedürfnisse des einzelnen Volkes nach einfachen Regeln der angeblichen Vernunft und des Naturrechtes den ein für alle Male besten Staat construiren wollte. In sehr anschaulicher Weise sagt Taine sich von einem solchen Verfahren los. „Im Jahre 1849", bemerkt er, „war ich Wähler und sollte bei der Ernennung einer ganzen Anzahl von Deputirten mitwirken. Dabei galt es nicht bloß, sich über Personen, sondern auch über Theorien zu entscheiden; man forderte mich auf, Royalist oder Republikaner, Demokrat oder Conservativer, Socialist oder Bonapartist zu sein: ich war Nichts von dem Allen, ja ich war überhaupt Nichts, und beneidete die Leute, die das Glück hatten, etwas zu sein. Diese trefflichen Männer bauten sich eine Verfassung wie ein Haus, nach dem schönsten oder neuesten oder einfachsten Plane; eine Reihe von Modellen stand zur Wahl, ein Grafenschloß, ein Bürgerhaus, eine Arbeiterwohnung, eine Kaserne, ein Phanlanstère, ein Hüttenlager, und ein Jeder sagte von seinem Modell: das ist die des Menschen würdige Wohnung, das ist die einzige, die ein verständiger Mensch bewohnen kann. Mir schien dies eine mißliche Sache. Ein Volk, dachte ich,

kann wol sagen, welches Haus ihm gefällt, aber erst eine gewisse Erfahrung wird ihm lehren, welches Haus es bedarf, ob dasselbe bequem und dauerhaft ist, ob es der Witterung widersteht und den Sitten, Beschäftigungen und Launen des Bewohners entspricht. Wir in Frankreich sind mit unseren politischen Bauten nie zufrieden gewesen, in achtzig Jahren haben wir dreizehn Mal niedergerissen und neu gebaut. Andere Völker haben anders verfahren und sich gut dabei befunden. Sie haben ein altes, festes Gebäude bewahrt, erweitert, nach Bedürfniß umgebaut und verschönert, aber niemals mit einem Schlage, nach den Regeln der reinen Vernunft, ein ideales Haus zu errichten versucht. Es scheint hienach, daß die plötzliche Erfindung einer völlig neuen, zugleich zweckmäßigen und dauerhaften Verfassung ein Unternehmen ist, welches die Kräfte des menschlichen Geistes übersteigt. Die politische und sociale Form, die sich ein Volk bleibend geben kann, ist keine Sache seiner Willkür, sondern ist bestimmt durch seinen Charakter und seine Vergangenheit. Sie muß sich seiner Eigenthümlichkeit bis auf den kleinsten Zug anpassen, sonst wird sie platzen und zerfallen. Also gilt es uns selbst zu erkennen, wenn wir die uns passende Verfassung entdecken wollen. Es gilt, die gewohnte Methode umzukehren, und sich zuerst ein Bild der Nation zu verschaffen, ehe man die Verfassung entwirft. Allerdings ist dies Verfahren sehr viel schwieriger und weitschichtiger als das bisher beliebte. Welche Forschungen in Vergangenheit und Gegenwart, welche Arbeit auf allen Gebieten des Gedankens und der That, um das Wesen eines großen durch die Jahrhunderte fortlebenden Volkes genau und vollständig zu erkennen! Aber es ist das einzige Mittel, um nicht zuerst gehaltlose Er-

örterungen und dann unhaltbare Constructionen zu liefern: was mich betrifft, so werde ich nicht an eine politische Meinung denken, ehe ich Frankreich kennen gelernt habe.“

Aus dieser Verwerfung der rationalistischen Staatstheorie folgt für den Autor von selbst die Ablehnung der entsprechenden Geschichtsschreibung. Wie bekannt, haben alle Parteien, die im Laufe der Revolution sich bekämpften, weiterhin sich auch der historischen Darstellung derselben zu bemächtigen gesucht, Emigranten und Feuillans, Girondisten und Montagnards, Bonapartisten und Communisten. Sie alle kannten, als sie ihre historischen Arbeiten begannen, ganz genau das Schlußergebniß derselben im Voraus. Die eigne Partei hatte das Ideal des einzig guten Staates fertig vor Augen; danach stand das Urtheil über Genossen, Verbündete und Gegner von vornherein fest. Die erfreulichen Erscheinungen der Revolution waren der Thätigkeit der Partei, die unerfreulichen der Bosheit der Gegner zu verdanken. Das Studium der einzelnen Thatsachen erweckte nur insoweit ein wirkliches Interesse, als es Material zu der Einschärfung des Hauptsatzes lieferte: unsere Partei hat Recht, alle anderen haben Unrecht gehabt. Aus dieser Grundstimmung erklärt sich mehr als aus irgend welchen äußeren Hindernissen der geringe Fortschritt, welchen etwa bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die Kenntniß der Thatsachen in der Revolutionsgeschichte gemacht hat; es erklärt sich daraus die sonst geradezu unbegreifliche Erscheinung, daß bei allem eifrigen Interesse für die Revolution eine aus den authentischen Documenten geschöpfte Geschichte Ludwig's XVI. bis auf den heutigen Tag noch nicht geschrieben worden ist. Denn daß eine solche auch durch die Bücher Tocqueville's und Taine's,

bei aller Kraft ihres Geistes und aller Fülle ihres Stoffes nicht ersetzt wird, davon werden wir uns bald überzeugen.

Aber immerhin unschätzbare Vorarbeiten eines solchen, für die Geschichte der Revolution recht eigentlich Grund legenden Werkes sind die beiden Schriften. Bei festen und bestimmt erkennbaren politischen Grundsätzen wollen beide Autoren keiner Partei, sondern der Wissenschaft dienen. Beide wollen die Menschen und die Zustände kennen, ehe sie über die politischen Experimente derselben urtheilen. Beide sind erfüllt von dem Sinne des alten Wortes, die menschlichen Dinge nicht zu beweinen noch zu belachen, sondern sie zu verstehen. Erst wenn man den Boden und den Samen kennt, aus welchem die Revolution erwachsen ist, erst dann wird man ihr Wesen und Wirken begreifen; und aus dem Verständniß des Ganzen ergibt sich dann von selbst das Urtheil über die Einzelnen, mit dem bisher die Factionen sich in end- und fruchtlosen Hin- und Herreden abmühen. Wie dies gemeint ist, läßt sich wieder durch den Gegensatz erkennen. Nicht selten habe ich die Frage gehört: wie kann Taine, dessen erster Band umfassender als jedes frühere Buch die gänzliche Fäulniß des alten Regimes offen legt, in seinem zweiten die Revolution in gleich ungünstiges Licht rücken? Wenn der alte Staat so völlig untauglich geworden war, so hatten die Franzosen doch völlig recht, ihn ganz und gar in Stücke zu schlagen. So hat es denn nicht an Kritikern gefehlt, welche den Autor nach dem Erscheinen des ersten Bandes für einen gründlich liberalen und nach dem Erscheinen des zweiten tief enttäuscht für einen gründlich reactionären Politiker erklärt haben. In der That finden sich einzelne Stellen, die zu einer solchen Auffassung Anlaß geben können, einzelne Inconsequenzen

im Urtheil: im Allgemeinen aber erscheint es gerade auf dem historischen Standpunkte selbstverständlich, daß aus einem schlimmen Zustand, wie ihn der erste Band schildert, die düstern Bilder des zweiten hervorwachsen. Man müßte umgekehrt sich wundern, wenn aus kranker Wurzel ein gesunder Baum entsprossen wäre. Die Männer der Revolution waren doch auf keinem andern Boden und in keiner andern Luft als denen des alten Staates erwachsen; dort waren ihre Vorstellungen entstanden, ihre Leidenschaften genährt, ihre Ideale gebildet; dort hatte ihr Wesen sein Gepräge, ihr Streben seine Richtung gewonnen; wenn dort nun alle Verhältnisse unnatürlich verschoben, die politische Gesinnung von Grund aus verfälscht, alle Theile des Volkes mit bitterem Haß gegen den Staat und gegen einander erfüllt waren: wie hätten die Zöglinge einer solchen Schule dazu kommen sollen, bei dem endlichen Hereinbrechen der Katastrophe sich als Männer gereifter Erfahrung, praktischer Weisheit und besonnener Energie zu zeigen? Wer diese einfache Wahrheit einmal erkannt hat, wird sehr geneigt zu einer milden Beurtheilung der einzelnen Menschen und Parteien, allerdings aber nicht mehr in der Lage sein, mit kurzem Entschlusse für oder gegen das alte Regime oder die Revolution Partei zu nehmen. Denn ihm ist es dann klar geworden, daß die Revolution nicht blos die Zerstörerin, sondern auch die ihre Abstammung niemals verleugnende Tochter des alten Zustandes gewesen ist.

Daß bei einem Werke Taine's sich ein schriftstellerisches Talent ersten Ranges bethätigt, bedarf nicht erst einer ausdrücklichen Versicherung. Seine Darstellung beruht auf einem unendlich fleißigen Studium; archivalische Documente aller Art werden neben der gedruckten Literatur herangezogen;

bei der letzteren findet die einheimische wie die ausländische, vornehmlich die englische, Berücksichtigung, während die deutsche allerdings so gut wie gar nicht beachtet wird. Immer aber ist die Masse des benutzten und gründlich verarbeiteten Materials enorm, und an hundert Stellen wird dadurch die historische Kenntniß erweitert, berichtigt, zu bestimmter Klarheit gebracht. Wir versuchen, den allgemeinen Gedankengang des Buches zu verfolgen und werden an einzelnen Punkten etwaige Gegenbemerkungen einschalten.

Man erinnert sich der inhaltreichen Ergebnisse, zu welchen einst Tocqueville's Untersuchungen geführt haben. Frankreichs centralisirte Verwaltung ist keineswegs eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, sondern ein Erzeugniß des alten Regime. Seit Richelieu haben der Finanzminister, dessen Intendanten und Delegirten die Sorge für jegliche Art der Polizei, der öffentlichen Arbeiten und Anlagen, der ökonomischen und geistigen Wohlfahrt der Unterthanen ausschließlich in die eigne Hand genommen. Die elementare Grundlage der politischen Freiheit und der parlamentarischen Verfassung, die selbständige Localverwaltung und Gemeindefreiheit, war damit zerstört. Die geistlichen und weltlichen Magnaten, die einst als halbe Souveräne ihrer Bezirke in denselben die Obliegenheiten der Staatsgewalt erfüllt, den äußern und innern Frieden bewahrt, die localen Interessen gepflegt, und dafür von Rechtswegen Steuern, Dienste und Abgaben den Unterthanen auferlegt, den königlichen Uebergriffen aber nicht selten erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, sie Alle waren jetzt der königlichen Bureaukratie ebenso bedingungslos wie die Masse des Volkes unterworfen und aus jeder politischen Thätigkeit hinausgedrängt. Geblieben war ihnen

von der alten Herrlichkeit nur ein verhängnißvoller Rest: die Einkünfte und Herrenrechte, die sie einst für ihre politischen Leistungen erhalten, bezogen sie weiter in der neuen Unthätigkeit. Seitdem lebten sie fort auf Kosten des arbeitenden Volkes als verhaßte Schmarotzer. Dafür sammelte sie der König an seinem Hofe, wo sie zur Entschädigung für die verlorene Freiheit mit Ehren, Pensionen und Geschenken, immer wieder auf Kosten des Volkes, überhäuft wurden. So schärfte sich der Haß des Volkes gegen sie mit jeder neuen Generation und wurde endlich der Ausgangspunkt und der wesentliche Inhalt der großen Revolution.

Es sind eben diese Sätze, auf welche auch Taine seine Darstellung gründet. Die Privilegien waren einst der Lohn für politische Arbeit der Häupter und Führer des Volkes in den einzelnen Bezirken des Landes. Der Grundherr lebte damals inmitten seiner Hintersassen; deren Wohl war sein eignes Interesse; durch natürliche und geschichtliche Bande war er mit ihnen vereinigt und ihr kräftiger Vertreter, wo die Staatsgewalt etwa Ungebühr und Willkür gegen die Bevölkerung versuchen wollte. Durch die bureaukratische Verwaltung waren diese Herren jetzt von dem Volke getrennt, und durch die unberechtigte Fortdauer ihrer Privilegien demselben entgegengesetzt. Denn weil der Edelmann keine Steuer bezahlte, mußte der Bürger und Bauer den Ausfall decken. Weil der Edelmann sein Jagdrecht behielt, mußte sein Wildpret durch den Weizen des Bauern gemästet werden. Wenn eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern des höhern Bürgerthums verschiedene Adelsprivilegien erwarb, so steigerten sich damit die Lasten der übrigen Bevölkerung. Es ist ein höchst dankenswerthes Ver-

dienst des Autors, den Umfang der Privilegien und Herrenrechte auf der einen, die Wucht der Steuern und Abgaben auf der andern Seite vollständiger und genauer ermittelt und dargelegt zu haben, als irgend ein anderer neuerer Schriftsteller. Das Ergebniß ist durch die gründlichere Erforschung nur noch grauenvoller geworden, als es die bisherigen Darstellungen vermuthen ließen. Nachdem der Staat, die Kirche und der Grundherr ihre Raten empfangen hatten, blieb dem Bauern vom Ertrag seines Ackers niemals mehr als die Hälfte, und oft steigerten sich seine Abgaben bis über 80 Procent seines Einkommens. Die Privilegirten dagegen bezahlten mindestens ein Fünftel weniger Steuern als eine gerechte Vertheilung gefordert hätte, und wußten sich am Hofe im jährlichen Durchschnitt mindestens 100 Millionen an Geschenken, Pensionen u. dergl. zu verschaffen. Dabei war, von verschwindend seltenen Ausnahmefällen abgesehen, keine Rede mehr von einer thätigen Sorge der höheren Classen für die niederen. Prälaten und Magnaten strömten nach Versailles; die Bauern wußten von ihnen nur, daß sie durch unbarmherzige Beamte ihre Gebühren und Pachtzinsen eintreiben ließen. So zerfiel Frankreich in zwei Welten, die schlechterdings ohne gegenseitige Kenntniß, ohne gemeinsame Interessen, durch Verachtung und Haß geschieden, neben einander dahinlebten, eine kleinere des Reichthums und des Genusses, der Bildung und des Geschmackes und vor Allem des glänzenden Müßigganges, eine größere der Armuth und des Elendes, der Unwissenheit und Rohheit, und vor Allem der immer tiefer um sich fressenden Erbitterung. Ein Zustand, wie er bei keiner Nation des christlichen Europa bis dahin vorgekommen war.

Dies Alles ist nun vollkommen richtig und von Taine durch eine Masse authentischer Zeugnisse nachgewiesen, dennoch aber ist zu sagen, daß es nur ein Theil der Wahrheit ist, und in dieser Einseitigkeit dem Autor zu erheblichen Irrthümern Anlaß gegeben hat.

Ich habe dabei das erste Wort der Erörterung im Sinne, die Centralisation der Verwaltung in der Hand der königlichen Beamten, als tiefste Wurzel alles Unheils. Die Schattenseiten derselben sind von Tocqueville unwiderleglich entwickelt; trotzdem wird seine Darstellung unrichtig und ungerecht, weil sie die Lichtseite unerwähnt läßt. Niemand kann ihm bestreiten, daß die politische Unthätigkeit aller Stände in diesem Systeme, welches nur die Bureaukratie für Frankreichs Gemeinwesen sorgen ließ, die oberen Classen demoralisirt und die unteren unerfahren und unwissend gelassen hat. Aber der Historiker soll deshalb die positiven Leistungen jener großen Bureaukratie nicht vergessen. Sie war es, welche unter Colbert's Leitung die bürgerliche Ordnung und die wirthschaftlichen Anfänge des modernen Frankreich erschuf. Sie war es, welche zum ersten Male in Frankreich für ein Jahrhundert den Bürgerkrieg unmöglich machte, welche durch Straßen und Canäle den inneren Verkehr belebte, welche der Industrie und dem Handel zahllose fruchtbare Antriebe gab. Sie war es, welche später unter Turgot und Necker zum Besten des Volkes den Kampf gegen den Druck der Privilegien eröffnete, überall auf Reform und Fortschritt bedacht war, und mit schwerem Kummer ihre populären Anstrengungen an dem Widerstande der Privilegirten scheitern sah. Tocqueville selbst registrirt die Thatsache, daß die liberalen Parteien vor der Revolution mehr nach Reformen, als

nach Freiheiten ausschauten, d. h. daß sie in jener Zeit von einer weiteren Kräftigung des Königthums die Besserung ihres Zustandes erwarteten. Erst dann kam es zur Revolution, als das Königthum in der unsichern Hand Ludwig's XVI. dieser Aufgabe sich versagte: dann fielen die Privilegien für immer, aber nach zehn Jahren entstand die monarchische Centralisation auf's Neue, um darauf zum zweiten Male drei Menschenalter hindurch die Bedürfnisse und die Stimmungen des französischen Volkes zu befriedigen. Es scheint doch mißlich, eine solche Institution ohne Weiteres Schwarz in Schwarz zu malen. Man kann es beklagen, daß sie nicht blos Nichts für die Erziehung Frankreichs zur politischen Freiheit gethan, sondern die Freiheit und den Sinn für dieselbe, so viel an ihr war, im Volke erstickt hat. Aber wie ohne sie, in den Verhältnissen nach den Religionskriegen und der Fronde, irgend ein positives Staatswesen in Frankreich hätte erstehen sollen, darüber äußert sich auch Tocqueville nicht. Vollends verwunderlich ist es, wenn Taine bei der Aufzählung der privilegirten Stände, als jener genießenden Müßiggänger, jener einstigen Träger des öffentlichen Dienstes, die jetzt auf alle politische Leistung verzichtet haben, wenn er darunter neben Clerus und Adel als dritten den König nennt, das Haupt jener Staatsverwaltung, die nur zu eifrig alle Arbeit und damit alle Macht im Staate an sich zog und alle Andern von der Fürsorge für das gemeine Wesen auszuschließen suchte. Hier ist der innere Widerspruch handgreiflich. Auch wird er nicht erklärt etwa durch den Umstand, daß Ludwig XV. persönlich in Trägheit und Schwelgerei mit den schlimmsten seiner Hofschranzen wetteiferte, oder daß sein unglücklicher Nachfolger einen großen Theil seiner Zeit und

Arbeitskraft in der höfischen Etikette oder auf seinen Jagden vergeudete. Denn gerade die Regierung Ludwig XVI. war von ihrem ersten Tage bis zum letzten mit dem Bestreben erfüllt, durch die Beseitigung der feudalen Privilegien sowohl die Macht der Krone als die Wohlfahrt des Volkes zu heben, und an keiner Stelle könnte es verkehrter sein, die Krone als zehrendes Schmarotzergewächs am Körper des Staates zu betrachten. Hier komme ich auf meine obige Bemerkung zurück: hätte Taine anstatt oder neben einer Abhandlung über die Gesellschaft des alten Regime eine Geschichte seines letzten Monarchen geschrieben, ganz sicher hätte er einen solchen Mißgriff vermieden.

Vortrefflich aber schildert er nun, wie aus jener glanzvollen und inhaltleeren Stellung der höheren Stände sich Schritt auf Schritt das Verderben entwickelte. Diese Vornehmen waren ohne jede ernste und anstrengende Thätigkeit. Intendanten oder sonst Beamte des Civildienstes zu werden, hielt die große Mehrzahl unter ihrer Würde. Den Kriegsdienst nahmen sie als Gelegenheit zu ritterlichem Abenteuer auf sich, für sie selbst war dabei keine Rede von strenger Zucht; Schulung und Pflege der Truppe überließen sie niederen Officieren und Sergeanten. Bischöfe und Aebte bezogen colossale Renten und widmeten hohen Damen ihre galante Devotion; Gottesdienst und Seelsorge aber war die Sache dürftiger Pfarrer und hungriger Vicare. Das einzige Feld ihres Ehrgeizes und ihres Interesses war der Hof, der Salon, die gute Gesellschaft. Hier zu glänzen war die Aufgabe jedes vornehmen Lebens. Da nun dem französischen Volke niemals ein reiches Erbtheil an Geist und Grazie gefehlt hat, so bildete sich aus jenem Streben eine Meisterschaft des persönlichen [illegible], eine [illegible] des geselligen

Verkehrs, eine feste und doch höchst elastische Regel des guten Tones hervor, wie die Welt früher und später nichts Aehnliches gesehen hat. Es war eben auch sonst noch nicht dagewesen, daß die ersten Stände einer großen Nation sich die Ausbildung einer exquisiten Geselligkeit zur höchsten, ja zur einzigen Lebensaufgabe setzten, daß sie die Thätigkeit des Geistes, die Strenge der Sitte, die Eigenartigkeit der Charaktere den Voraussetzungen und Anforderungen dieses Cultus des geselligen Tones unterordneten und aufopferten. Der letzte Zweck des Daseins war hier der Genuß in allen denkbaren Abstufungen, und streng nach diesem Gesichtspunkt wurde jede Denk- und Handlungsweise geregelt. Da der größte Theil des Lebens in der Gesellschaft aufging, war das dringendste Erforderniß die Höflichkeit, die gegenseitige Anerkennung, ohne welche jede Gesellschaft unerträglich wird. Die conventionellen Formen, in denen sich diese Anerkennung vollzog, wurden damit das leitende Gesetz dieser großen Welt, und die Consequenzen ergaben sich von selbst auf allen Seiten. Unstatthaft wurde das Hervortreten irgend einer individuellen Besonderheit und Ueberlegenheit: anders oder gar besser zu sein als die Anderen wäre eine Verletzung guter Lebensart gewesen. Ebenso verpönt war das Sichtbarwerden jeder starken Leidenschaft, da eine solche ihrer Natur nach der Herrschaft der Convenienz widerstrebt. Dafür war das Laster entschuldigt, wenn es in anmuthiger Form auftrat, und geradezu gefeiert, wenn es spannende und aufregende Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens brachte. Geistige Genüsse waren ebenso willkommen wie sinnliche; nur mußten sie ohne Mühe noch Arbeit erlangt werden, denn nicht zu lernen begehrte man, sondern sich zu unterhalten,

und so war jede Art der Wissenschaft gut, mit Ausnahme der langweiligen. Daraus folgte, daß bei aller geistigen Mittheilung nicht der Werth des Inhalts, sondern die Trefflichkeit der Form den wesentlichen Gesichtspunkt bildete: der abstracte Verstand im Dienste des Genusses, das war die geistige Signatur dieser Gesellschaft. Geniale Originalität, unbewußte Schöpferkraft, naturwüchsige Derbheit waren hier schlechterdings antipathisch; nur in so weit wurden sie geduldet, als sie sich und ihre Mittel den Bestrebungen der herrschenden Gesinnung dienstbar machten.

Lehrreich ist nun die weitere Betrachtung, wie wesentlich die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit der vornehmen Gesellschaft für die Schärfung und Stärkung ihrer tödtlichen Widersacher, der revolutionären Theorien, geworden ist. Die Entwickelung dieses Processes kann wohl als der Glanzpunkt in Taine's Werk bezeichnet werden: so unendlich oft die französische Literatur und Philosophie des 18. Jahrhunderts auch besprochen worden ist, so wüßte ich doch keinen früheren Autor zu nennen, der mit gleich umfassendem Material und gleich eindringendem Blicke die unausgesetzte Wechselwirkung zwischen den Zuständen und den Theorien klar gestellt, und eben damit einen unerschütterlichen Maßstab für die geschichtliche Beurtheilung beider gewonnen hätte. Taine beginnt, wie billig, mit dem mächtigen Aufschwung, welchen die Naturwissenschaften seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in ganz Europa genommen, und mit welchem sie einer völlig neuen Anschauung der Welt und des Menschen, im Gegensatze zu den speculativen und theologischen Vorstellungen des Mittelalters, die Bahn gebrochen haben. Es ist zunächst die Herrschaft der inductiven Methode,

welche hier in Betracht kommt, die Verwerfung jeder dogmatischen Voraussetzung, die Ablehnung aller angeborenen Ideen, die Proclamirung der Beobachtung und des Experiments als der einzigen Quelle erweisbaren Wissens. Hatten diese Grundsätze einmal auf dem Gebiete der Naturforschung unbedingte Anerkennung gefunden, so lag es nahe, die hier gebildete Denkweise auch auf die Erscheinungen des geistigen und sittlichen Lebens anzuwenden, und hier ebenso wie bei den physikalischen Processen die allseitige Prüfung durch die souveräne Kritik zu begehren. Mochte nachher das Ergebniß der Prüfung im Einzelnen ausfallen wie es wollte: die Thatsache allein, daß die Prüfung gefordert, daß das Recht des Bestehenden als solches verneint, daß die Autorität der Ueberlieferung dem Richterspruch der kritischen Vernunft unterworfen wurde, bezeichnete eine neue Epoche der Weltgeschichte und eröffnete die Möglichkeit bisher ungeahnter Fortschritte in Politik und Religion, in Staat und Kirche, in materieller und geistiger Cultur. Nur versteht es sich, wenn die inductive Methode solche positive Ergebnisse liefern sollte, so hätte ihre Anwendung eine gründliche und vollständige sein müssen. Kein Naturforscher spricht das allgemeine Gesetz aus, welches das Leben eines Organismus bestimmt, ehe er dessen Werden, Bestehen und Vergehen in allen Theilen und Stadien beobachtet, mit seines Gleichen zusammengestellt, von allem Verschiedenen gesondert hat: gerade durch die Erkenntniß und Anerkennung des Allerspeciellsten führt ihn die Analyse zu der Auffassung der allgemeinen Wahrheit. Und ganz nach derselben Regel, um sich eine richtige und für die praktische Reform verwerthbare Vorstellung vom Staate zu bilden, muß man eine große Masse von speciellen Beobach-

tungen mit technisch geübtem und vorbereitetem Auge anstellen, man muß juristische, historische, ökonomische Studien machen, man muß die Besonderheit der Individuen und der Völker, der Zeitalter und der Culturstufen kennen, man muß nicht blos einige, sondern sämmtliche Functionen der menschlichen Natur nach ihren Gründen und ihrem Wirken erforschen: erst wenn das Alles geleistet ist, darf man sagen, daß man nach der Weise des echten Naturforschers über den Organismus des Staates und die Gesetze desselben zu reden, daß man auf Grund der so ermittelten Gesetze die einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit zu beurtheilen vermag.

Wie kam es, daß hiervon in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts das gerade Gegentheil geschah? daß die durch die junge Naturwissenschaft angeregten Politiker gleich nach ihren ersten Schritten der inductiven Methode wieder den Rücken wandten, und den künftigen Staat rationalistisch nach einigen abstracten Principien construirten?

Taine weist es überzeugend nach: es war hauptsächlich der Einfluß der vornehmen Gesellschaft auf die Literatur, welche diese verhängnißvolle Wendung hervorrief.

Die hohen Kreise in Paris und Versailles waren, wie wir sahen, in ihrer glänzenden Unthätigkeit ebenso erpicht auf geistige wie auf sinnliche Erregung, und demnach bereit, jedem Literaten ihre Säle zu eröffnen, wenn er diesem Anspruch genug that. Nun gab es bei der damaligen Structur der Gesellschaft in Frankreich für den Schriftsteller, der sich nicht blos an wenige Fachgelehrte wenden wollte, kein anderes Publicum als diese vornehmen Stände. Diese, und diese allein, waren in der Lage, dem Schriftsteller Ruhm, Ehre und gesicherte

Lebensstellung zu gewähren, und so war Nichts natürlicher, als daß der Schriftsteller sich den Forderungen anbequemte, von deren Erfüllung sein literarischer Erfolg ein für alle Male abhängig war. Wir haben aber vorher die charakteristischen Züge der dort herrschenden Denkweise kennen gelernt. Zuerst der Abscheu gegen alle Gründlichkeit, gegen anhaltende und anstrengende Ausdauer, gegen ernste Vertiefung und geistige Sammlung. Denn das Alles wäre ja das Gegentheil von Ergötzung und Zerstreuung, es wäre das Versinken in die Todsünde der Langweiligkeit gewesen. Wohl wünschte man zu wissen, Vieles und Vielerlei zu wissen, aber es rasch und leicht, in buntem und prickelndem Wechsel, in der Quintessenz der interessantesten Pointen und Resultate zu erfahren. So wurden denn auch die Studien der Schriftsteller beweglich, vielseitig und oberflächlich. Die Masse der einzelnen Kenntnisse, über welche z. B. Voltaire verfügte, war ungeheuer in allen Fächern des Wissens, die Durcharbeitung aber und Verwerthung derselben durchgängig übereilt, aphoristisch und leichtsinnig. Dazu kam jene Abwendung des damaligen Publicums von jeder individuellen Eigenartigkeit, seine Tendenz, jede Persönlichkeit in die überall gleiche conventionelle Form zu zwingen, ein Streben, welches für das poetische Schaffen und für den historischen Sinn in gleichem Maße ertödtend war. Für diese Menschen war die Welt in ihrer sogenannten großen Welt beschlossen; sie hatten kaum mehr eine Vorstellung davon, daß es außerhalb derselben ein Dasein völlig anderer Art gebe oder jemals gegeben habe, oder wenn man sich in irgend einem Falle diese verwunderliche Thatsache nicht ganz verbergen konnte, verstand es sich doch, daß dieselbe unter gebildeten Personen überall

keine Berücksichtigung zu finden hätte. Selbst auf der Bühne wäre es nicht mehr ziemlich erschienen, einen Bauern oder Arbeiter, einen Peruaner oder Irokesen in der ihm natürlichen Weise sprechen zu lassen: sie alle wurden gleich polirt, sententiös und wohlredend, wie die erlauchte Gesellschaft ihrer Hörer. Jeder locale, jeder individuelle Ton wurde verwischt, jede Person des Drama's war nur noch ein Mundstück für die dem 18. Jahrhundert angehörige Beredsamkeit des Autors. Wie im Drama, so in der übrigen Literatur. Sehr richtig bemerkt Taine, wenn man einen englischen Roman dieser Zeit lese, so habe man ein Stück des englischen Volkes vor Augen, in jedem französischen dagegen unter den verschiedensten Costümen immer nur ein Bild des französischen Salons. Bei einer solchen allgemeinen Geistesrichtung, wie hätte man dazu kommen sollen, sich zur Kritik des Staatswesens mit weiten und schweren Forschungen auf historischem Gebiete zu belasten? Montesquieu hat es gethan, ist aber damit einsam unter seinen Zeitgenossen geblieben, und war zu großem Ruhm, aber zu sehr geringem Einflusse gelangt. Die anderen Reformer pflegten historische Schriften rasch zu durchblättern, um darin picante Belege für irgend einen längst fertig aufgestellten Satz zu finden, für die Herrschsucht z. B. des Priesterstandes, die Lügenhaftigkeit der Diplomaten, die Unersättlichkeit des fürstlichen Ehrgeizes u. dgl. An die verwickelte Aufgabe dagegen, einen einzelnen Staat und dessen Verfassung nach ihren klimatischen, geographischen und historischen Voraussetzungen zu begreifen und zu beurtheilen, daran dachte außer Montesquieu kein Mensch. Das entscheidende Publicum begehrte es nicht, im theil, es hätte so schwere Kost mit Unwillen zurückge-

wiesen. Ihm kam es, wie bemerkt, überhaupt viel weniger auf einen belehrenden Inhalt als auf eine reizende Form an; der Gegenstand interessirte es an sich selbst sehr wenig, sondern im Grunde nur als Stoff einer möglichst geistreichen, zugleich aber möglichst verständlichen und aufregenden Conversation. Da galt es denn für jede Erörterung, bei dem Hörer keine Spur eines bereits vorhandenen, durch eigene Arbeit erworbenen Wissens vorauszusetzen, trotzdem nie trivial zu werden, sondern in jedem Falle bis zu neuen und überraschenden Wahrheiten vorzudringen. Demnach strebte die Sprache und der Stil weder nach Fülle noch nach Tiefe, um so mehr aber nach Klarheit und Bündigkeit. In der Entwicklung schritt man regelrecht von Schluß zu Schluß; man hütete sich, irgend ein Mittelglied zu überspringen. Um eindringlich zu sein, wurde man rhetorisch; um zu überzeugen, suchte man jeden Inhalt auf einige allgemeine, leicht einzuprägende Sätze zurückzubringen. Die gute Gesellschaft freute sich, auf so angenehme Art in den Besitz der vorgeschrittensten Weltanschauung zu gelangen: die Literatur aber ließ sich um so gründlicher von der realen Erkenntniß hinweg in die Wege inhaltloser Abstractionen hineindrängen.

Daß die so gepflegte und gelenkte Literatur seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts eine oppositionelle war, daß sie seit der Mitte desselben alle Grundlagen des vorhandenen Zustandes mit dem grimmigsten Ungestüm untergrub, dieser Umstand erregte bei jenen vornehmen Kreisen nicht den geringsten Anstoß. Einmal gab es auch bei ihnen vielfache Unzufriedenheit, Aerger über die eigene Ohnmacht und die Allmacht der königlichen Beamten, Auflehnung gegen die unduldsame Ortho-

dorie, Verdruß über persönliche Zurücksetzung am Hofe: man hatte also nur ein schadenfrohes Behagen, wenn die Philosophen den lästigen Machthabern mit ätzender Kritik den Standpunkt klar machten. Oder wenn der immer stärker heranwachsende Materialismus die Lehre verkündigte, daß das leibliche Wohlbehagen das höchste Ziel des menschlichen Daseins und eine kluge Selbstsucht die entscheidende Regel des menschlichen Handelns sei, so sprach er damit zuletzt nichts Anderes aus, als was halb unbewußt die Summe alles Treibens der hohen Gesellschaft selbst war. Vor Allem aber, die Theorie war hier eben Nichts als Theorie, nichts als Conversation, Nervenreiz und Zeitvertreib. Man declamirte gegen die veralteteten Mißbräuche, aber natürlich, sein rechtmäßiges Eigenthum wollte man behalten, und dazu gehörten ja auch die Privilegien und Herrenrechte. Man fühlte sich in einer neuen Ueberlegenheit über die bornirte Masse, wenn man sich zu Humanität und Liberalismus bekannte, und Reden gegen den Aberglauben und den Knechtsinn hielt. Daß diese gefeierten Theorien einmal auch das Gemeingut der Volksmassen werden und dann entsetzliche Explosionen bewirken könnten, davon hatte man keine Ahnung. Wer im Jahre 1780 den Damen in Versailles solche Dinge vorausgesagt hätte, wäre angesehen worden, wie etwa heute ein Prophet, welcher für das kommende Jahrhundert anstatt der Menschen als Herren der Schöpfung die Hunde und Katzen bezeichnen wollte.

Dieses Publicum also war es, in dessen Atmosphäre und unter dessen Einwirkung die Philosophie der revolutionären Aufklärung heranwuchs. Hier lernte sie rasches und oberflächliches Studium, Abkehr von dem historischen Sinne für die

Mannichfaltigkeit der wirklichen Dinge, Neigung zu rhetorisch ausgeschmückten Formeln und Gemeinplätzen. Als man daran ging, den besten Staat zu construiren, ließ man sich von der Naturforschung die allen Menschen gemeinsamen Eigenschaften berichten, den Widerwillen gegen den Schmerz, den Drang zum Wohlbehagen, die Fähigkeit, aus den Sinnesempfindungen Vorstellungen und Schlüsse zu bilden. Diese Eigenschaften faßte man als den Begriff des Menschen schlechthin zusammen, und aus dem Wesen dieses abstracten Menschen leitete man dann, wie die Folgerungen eines mathematischen Lehrsatzes, die Gesetze der Politik, der Sitte und des Rechtes ab. Da alle Menschen den gleichen Naturtrieb zur Glückseligkeit in sich tragen, so muß der Staat ihnen Allen die Wege zur Erreichung dieses Zieles eröffnen. Da sie Alle von Natur die Fähigkeit zu Begriffen und Schlüssen haben, so werden sie auch die richtigen Mittel zum Zwecke ergreifen, sobald man ihnen nur die Hände frei läßt und bei einem momentanen Irrthum das Richtige mit einem folgerichtigen Raisonnement veranschaulicht. Daß in der Wirklichkeit bei der großen Mehrzahl der Menschen die Leidenschaft stärker ist als die Vernunft, und die Begierde heftiger wirkt als der Gedanke, daran dachten diese Verehrer des abstracten Verstandes nicht: mit der Thatsache, daß jeder Mensch die Fähigkeit des logischen Schließens besitzt, schien ihnen die Gewißheit gesetzt, daß er auch nach dem Ergebniß des logischen Schlusses seine Handlungen einrichten werde. Wenn man für die Trefflichkeit des von ihnen entworfenen Staatswesens einen logisch bündigen Beweis liefern konnte, schien ihnen auch die Sicherheit und Dauerhaftigkeit ihres Gebäudes vollkommen verbürgt. Andrerseits, daß zur

Erhaltung der Staatsordnung noch andere Kräfte nöthig sein könnten als logische Erörterungen, diese Vorstellung lag außerhalb der Bahnen ihrer Theorien. Die Logik aber kennt keine Schranke, als die Evolutionen ihrer eigenen Begriffe, und so ließ sich allerdings bei dem gewählten Verfahren der vorhandene Zustand auf das Gründlichste zerreiben. Vor dem kritischen Angriff der neuen Lehre hielt keine Vertheidigung der verjährten Ungerechtigkeiten des alten Regime Stand; übel war dabei nur, daß bei ihren Grundsätzen überhaupt keine feste und dauernde Staatsordnung, gleichviel welcher Farbe und Gattung, erreichbar war.

Wenn möglich noch schärfer als der bestehenden Ordnung des Staates setzte sich die Theorie dem überlieferten Kirchenthum entgegen. Auf dem religiösen Gebiete lieferte ihr die damalige Naturwissenschaft in ungleich größerer Masse als auf dem politischen die Materialien zum Kampfe. Astronomie, Physiologie und Anthropologie vereinigten sich mit den philosophischen Bestrebungen zu der Erörterung, daß das Wunder eine Täuschung, die Offenbarung undenkbar, ein außerweltlicher Gott nicht erweisbar sei. Bald steigerten zahlreiche Stimmen die Negation zu der Erklärung, daß jede Gottesidee zu verwerfen, und im Menschen selbst der angebliche Geist nur die feinste Function der organisirten Materie sei. Zwar blieb Voltaire sein Leben lang Deïst, und Rousseau erklärte seinen Glauben an Gott und an die Existenz und Unsterblichkeit der Seele: um so entschiedener aber erhob sich jener gegen die göttliche Institution der Kirche und dieser gegen die christliche Grundlehre von der Sündhaftigkeit und Rechtfertigung des Menschen. Genug, wie sie auch untereinander verschieden waren, der

Krieg auf Leben und Tod gegen die bestehende Kirche war ihnen Allen gemeinsam, ein Krieg nach dem tiefsten Gegensatze der Principien. Es war ein Irrthum, wenn Tocqueville die Ansicht aufstellte, die Revolution habe die Kirche nur befeindet, so weit und so lange sie zugleich ein feudales Adelsinstitut gewesen; nachdem sie die hier erworbenen Güter und Privilegien verloren, habe die demokratisirte Gesellschaft anerkannt, welch ein starkes demokratisches Moment das Christenthum selbst enthalte, und sich demnach mit vermehrter Wärme den religiösen Gefühlen hingegeben. Hier ist Taine's Darstellung ohne Zweifel richtiger. Die Revolution wußte sehr wohl, weshalb sie nicht blos die Güter, sondern den Sturz der Kirche verlangte; und nicht die Genossen der Revolution, sondern die durch die Gräuel der Schreckenszeit vermehrten Gegner derselben haben den Aufschwung der Kirche in unserem Jahrhundert herbeigeführt.

Faßt man die Staatstheorie der Aufklärung etwas näher in das Auge, so treten besonders zwei charakteristische Züge hervor, die auf der einen Seite ihre Herkunft aus dem innersten Kerne des alten Regime bekunden, und auf der andern den ganzen Verlauf der Revolution in höchst energischer Weise bestimmt haben. Das hier entworfene Staatsideal, weil ausschließlich aus einigen allgemeinen Eigenschaften aller Menschen hergeleitet, war ebensowohl kosmopolitisch wie egalitär. Wie auf der Bühne jener Zeit der Franzose und der Barbar, der antike Hellene und der moderne Pariser dieselbe Sprache, die Sprache des Versailler Salons, redete, so kannte auch die politische Theorie weder Franzosen noch Engländer, weder Katholiken noch Protestanten, weder Gebildete noch Ungebildete, sondern immer nur den Menschen im Allgemeinen. Sie erwog

nicht, welche Einrichtungen in Frankreich den Bedürfnissen und Fähigkeiten der gebildeten Stände und der ungebildeten Massen entsprechen würden, oder in wie weit die Gewohnheiten und Anschauungen ihres Volkes eine Uebertragung ausländischer Institute thunlich oder schädlich machten: sondern sie formulirte die Rechte des Menschen, des abstracten anstatt des wirklich vorhandenen Menschen, und hatte damit die Gewißheit, daß die hierauf gegründete Staatsform für alle Menschen und folglich für alle Völker die einzig gute und mithin die einzig berechtigte sei. Ebenso deutlich wie die Gleichheit aller Nationen vor dem neuen Staatsrecht ergab sich dann auch die Gleichheit aller Menschen in dem neuen Staate, und zwar nicht blos der Anspruch auf gleichen Rechtsschutz oder gleiche Fähigkeit, Rechte zu erwerben, sondern die Forderung auf Verwirklichung der angeborenen, materiellen Rechtsgleichheit. An diesem Punkte nahm, wie man weiß, Rousseau seine Stellung, und gab der kommenden demokratischen Revolution die letzte entscheidende Wendung. Treffend bemerkt Taine, wie bei aller Gemeinsamkeit der Principien Rousseau's Lebensgang und Charakter ihn vielfach zu anderen Anschauungen als Voltaire und die Encyclopädisten kommen ließ. Bei diesen richtete sich der tiefste, grimmigste Zorn wesentlich gegen das, was sie Aberglauben, Verdummung, Pfaffenthum nannten, während ihnen die Umformung des alten Staates mehr eine Sache des Verstandes als des Affectes, ein Schlußsatz ihrer allgemeinen Theorie und eine ideale Forderung der Menschenfreundlichkeit war. Sie stritten aus Edelsinn für das arme Volk und dessen Leiden, währe[illegible] Beifall und in der Gunst der besten [illegible] agegen hatte selbst das Leben

eines Proletariers durchlebt; in seiner nervösen Reizbarkeit und unermeßlichen Eitelkeit, in der er auf seine Schwächen und Laster fast noch stolzer war, als auf die Größe und Stärke seines Geistes, hatte er, der Besitzlose, oft Hungernde, nicht selten Erniedrigte und Beschimpfte, sich mit kochender Erbitterung gegen die Günstlinge des irdischen Glückes, die Vornehmen und Reichen, die Schwelger in Müßiggang und Hoffahrt erfüllt. Diesen glühenden Haß übertrug er auf den Staat und das Recht, welches so ungerechte Contraste unter den Menschen hervorgerufen hätte. Die Menschen, fand er, waren gut in ihrem ursprünglichen Zustande, weil sie gleich waren. Erst der Staat, die Cultur, die Gesellschaft haben die Ungleichheit und damit das Laster und die Verbrechen geschaffen. Nicht blos unberechtigt ist das Bestehende, wie es die Encyclopädisten dargethan, sondern schädlich, giftig, tödtlich. Im Gegensatze dazu zeichnet er dann das Bild des echten menschlichen Staates.

Die gleichen und guten Menschen treten in ihrem Naturzustande zusammen, um den Grundvertrag ihres künftigen Staates zu schließen. Ein Jeder gibt der neuen Gemeinschaft Freiheit und Eigenthum vollständig dahin, um dafür einen gleichen Antheil an der Herrschaft und den Gütern der Gesammtheit zu empfangen. Diese Gesammtheit aber ist allmächtig. Kein Gesetz bindet ihren Willen, denn dieser Wille ist der Quell aller Gesetze. Kein König, keine Behörde, kein Vornehmer steht über ihr; jeder Einzelne ist nur berechtigt, so weit und so lange er eine Vollmacht von der souveränen Masse erhält. Nicht die Obrigkeit befiehlt dem Volke, sondern das Volk fordert Gehorsam von jedem seiner Beamten, und wirft ihn hinweg, wenn er ihm nicht mehr gefällt. Für die Freiheit des

Einzelnen gab es hier keine Stätte, aber aus der Gleichheit Aller wuchs mit dämonischem Jubel die ungebundene Willkür der Massen empor.

Eine Weile noch bewegten sich auch diese Lehren nur als willkommenes geistiges Reizmittel in den Gemüthern wenn nicht der vornehmen, so doch der gebildeten und besitzenden Stände. Das höhere und bald auch das niedere Bürgerthum erfüllte sich mit solchen Anschauungen. Diese Classen nahmen damals an einzelnen Adelsprivilegien Antheil; sie lieferten dem Staate zahlreiche und hervorragende Beamte; sie gaben der Nation den größten Theil ihrer berühmten Denker und Dichter; sie trieben Industrie und Handel, und vermehrten täglich ihren Reichthum, während der Adel sich durch seine Verschwendung ökonomisch ruinirte. So waren sie von dem Bewußtsein ihres Werthes erfüllt und fanden den fortdauernden Vorrang des Adels unerträglich. Sie hörten demnach mit innerer Erquickung die Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Souveränität der Gesammtheit. Denn den Privilegirten gegenüber schien es ihnen selbstverständlich, daß sie, die durch ihre Bildung unter dem Volke hervorragten, die Führer der herrschenden Gesammtheit, der bisher Nichtprivilegirten sein würden. Der Staat der Freiheit und Gleichheit würde ja auch der Staat der reinen Vernunft sein, und demnach ihnen, den Meistern der vernünftigen Erörterung, die leitende Stellung nicht entgehen können. Unterdessen ließ die Masse des armen Volkes, völlig abgetrennt von den Quellen der Cultur und von der geistigen Bewegung ihres Landes, sich noch lange Jahre hindurch Nichts träumen von der Fülle der Herrschermacht, die ihm nach den neuen Entdeckungen unveräußerlich angehörte

und die ihm so überraschend bald in den Schoß fallen sollte. Die einzige Aenderung in seiner Lage, und damit die einzige Vorbereitung für seine künftige Souveränität, war Wachsthum der äußern Noth, und damit der inneren Verwilderung und Erbitterung. Dann aber kam die Zeit, wo der kleine Kreis der allein gebildeten und genießenden Stände, wo die von diesen geleitete Staatsgewalt in innerer Demoralisation, in Factionshader und Finanznoth sich auflöste, und die Krone selbst die populären Kräfte zum Kampfe gegen die Privilegirten aufrief. Alle Ressorts der Staatseinrichtungen versagten damals: die Cassen waren leer, die Behörden und die Stände in bitterem Streite untereinander, die Regimenter des Heeres unzuverlässig und zuchtlos. Durch das Land ging die wilde Gährung einer beispiellosen Hungersnoth und zugleich die unermeßliche Aufregung der allgemeinen Reichstagswahlen. Unter diesen Umständen erfuhren die Volksmassen in Städten und Dörfern durch ihre Candidaten, Advocaten und Demagogen, was in Wahrheit Rechtens sei. In ihrer Unwissenheit und Noth, in ihrer Rohheit und Erbitterung lernten sie plötzlich, daß es für sie, den Souverän, keine Schranke, keine Verpflichtung, keine Autorität mehr gebe, daß mit der alten Verderbniß und knechtischem Wesen gründlich aufzuräumen sei, und dann Allen Alles gehören werde. Sie vernahmen es mit gierigem Ohre und stürzten vorwärts, um Jeden niederzutreten, der ihnen ihr gutes Recht noch streitig machen würde.

Die höchsten und edelsten Ziele winkten damals dem Jahrhunderte und begeisterten die Herzen ungezählter wackerer Männer. Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle, kein Unterschied unter den Menschen als der des Talentes und der

Tugend, Brudersinn unter allen Bürgern im Staate und unter allen Völkern des Erdballs; das waren die Ideale, welche das Jahr 1789 für die Welt und die Zukunft proclamirte, und deshalb liebt man in Frankreich, von den unsterblichen Principien und den schönen Tagen dieser ersten Epoche der Revolution zu reden. Es wäre auch dies Alles, sagt uns Thiers, zur trefflichsten Wirklichkeit geworden, hätten nicht die bösen Emigranten und die fremden Mächte durch ihren tückischen Angriff die humanste aller Revolutionen in Verzweiflung, Nothwehr und Blutvergießen hineingedrängt. Es wäre Alles gelungen, sagt Louis Blanc, hätten nicht mit Robespierre's Sturz die bösen Thermidorianer an die Stelle der Tugend und Bruderliebe eine Politik des Lasters und der Selbstsucht gesetzt. Unter hundert Menschen jenseit der Vogesen theilen vielleicht achtzig die eine oder andere dieser Anschauungen, und so ist es begreiflich genug, daß die unbarmherzigen Thatsachen, mit deren Masse Taine ihre schönen Bilder zertrümmert, bei der Mehrheit seiner Landsleute mit unwilligem Befremden aufgenommen worden sind. Der Contrast zwischen dieser Wirklichkeit und jenen Idealen ist allerdings enorm; von schönen Tagen der Revolution, oder auch nur von einem einzigen schönen Tage ist in Wahrheit nicht zu reden; in derselben Stunde, in welcher die absolute Monarchie zusammenbrach, bedeckte eine wüste, rohe und grausame Anarchie das Land, um ein Jahrzehnt hindurch Frankreich mit Gewaltthat und Frevel aller Art zu erfüllen und endlich einen Despotismus ohne Gleichen dem Volke als Erlösung und Rettung erscheinen zu lassen. Der Schluß ist unabweisbar: entweder taugten die Ideale Nichts und die Coblenzer Emigranten hatten Recht gegen die Nation; oder das

französische Volk hat die hohe Aufgabe in völlig ungeeigneter Weise angegriffen und sein geschichtlicher Ruhm hat sich dieses Mal auf den Satz zu beschränken: in magnis voluisse sat est. Weder die eine noch die andere Seite dieser Alternative wird dem Ohre eines liberalen Franzosen wohlklingend erscheinen.

Aber wohlklingend oder nicht, die Thatsachen sind unerbittlich, und bis jetzt hat jede neue Forschung in den authentischen Documenten nur dazu gedient, sie in immer breiterem Umfange und auf stets gesicherterem Grunde festzustellen. Wir sahen den Abschluß des alten Regime. Die Großen des bisherigen Staates waren durch den Müßiggang entnervt, in Genußsucht verweichlicht, in Sittenlosigkeit verkommen; niemals ist die Aristokratie einer großen Nation unter so schwächlichem Widerstande überwältigt und von dem Boden des Landes weggefegt worden. Die Führer der Bewegung aber folgten einer auf höchst einseitige und deshalb grundfalsche Auffassung der menschlichen Natur gegründeten Staatslehre und hatten keine Vorstellung von der wirklichen Beschaffenheit ihrer Mitbürger, sowie von den Voraussetzungen und Bedürfnissen eines realen Staatslebens. Die große Masse endlich war unberührt von jeder politischen Bildung, grimmerfüllt gegen den bisherigen elenden Zustand und dessen wirkliche oder vermeintliche Urheber, leichtgläubig und jedem Affecte zugänglich, durchdrungen von der Gerechtigkeit ihrer wildesten Begierden und Leidenschaften. Mit solchen Materialien kann man ein altes, halb unbrauchbar gewordenes Haus in die Luft sprengen, aber nimmermehr einen zweckmäßigen und dauerhaften Neubau aufführen.

So weist denn Taine aus den unmittelbar in und mit

den Ereignissen erwachsenen Documenten im Einzelnen nach, wie schon vor der Eröffnung des Reichstages der Zustand an hundert Punkten aus den Fugen ging. Auflauf und Plünderung, Ungehorsam gegen die Behörden und Mißhandlung verhaßter Personen war an der Tagesordnung; die Beamten der öffentlichen Gewalt waren muthlos und wagten die ebenfalls murrenden Truppen nicht zur Herstellung der Ordnung aufzubieten. Die ersten Wochen des Reichstages brachten dann die heißen Verhandlungen über die Vereinigung der drei Stände, den Versuch des reactionären Staatsstreichs und den Bastillesturm. Die Aufregung war von Tag zu Tage gewachsen, die Spannung im ganzen Lande ungeheuer: mit der Pariser Katastrophe stürzte der alte Staat von einer Grenze zur andern in allen seinen Theilen zusammen; und nicht bloß die Privilegien und Herrenrechte, sondern auch sämmtliche Staatsbehörden verschwanden auf einen Schlag, oder stellten doch auf die erste Drohung eines bewaffneten Volkshaufens ihre Wirksamkeit ein. Die französische Nation hatte thatsächlich keine Regierung, keine Gerichte, keine Polizei, keine Steuern mehr. Dafür hatte sie Zeitungen, Vereine, Katzenmusiken und Lynchjustiz; Sicherheit von Person und Eigenthum existirte nicht mehr, wohl aber that Jeder was sein Herz begehrte, bis ein Stärkerer das Gegentheil beliebte und Jenen niederschlug. Dieser anarchische Zustand dauerte im Wesentlichen ungeändert bis zum Höhepunkte der Schreckenszeit fort; zeitweise beruhigte er sich hier und da, um dann am nächsten Tage oder an einem andern Orte sich mit verdoppeltem Ungestüm wieder zu erneuern. Inmitten dieses allgegenwärtigen meuterischen Wirrwarrs saß der König, ein ohnmächtiger Gefangener [illegible] Tuilerien [illegible] Stelle,

an der es eine Möglichkeit für die Herstellung des Staates gab, war die Nationalversammlung, deren Ansehen und Popularität bei dem Volke und bei der Nationalgarde groß genug war, um bei zweckmäßigem Vorgehen sich allmählich Gehorsam zu verschaffen. Aber zwei Gründe hinderten das Betreten eines solchen Weges. Der eine war die Befangenheit in der einmal herrschenden Theorie der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit. Da war das Recht des Aufstandes gegen Unterdrückung verkündet, und mithin durfte jeder Bürger in jedem Augenblick sich unterdrückt und zum Aufstande berechtigt fühlen. Es war diesen souveränen Bürgern eingeprägt, daß der Wille des souveränen Volkes höher stehe, als der seiner Repräsentanten, und daß das Volk jeden Augenblick befugt sei, in die unmittelbare Ausübung seiner Souveränität zurückzutreten. Es leuchtet ein, daß unter der Herrschaft solcher Grundsätze die Bändigung des Straßenunfugs und der localen Aufstände und Gewaltthaten eine schwere, wenn nicht hoffnungslose Aufgabe war. Nicht minder unthunlich war auf diesem Boden die Regelung der Preßfreiheit und des Vereinsrechtes, deren unbedingte Handhabung als der höchste Ausdruck und das kostbarste Kleinod der revolutionären Freiheit galt. Da nach der Theorie die Staatsbeamten nicht die Herren, sondern die Diener des souveränen Volkes sein sollten, so empfahl es sich, sie nicht durch die Centralregierung ernennen, sondern durch die Bürger, und zwar immer nur auf kurze Zeit, erwählen zu lassen. Für die Verwaltung übertrug man in gleichem Sinne die Geschäfte nicht einzelnen Beamten, sondern deliberirenden Collegien; in der Gesetzgebung machte der Grundsatz der Gleichheit die Bildung eines Oberhauses und eine entscheidende Einwirkung des Königs

unmöglich. So blieb die Regierung ohnmächtig, die Gesetzgebung hastig und schwankend, die niederen Classen des Volkes unbändig, und bei mannichfaltigen Anlässen zeigte sich, daß Clubredner und Zeitungsschreiber, welche den Begierden der Massen zu schmeicheln wußten, die Regierung und die Nationalversammlung zu blindem Gehorsam unter ihre Befehle beugten. Mehr als einmal wallte in der Versammlung der Zorn über ein so unwürdiges und unheildrohendes Verhältniß auf: aber jedem Versuch, dasselbe mit einem kräftigen Griffe zu zerreißen, fiel dann die Furcht vor einer monarchischen oder aristokratischen Reaction, das zweite der vorher erwähnten Momente, in den Arm. Um die anarchische Willkür der Demagogen und Proletarier zu bändigen, gab es nur ein Mittel: Stärkung der Staatsregierung. Also Herstellung der Zucht im Heere, eine energische Organisation der Verwaltung, ausreichende Vollmacht für die Beamten der Sicherheitspolizei, scharfe Strafgesetze und rasche Justiz. Wie aber? wenn man auf diese Art der Regierung die Mittel zur Bändigung der Proletarier und Meuterer gab, wer sicherte dann die Freiheit und die Nationalversammlung gegen das Oberhaupt der gekräftigten Regierung, gegen den König, den man bisher durch die permanente Meuterei in wehrloser Unterwerfung gehalten? und weiter, wer schützte nach der Kräftigung der Monarchie gegen die Herstellung aller feudalen Privilegien und Mißbräuche, für deren Gönner und Beschützer man in unheilbarer Verblendung den König hielt? In diesem Zweifel siegte regelmäßig bei der Nationalversammlung die revolutionäre Stimmung. Die augenblickliche Furcht vor den Fäusten der die Sitzungen umgebenden Pöbelhaufen wirkte zusammen mit der Besorgniß vor einer künftigen König-

lichen Reaction. Als einige Jahre später bei der Organisation der republikanischen Regierung die Schwäche der Behörden wieder empfunden wurde, erklärte mehr als ein Redner sehr unbefangen, die Einrichtungen seien ohne Zweifel schlecht von Grund aus und so rasch wie möglich zu verbessern; man habe dies auch bei ihrer Schöpfung im Jahre 1790 sehr wohl gewußt, aber sie absichtlich so elend hergestellt, um im Interesse der Freiheit dem Könige jede Machtentwicklung unmöglich zu machen. Genug, die constituirende Versammlung that Nichts, um die persönliche Sicherheit und die politische Ordnung mit unantastbaren Schutzwehren zu umgeben; im Gegentheil, sie that sehr viel, um der leidenschaftlichen Willkür der Volksmassen die Thore weit zu öffnen. Man kann sagen, daß sie mit unbedachtsamer Hand den Samen zu allen Schrecken der Schreckenszeit ausgeworfen und die traurigen Anfänge dieser Entwicklung selbst noch ohne einen Versuch zur Abhülfe vor Augen gehabt hat. Vor Allem gilt dies auf ökonomischem Gebiete: die colossale Umwälzung der Vermögensverhältnisse in Frankreich, welche beinahe die Hälfte des Bodens in andere Hände gebracht und das Gemeinwesen unwiderstehlich in communistische Bahnen geworfen hat, ist großen Theils das Werk der Constituante gewesen.

Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich in meiner „Geschichte der Revolutionszeit" diese Verhältnisse nach authentischen Materialien dargestellt, und damit bei dem französischen Publicum vielfachen Anstoß gegeben. Um so größere Befriedigung darf ich jetzt empfinden, wenn ein so bedeutender Forscher wie Taine, nach Heranziehung zahlloser Documente der Pariser Archive, ganz und gar zu demselben Ergebnisse gelangt. Was mir von Einwendungen gegen seine Erörterungen bekannt ge-

worden, ist äußerst unerheblich. Da man die von ihm urkundlich nachgewiesenen Thatsachen nicht aus der Welt schaffen kann, so bemerkt man wohl, daß seine Mittheilungen wahr aber einseitig seien, daß er neben der Schilderung der Revolten und Missethaten nicht sattsam hervorhebe, an wie vielen Orten die Bürgergarde wacker und tüchtig die bürgerliche Ordnung aufrecht erhalten habe. Taine wird weit entfernt sein, diese letzte Thatsache zu bestreiten; wäre sie nicht vorhanden gewesen, so würde es im 19. Jahrhundert kein Frankreich mehr gegeben haben. Aber er würde fragen dürfen, ob eine Versammlung Lob verdiene, die als Beherrscherin eines großen Staates bald ein Drittel, bald die Hälfte desselben drei Jahre lang einer blutigen Anarchie ohne alle wirksamen Gegenmaßregeln Preis gibt; ob man von schönen Tagen oder von einer humanen Revolution reden dürfe, wo in demselben kurzen Zeitraum sechs entsetzliche Jacquerien das Land verwüsten, zahllose politische Morde straflos bleiben, militärische Meuterei und kirchlicher Hader den Massen die Waffen zum Bürgerkrieg in die Hand drücken? Man weist uns auf die reine und ideale Begeisterung, welche damals noch Millionen freiheitsdurstiger und patriotischer Seelen erfüllt habe; wohl sei es eine schöne Zeit zu nennen, wo edle Ziele und unendliche Hoffnungen alle Pulse in höhern Schlag versetzt, und ein ganzes Volk mit jugendlich emporstrebender Frische und Energie erfüllt hätten. Ja, es gab Augenblicke so goldner Träume und Täuschungen. Aber hätten sie auch länger gedauert: nicht durch ihre Gesinnungen, Reden und Wünsche, sondern durch ihre Thaten nehmen die Völker ihre geschichtliche Stellung und empfangen ihr geschichtliches Urtheil. Taine schreibt das letztere mit scharfer Feder und oft

mit grellen Farben, in dem wesentlichen Inhalt aber gibt er Nichts, was aus den Thaten der Revolution nicht in unaufhaltsamer Bündigkeit folgte.

An einzelnen Punkten seines Werkes kann man Lücken wahrnehmen oder Einwendungen erheben, die jedoch an dem Gesammtergebniß Nichts ändern. Der Raum verstattet mir nicht, in diesem Sinne alle Einzelnheiten der reichen Darstellung durchzugehen; es muß mir genügen, einige wenige Beispiele anzuführen. Während in den ersten Monaten der Revolution die Bewegung der niedern Classen in Stadt und Land ganz identisch ist, und die gewaltthätige Anarchie überall bei Arbeitern und Bauern in gleicher Weise die gleichen Zwecke verfolgt: ist einer der hervorstechendsten Züge der spätern Schreckenszeit der allmählich auftretende Interessenkampf zwischen dem Volke der Städte und der Dörfer. Je mehr sich die Allmacht der Bergpartei und der Pariser Commune entwickelt, desto massiver wird die Ausbeutung der Revolution zu Gunsten des städtischen Proletariats auf Kosten nicht bloß der großen Grundbesitzer, sondern auch der kleinen Bauern. Bei dem Erscheinen dieses Gegensatzes denkt man zunächst an die Selbstsucht und Habgier der Pariser Demagogen: man überzeugt sich aber leicht, daß dieselbe nimmermehr eine so weitgreifende Wirksamkeit hätte gewinnen können, wenn nicht die gegebenen Verhältnisse die Möglichkeit des Classenkampfes geboten hätten. Eine Erörterung aber der hier in Betracht kommenden Punkte, eine Angabe der in den ersten Revolutionsjahren den Gegensatz vorbereitenden Momente sucht man bei Taine vergebens. Auch in der Darstellung des alten Regime bleibt seine Aufmerksamkeit ganz vorwiegend den ländlichen Verhältnissen zugewandt:

hätte er mit gleich umfassendem und detaillirtem Fleiße auch die Schichten, die Interessen und die Begierden der städtischen Bevölkerung studirt, so würde das eben angedeutete Problem ganz von selbst seine Lösung gefunden haben.

Mit bewundernswerthem Scharfblick und unwiderleglicher Bündigkeit weist Taine die logische Unhaltbarkeit und die praktische Verderblichkeit der egalitären Tendenzen sowohl bei Rousseau's Lehren als bei dem Wirken der Constituante nach. Er zeigt, in welchem Widerspruch die Gleichheitstheorie mit der wirklichen Natur des Menschen steht, wie in Folge dessen die reine Demokratie die Verwirklichung der politischen Freiheit unmöglich macht. In vollem Einklange mit Tocqueville entwickelt er die Unentbehrlichkeit gewisser, den jedesmaligen Zuständen angepaßter aristokratischer Einrichtungen für die Schöpfung und Erhaltung eines freien Gemeinwesens, und erörtert, wie tief dieselben in den Bedürfnissen und Forderungen der menschlichen Natur begründet sind. Diese Abschnitte seines Buches sind geradezu meisterhaft zu nennen, und je weiter auch heute noch der egalitäre Aberglaube bei den liberalen Parteien verbreitet ist, desto lebhafter wird man Taine's Darlegung eine starke und andauernde Wirksamkeit wünschen. Dagegen scheint es mir, daß durch diese Auffassung der politischen Institutionen der Autor sich mehr als billig in der Beurtheilung ihrer damaligen Vertreter, der Edelleute und Prälaten von 1789, hat beeinflussen lassen. Es ist dies eine der wenigen früher erwähnten Incongruenzen zwischen dem ersten und dem zweiten Bande des Werkes. Nachdem man in jenem die Schilderung der Genußsucht, der Unnatur, des Müßigganges der vornehmen Gesell[illegible] nachdem man mit dem Autor die Ueber=

zeugung von den verhängnißvollen Folgen dieses Zustandes gerade für die Urheber desselben gewonnen hat: ist man überrascht, im zweiten Bande diese Privilegirten als den besten, einsichtigsten und patriotischsten Theil der Nation wieder zu finden, dessen Vernichtung oder Ausstoßung dem Lande einen ganz ähnlichen Schaden wie einst die Verfolgung der Hugenotten zugefügt hätte. Zur Erläuterung dieses Contrastes reicht offenbar die Thatsache nicht aus, daß in den letzten Jahren vor der Revolution vornehmlich durch Rousseau's Einfluß auch in die vornehmen Kreise der Ton einer sentimentalen Humanität gedrungen war, daß man auch hier es liebte, von der Rückkehr zu einem idyllischen Naturleben, von allgemeiner Menschenliebe, von Linderung jeder Noth zu reden. Denn auch diese Anwandlungen blieben doch in der Hauptsache eine geistreiche Phrase des Salons. Als Ludwig XVI., Turgot und Calonne mit den menschenfreundlichen Reformen Ernst machen wollten, waren es, wie wir sahen, eben jene sentimentalen Edelleute, die ihnen in den Arm fielen, und durch die Vereitelung der Reform die Revolution heraufbeschworen. Als dann der Ausbruch erfolgte, hatten Manche unter ihnen allerdings so weit Einsicht in die neue Lage, daß sie sich beeilten, auf Vorrechte selbst zu verzichten, welche weit und breit im ganzen Lande von dem entfesselten Volke bereits mit Füßen getreten wurden. Die entsetzliche Verfolgung, welche darauf, unter Nichtachtung jedes bestehenden Rechtes und menschlichen Gefühles, mit blutdürstiger Grausamkeit und schamloser Habgier über sie verhängt wurde, wird den Opfern derselben das Mitleid und die Sympathie jedes rechtschaffenen Beobachters sichern, und vollends zur Beschönigung der revolutionären Ge-

setze gegen die Emigranten wird man stets nur Sophismen und niemals Gründe beibringen können. Dies Alles aber trifft nicht die Frage, ob, wie es Taine annimmt, diese Verfolgten an politischer Tugend, an Geistesbildung und Thatkraft eine hervorragende Stellung in der Nation einnahmen. Die Nachbarvölker sämmtlich, so viel ich weiß ohne irgend eine Ausnahme, waren in jener Zeit darüber entgegengesetzter Ansicht. Gewiß, es gab unter den Emigranten zahlreiche Personen, welche sich in den Gegenden, wohin ihre Flucht sie führte, Achtung und Zuneigung gewannen. Die große Masse aber hat durchgängig in Folge ihres leichtsinnigen Hochmuthes, ihrer innern Zänkereien und ihrer schamlosen Frivolität, ein ebenso übles Andenken hinterlassen, wie sich hundert Jahre früher die geflüchteten Hugenotten durch Eintracht, Ernst und Thätigkeit aller Orten Verehrung und Dankbarkeit ihrer neuen Landsleute erworben haben.

Der Rastadter Gesandtenmord.

J. A. Freiherr v. Helfert, Der Rastadter Gesandtenmord. XI und 361 S.
Wien 1874, Braumüller.



Das vorliegende Buch ist ein neuer mit großer Belesenheit und eifriger Mühe unternommener Versuch, die österreichische Regierung so wie die kaiserliche Armee von jeder Mitschuld an dem vielbesprochenen Attentate des 28. April 1799 zu reinigen, und die Urheberschaft desselben auf französische Schultern zu schieben, wobei der Verfasser allerdings es unentschieden läßt, ob eine Bande von Emigranten oder eine Partei des Directoriums den blutigen Mord veranlaßt habe. Schon hieraus erhellt, daß die Gründe für diesen positiven Theil des Ergebnisses nicht besonders durchschlagend sein können: wenn nach der sorgfältigsten Untersuchung wirklich Anlaß bleibt, die Emigranten zu beargwohnen, so kann die Schuld des Directoriums nicht bündig erwiesen sein, und umgekehrt. Der Verfasser selbst kann sich dieser Wahrheit nicht ganz entziehn, und nachdem er sorgsam Alles zu Haufen gebracht hat, was irgendwie die Franzosen belasten könnte, schließt er endlich mit der Erklärung, die er schon an die Spitze seines letzten Abschnitts gestellt hat, daß uns hier ein ungelöstes und wahrscheinlich für immer unlösbares Räthsel vorliege. Nun, wir können nicht begehren, Alles zu wissen, und immerhin kann der Umstand, daß Hr. von Helfert die Franzosen nicht mit voller Sicherheit des Mordes zu überführen vermag, für sich allein kein Grund

sein, seinen Beweis für die Unschuld der Oesterreicher für mißlungen zu erklären. Eine andere Frage aber ist es, ob er es vermocht hat, die zahlreichen Indicien, welche auf die österreichische Quelle des Verbrechens hinweisen, als nichtig und werthlos darzuthun. Die Frage soll in den nachfolgenden Bemerkungen zunächst untersucht und dann die nach Frankreich deutenden Spuren kurz erörtert werden. Im Voraus bemerke ich, daß mir Hrn. von Helfert's Schrift erst bekannt geworden ist, als die Darstellung des Gesandtenmordes im fünften Bande meiner Geschichte der Revolutionszeit bereits im Drucke vorlag, daß ich derselben mit Dank die Verbesserung einiger Irrthümer über unwesentliche Einzelheiten entnehme*), meine der Helfert'schen durchaus entgegengesetzte Auffassung aber der Hauptfrage gerade durch seine thatsächlichen Mittheilungen in noch höherem Grade bewiesen erachten muß.

Zur Orientirung des Lesers wird es zweckmäßig sein, den Thatbestand des beispiellosen Ereignisses, so weit er unbestritten vorliegt, kurz in Erinnerung zu bringen. Während die Friedensverhandlungen zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik sich in langwierigen Verhandlungen fortschleppten, war zwischen der Pariser und der Wiener Regierung der offene Bruch schon seit Juli 1798 so gut wie entschieden, jedoch dauerte es noch bis zum März 1799, ehe es zur Kriegserklärung und zu bewaffneten Feindseligkeiten kam. Der Ver-

*) Ueber das Datum der Ernennung des Grafen Lehrbach zum Armeeminister, welches, bisher unbekannt, durch Hrn. von Helfert jetzt aus den Acten mitgetheilt worden ist, sodann über den Autor eines Zeitungsartikels, der nicht, wie ich glaubte, der bekannte Ritter von Lang, sondern ein Literat Julius Lange war.

treter des Reichsstandes Oesterreich, Graf Lehrbach, verließ darauf Rastadt am 9. März, um für die Verpflegung der österreichischen Armee in Süddeutschland Sorge zu tragen und später zum Minister und Civilcommissar bei derselben ernannt zu werden. Die andern Mitglieder der deutschen Reichsdeputation hielten trotzdem in Rastadt weiter aus, weil sie nicht durch Oesterreich, sondern durch den Reichstag dorthin gesandt seien, und nur durch diesen abberufen werden könnten. Auch die französischen Gesandten erklärten, Rastadt nicht verlassen zu wollen, da ihre Regierung trotz des neuen Kampfes mit Oesterreich jeder Zeit zum Abschlusse des Reichsfriedens bereit sei. Dem Wiener Hofe war begreiflicherweise die fortdauernde Anwesenheit der republikanischen Diplomaten äußerst widerwärtig, er sah in ihnen den Mittelpunkt von allerlei reichsfeindlichen Umtrieben, sei es bei einzelnen deutschen Fürsten, sei es bei der Bevölkerung des südwestlichen Deutschland, und als die siegreichen Truppen des Erzherzogs Carl bis in die Nähe von Rastadt vordrangen, als der Vertreter der kaiserlichen Majestät, Graf Metternich, von Rastadt abgereist war, erklärten die Organe der österreichischen Regierung wiederholt, daß Rastadt nicht mehr als Sitz einer officiellen Unterhandlung, nicht mehr als neutraler Ort anerkannt werde. Es wurde zwar daneben auch ausgesprochen, daß die dort anwesenden Gesandten persönlich nichts zu befahren hätten, immer aber konnte vom österreichischen Standpunkte aus eine solche Zusicherung fortan nur als stets widerrufliche freie Courtoisie, nicht aber als nothwendige Folge eines völkerrechtlichen Gesetzes angesehen werden. Bald genug wurde dies Verhältniß

auch in thatsächlicher Weise den Gesandten veranschaulicht. Die szeklerischen Husaren, welche den äußersten Vortrab der österreichischen Armee bildeten, hielten einzelne deutsche Diplomaten bei deren Spazierritten vor den Thoren Rastadts an, und wiesen sie mit rücksichtsloser Grobheit in die Stadt zurück. Aus dem kaiserlichen Hauptquartier kam die Ordre, den Postenlauf zwischen Rastadt und Selz, der nächsten französischen Ortschaft, zu hemmen und die Correspondenz der französischen Gesandten abzufassen. Ein als solcher legitimirter Courier der französischen Botschaft wurde von den Husaren angehalten und mit seinen Briefschaften in das Hauptquartier abgeliefert. Es war genug, um den französischen Gesandten die Luft in Rastadt drückend zu machen; sie erklärten am 25. April, nach dreimal vier und zwanzig Stunden abreisen zu wollen.

Indessen hatte man auch österreichischer Seits den Beschluß gefaßt, nicht länger zuzuwarten, und am 28. April empfing in Gernsbach der Oberst des szekler Husarenregimentes, Barbaczy, beim Mittagsessen einen Befehl, der, wie er den anwesenden Gästen sagte, der unangenehmste war, der ihm im Leben zugekommen. Er brach sofort mit einer Abtheilung seiner Leute auf, und ritt nach Rothenfels, halbwegs Rastadt, blieb selbst dort, und ließ den Rittmeister Burkhard weiter nach Rastadt vorgehn. Dieser rückte mit seinen Husaren in den Ort ein und schickte der französischen Gesandtschaft ein Schreiben des Obersten, welches dieser den Befehl gab, die Stadt binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen, besetzte übrigens alle Thore und ordnete völlige Sperrung des Verkehrs durch dieselben an. Die Franzosen entschlossen sich, noch am selbigen Abend abzureisen, fanden aber zu ihrer großen Ueberraschung

auch für sich das Thor gesperrt. Auf ihre befremdete Erkundigung ließ ihnen Burkhard sagen, daß lediglich durch ein Vergessen die Wache keine Weisung erhalten habe, trotz der allgemeinen Sperre die Gesandtschaft passiren zu lassen; dies sei nachgeholt, sie könnten jetzt reisen. Es war Abend geworden; sie ließen den Rittmeister um eine Escorte ersuchen, erhielten aber den Bescheid, daß eine solche nicht gegeben werde, sie aber ohne jede Besorgniß die Fahrt antreten könnten. So zogen sie hinaus, eine Reihe von acht Kutschen, in stürmischer Regennacht. Aber wenige hundert Schritte vor dem sogleich wieder geschlossenen Thore wurden sie durch einige Männer in szeklerischer Husarenuniform angehalten; die Kutscher wurden befragt, ob ein Gesandter in dem betreffenden Wagen sei; dann rief ein Reiter zuerst den Minister Debry an, und auf die bejahende Antwort wurde der Gesandte aus dem Wagen gerissen und mit zahlreichen Säbelhieben niedergestreckt. Dasselbe Schicksal hatten gleich nachher die beiden andern Gesandten Bonnier und Roberjeot. Die beiden letzten blieben auf dem Flecke todt; Debry entkam, indem er sich todt stellte, und dann von den Mördern verlassen, durch das Dunkel begünstigt, in das nahe Gehölz entwischte und am folgenden Morgen nach Rastadt zurückkam. Die Thäter durchsuchten vergeblich nach ihm den Wald und forderten dann den Schulzen von Rheinau auf, wenn er einen verwundeten Franzosen träfe, denselben, an dessen Habhaftwerdung viel gelegen sei, festzuhalten und nach Muggensturm zu bringen, in welchem Orte ein Detachement der Szekler augenblicklich Quartier genommen hatte. Während des blutigen Vorgangs hatte sich die Zahl der Husaren bis auf etwa sechzig vergrößert; sie erklärten den Familien und der

Dienerschaft der Gemordeten, daß ihnen kein Leid geschehn würde, nahmen ihnen aber ihre Uhren, Baarschaften und Pretiosen weg, bei welcher Plünderung auch ein Theil der Gesandtschaftspapiere auf die Straße oder in den nahen Canal geworfen wurde. Indeß hatte sich die Kunde von dem Attentat in Rastadt verbreitet, und nach langem Andringen der deutschen Diplomaten erlaubte Rittmeister Burkhard endlich, daß der badische Major Harrant hinausritt, um wenn noch möglich Hülfe zu bringen. Dieser fand den Mord vollbracht, und als er die Rückkehr der Wagen nach Rastadt anordnete, erklärten ihm die Husaren, daß die Wagen ihnen gehörten, und um die Stadt herum nach Muggensturm gebracht werden müßten. Nur mit Mühe setzte Harrant seinen Willen durch, aber auch in der Stadt verstatteten die Husaren erst auf eine ausdrückliche Ordre des Rittmeisters, daß man die Frauen der Gesandten aus den Wagen entließ; die Wagen sollten dann nach Gernsbach gefahren werden, jedoch wurde davon Abstand genommen, ein badischer Oberbeamter zu einer genauen Visitation derselben herbeigeholt, und alle darin vorgefundenen Gesandtschaftspapiere zurückbehalten und in das Hauptquartier des Erzherzogs abgeliefert. Die Husaren trieben sich unterdessen in der Stadt umher, und zeigten prahlend die bei der That erbeuteten Goldstücke. Nach einer, allerdings nur in zweiter Hand überlieferten Aussage, hätte einer von ihnen geklagt, daß er durch seinen Lieutenant gezwungen worden sei, den Gesandten Roberjeot nieder zu hauen. Mit einem andern Trupp, eine Karre mit Beutestücken im Gefolge, kam Oberst Barbaczy am 29. April Morgens nach Gernsbach zurück; auch hier erzählten die Soldaten von dem Gewinne, welcher die blutige Expedition

ihnen gebracht hatte*). Eine Botschaft der deutschen Diplomaten ließ Barbaczy übrigens nicht vor sich, sprach aber in einer schriftlichen Antwort seinen Schmerz über die schreckliche That aus, welche einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutze der Nacht begangen hätten. In gleichem Sinne lautete auch der Bericht des Generals Kospoth an den Erzherzog, welcher darauf sogleich eine kriegsgerichtliche Untersuchung eröffnen ließ.

Bleiben wir hier für's Erste stehn. Der Zusammenhang der eben wiederholten Thatsachen scheint nicht den Schatten eines Zweifels zuzulassen, daß die unmittelbaren Werkzeuge der That Szekler Husaren, und zwar unter der Leitung ihrer Officiere gewesen sind. Gibt man dies zu, so ergeben sich allerdings, wie wir später sehn werden, nicht leicht abzuweisende Folgerungen, welche den Verdacht der Urheberschaft in zwingender Weise auf die österreichische Seite lenken. Hr. von Helfert macht also den Versuch, einer andern Auffassung Raum zu schaffen. Zunächst bestreitet er die Glaubwürdigkeit oder das Gewicht einzelner Zeugenaussagen. Es leuchtet nun ein, wie leicht bei einem Ereigniß der hier vorliegenden Art Abweichungen in den Berichten, Irrungen über Nebenumstände u. dgl. entstehen konnten, bei nächtlichem Ueberfall, bei Dunkel, Sturm und Unwetter, bei Mord und Raub, Verwirrung und Aufregung der stärksten Art: es wäre geradezu ein Wunder, wenn hier einer der Zeugen sich frei von jeder Täuschung als unbefangener Beobachter erwiese, ja wenn ein und derselbe Bericht-

*) Helfert, S. 236, bezeichnet diese Angabe als Lüge, ohne jedoch eine zum Beweise für diese Behauptung beizubringen.

erstatter zu verschiedenen Zeiten sich nicht von veränderten Eindrücken beherrscht zeigte. Nirgend weniger als hier kann also der anderwärts brauchbare Kanon anwendbar sein, daß widersprechende Zeugnisse sich gegenseitig neutralisiren. Unmöglich kann man hier mit Hrn. von Helfert z. B. Debry's Aussagen überhaupt geschichtlichen Werth deshalb absprechen, weil er später in Paris über einige Umstände anders berichtete als früher in Straßburg*). Dazu kommt, daß die Kritik des Hrn. von Helfert auch sachlich von schlimmen Mißgriffen nicht frei ist. Ein Schiffer Namens Zabern, der am 4. April von Mainz stromaufwärts abgefahren, und dann bei Iffezheim von kaiserlichen Husaren angehalten und nach Gernsbach gebracht worden ist, gibt später einige die Szekler schwer gravirende Aussagen zu Protokoll. Da rügt denn Hr. von Helfert, daß dieser Mann den Obersten Barbaczy am 28. April nur mit 16 Husaren aus Gernsbach abreiten läßt, während doch nach Rastadt allein über 50 gekommen seien: als wenn leichte Reiterei auf Vorpostendienst nur gesammelt in Einem Orte zu hausen pflegte, und Barbaczy nicht unterwegs Zuzug erhalten haben könnte. „Von den Anachronismen," fährt Hr. von Helfert fort, „am 4. April Szekler Husaren in Gernsbach — und von dem andern Unsinn wollen wir gar nicht sprechen"**). Von sonstigem Unsinn ist aber in Wahrheit bei Zabern's Erzählung nichts zu entdecken, und was den 4. April betrifft, so sagt er nicht, daß er an diesem Tage in Gernsbach Husaren gesehen, sondern daß er an demselben von Mainz abgefahren sei. Oder wenn

*) S. 320.
**) S. 322.

die Wittwe Roberjeot in Paris sehr bestimmt erklärt, die Mörder seien Szekler Husaren gewesen, so klopft Hr. von Helfert an, ob man vielleicht die ganze Aussage für ein verfälschtes Machwerk des bösen Directoriums halten möchte, da doch Frau Roberjeot selbst unmöglich hätte erzählen können, daß man die Lichter ihrer Wagenlaternen ausgelöscht, denn bekanntlich haben diese gar nicht gebrannt, sondern die Reisenden haben sich mit Fackeln leuchten lassen; auch die Aeußerung will Hrn. von Helfert verdächtig scheinen, daß Frau Roberjeot nach dem Attentat von Debry unter Thränen umarmt worden sei, da Debry gar nicht so befreundet mit dem seligen Roberjeot gewesen: wobei denn freilich kein Anderer eine solche Rührung und Bewegung unmittelbar nach der Mordscene auch einem sonst gleichgültigen Menschen gegenüber verwunderlich finden wird. Ja, selbst daran nimmt Hr. von Helfert Anstoß, daß Frau Roberjeot sagt, sie sei bei der schließlichen Abreise durch Husaren desselben Regiments escortirt worden, de ceux qui nous avaient assassinés le soir; er findet den Ausdruck komisch und vermuthet vielleicht einen Druckfehler, assaillis z. B. statt assassinés; er hat offenbar nicht daran gedacht, daß assassiner quelqu'un nicht bloß heißt: jemand ermorden, sondern auch: auf jemand einen mörderischen Anfall machen.

Nicht besser steht es um seine Argumentation, wenn er die Frage bespricht, ob Officiere bei dem Attentate anwesend gewesen. Dies wird bestimmt behauptet von Madame Roberjeot und dem Bedienten Laublin nach eigner Wahrnehmung, von dem Schiffer Zabern nach der Aeußerung eines Lieutenants, von dem Anonymus in der 18. Beilage des „authentischen Berichts". Auf zwei dieser Zeugnisse geht Hr. von Helfert nicht

näher ein; er hebt aber hervor, daß nach Frau Roberjeot der Officier selbst auf den Gesandten einhaut, nach dem Anonymus dagegen einen Husaren dazu nöthigt. Damit schiebt er die beiden Berichte auf die Seite, und erklärt die Aussage des Kutschers Sigrist, während des Mordes habe sich kein Officier sehn lassen, für das einzig Richtige. Nun hat Roberjeot's Leiche achtzehn Wunden gehabt, und zwar hatte man den Unglücklichen, als er von vielen Streichen niedergestreckt, nach einer Weile noch Lebenszeichen erkennen ließ, mit einem neuen Hagel von Säbelhieben den letzten Rest gegeben: man sieht also leicht, wie bei einem solchen Vorgang die Aussagen der Frau Roberjeot und des Anonymus neben einander bestehen können. Was aber den Kutscher Sigrist angeht, so fuhr er den zweiten Wagen und war völlig von dem Vorgang bei dem ersten, der Ermordung Debry's, in Anspruch genommen, während Roberjeot im fünften saß, also ziemlich weit entfernt war, und es mithin wieder sehr begreiflich ist, daß Sigrist von dem dort beschäftigten Officier im Dunkel der Nacht nichts wahrnahm.

Ein anderer Punkt, auf welchen bereits Mendelssohn in seiner Schrift über den Gesandtenmord großes Gewicht gelegt hat, ist die Angabe Debry's und der Damen der Gesandtschaft, daß einer der Husaren in französischer Sprache, allerdings wie die letztern sagen, in schlechtem Französisch, gefragt habe: es-tu, oder est-ce que tu es le ministre Jean Débry? Da das 11. Husarenregiment damals keine fremden Mannschaften hatte, sondern ausschließlich aus eingeborenen Szeklern bestand, bei diesen halbwilden Siebenbürgern aber nicht wohl Kenntniß der französischen Sprache vermuthet werden kann, so schien hier der Beweis geliefert, daß die Mörder, wenn auch zum Theil

Husaren gewesen, jedenfalls aber unter fremder, französischer Leitung gestanden hätten. Hier ist nun zunächst zu bemerken, daß auch, wenn die Thatsache richtig wäre, immer die Folgerung höchst unsicher bliebe. Der gemeine Husar verstand nicht französisch: aber auch der Officier nicht? Zudem waren die Szekler seit sechs Wochen gegen die Franzosen im Felde, hatten mit ihnen gefochten und Gefangene gemacht, und konnten sehr wohl unter solchen Umständen das Material zu einer so kurzen Frage aufgeschnappt haben. Aber die Thatsache selbst, daß überhaupt französisch gesprochen worden, ist äußerst zweifelhaft. Nachdem der Kutscher Sigrist bei seiner gerichtlichen Vernehmung erwähnt hat, daß einige Husaren deutsch, andere ungarisch geredet, setzt er die positive Erklärung hinzu: ich habe außerdem bemerkt, daß kein Husar französisch sprach. Bonnier's Postillon Ohmweiler, ein badisches Landeskind, berichtet, daß die Husaren zuerst ihn — natürlich in deutscher Sprache — befragt hätten, wen er fahre, und dann dem Gesandten zugerufen hätten: Bonnier, steig heraus. Aehnlich meldet Roberjeot's Postillon von seinem deutschen Gespräch mit den Husaren, worauf dann der Minister auf den ungarischen Befehl eines Wachtmeisters niedergemacht worden sei. Auch Debry's Postillon verhandelt mit den Husaren deutsch und nennt ihnen seinen Insassen. Unter diesen Umständen ist nichts wahrscheinlicher, als Reichlin-Meldegg's Vermuthung, daß die Husaren nach der durch den Postillon erhaltenen Aufklärung zu völliger Sicherheit dem Gesandten nur noch seinen Namen zugerufen: Minister Jean Debry? und auf die bejahende Antwort zugeschlagen hätten. Gerade jene drei Worte konnten von der Familie für französisch und im Munde der Husaren für schlechtes französisch gehalten

werden, wie denn ein späterer Erzähler auch aussagt, die Husaren hätten gefragt: ministe Chang Depitz?

Können wir bei all diesen Einzelnheiten die Auffassung des Hrn. von Helfert uns nicht aneignen, so müssen wir noch entschiedener das Schlußergebniß, worin er den Thatbestand des Attentats zusammenfaßt, zurückweisen.

„Es sind, sagt er Seite 226, zwei Zeitabschnitte wohl auseinander zu halten, wo sowohl Personen als Handlung wechseln: der erste, der sich sehr kurz abspielt, begreift das Gemetzel in sich, woran sich nur fünf oder sechs Angreifende betheiligen; im zweiten bewegt sich eine große Anzahl von Herbeigekommenen auf dem Schauplatze, neugierig, was sich da ereignet habe, theilnehmend oder roh gegen die Leidenden, im Begriffe, die ihnen in die Hände gerathene Beute nach kriegerischem Brauche zu behandeln, aber dabei den Weisungen der Vorgesetzten gehorchend. Alles Räthselhafte des Ereignisses, alle dabei auftauchenden Fragen und Zweifel beziehn sich immer nur auf den ersten Theil und Zeitabschnitt desselben.“

Seine Meinung geht also dahin, daß der Mord durch fremde Hand veranlaßt und unter fremder Führung durch ein halbes Dutzend dazu verführter Husaren in wenigen Minuten ausgeführt worden, daß dann, wie man wohl annehmen muß zufälliger Weise, die vor dem Rheinauer Thore aufgestellte Reiterabtheilung auf den Schauplatz gekommen, ohne die Mörder dort noch anzutreffen, und daß alles weiter Geschehene höchst natürlich und tadellos gewesen und auf Anordnung der mit eingetroffenen Officiere erfolgt sei.

Ich bedauere, aber ich muß es aussprechen: diese Erörterung stellt Thatsachen und Rechtsbegriffe gleich gewaltsam auf den Kopf.

Die ganze Unterscheidung der beiden Acte, wo Personen und Handlung wechseln, ist aus der Notiz herausgesponnen, daß zuerst sechs Husaren den Wagen Debry's anhalten, während später deren etwa sechzig anwesend sind. Fragt sich nur: wann sind die übrigen vier und fünfzig angelangt? erst nach dem Morde, wie es Hr. von Helfert angibt, und für seine Gesammtauffassung des Ereignisses behaupten muß?

Debry selbst gibt drei Tage nach dem Morde in Straßburg zu Protokoll*): wir waren noch nicht 50 Schritte von Rastadt entfernt, als ein Detachement von etwa 60 Husaren, die am Murgcanal im Hinterhalt lagen, auf unsere Wagen stürzte und sie halten ließ. Der meinige war der erste; sechs Mann zogen mich gewaltsam hinaus.

Debry's Kutscher Sigrist sagt aus: kaum waren wir einen Flintenschuß weit von Rastadt entfernt, als ich aus dem Walde wenigstens 60 bis 70 Husaren, theils zu Fuß theils zu Pferde hervorkommen sah, welche bei ihrer Ankunft Halt riefen. Drei Husaren zu Fuß fielen über den ersten Wagen her.

Debry's badischer Postillon erklärt am Tage nach dem Morde: Sie seien von sechs K. K. Husaren angehalten, und nach Bonnier gefragt worden, worauf er geantwortet, daß er den Minister Jean Debry fahre. Auf dieses hin seien weit mehr Husaren, die sich immer vermehrt hätten, gleich an die Chaise gesprungen, und hätten Debry herausgerissen und niedergehauen.

Bonnier's Postillon gibt zu Protokoll: den Vorgang mit

*) Nicht erst später in Paris, was hervorzuheben ist, da, wie wir sahen, die dort gegebenen Aussagen Herrn von Helfert sehr verdächtig scheinen.

dem Hauen auf den Minister Jean Debry habe er gesehen; in der Zeit seien aber mehrere Husaren auch auf seine Chaise gesprengt, hätten nach Bonnier gefragt, denselben niedergemacht, und dann sich auf die Kutsche Roberjeot's geworfen.

Nach diesen Aussagen ist es also unwidersprechlich, daß die ganze Abtheilung der Husaren, und nicht bloß fünf oder sechs Mann, bei dem Morde mitgewirkt, und daß überhaupt kein Personenwechsel während des ganzen Verlaufes des Ereignisses Statt gefunden hat. Es sind durchaus dieselben Reiter, welche zuerst die Fahrt anhalten, dann die Gesandten ermorden, und hierauf die Wagen für ihr Eigenthum, für gute Beute erklären. In dem ununterbrochen ablaufenden Ereigniß einen Abschnitt machen, den Schluß eines früheren, den Beginn eines neuen Ereignisses erspähen zu wollen, ist ein eitles Bemühen. Es ist die K. K. Truppe, die unter Leitung ihrer Officiere im ersten wie im zweiten Theile der Begebenheit agirt. Und, müssen wir hinzusetzen, verhielte es sich anders, wäre wirklich der Mord nur von fünf dazu erkauften Husaren unter Führung eines Franzosen ausgeführt worden, es bliebe auch dann das Verhalten der nachher hinzukommenden Schwadron rechtswidrig und unbegreiflich im höchsten Grade. Nach dieser Voraussetzung also hätte Rittmeister Burkhard in vollem aufrichtigem Ernste den Gesandten sagen lassen, daß sie ohne jede Gefahr nach Selz abreisen könnten; nur durch einen Zufall, herbeigelockt etwa durch das Jammern der Opfer, wäre das Detachement auf dem Mordplatze erschienen, um hier sofort zu erfahren, daß eine Handvoll Buschklepper die österreichische Uniform geschändet und in des Kaisers Röcken blutige Wegelagerei getrieben hätte. Was Anderes könnte man unter solchen Um=

ständen von den Officieren der Abtheilung erwarten, als eifrigste, schleunigste Verfolgung der Räuber, und soweit es der Dienst verstattete, wirksame Unterstützung der Beraubten? Statt dessen sehen wir die Truppen lediglich bemüht, sich der Wagen, mit Allem was darinnen ist, zu versichern. Sie wollen dieselben nicht nach Rastadt umkehren lassen; sie hindern die Angehörigen der Gesandten auszusteigen; Alles müsse, erklären sie, um die Stadt herum in das Hauptquartier des Erzherzogs gebracht werden. Zugleich geht eine Patrouille nach Rheinau, um bei dem dortigen Schulzen die Ablieferung des etwa bei ihm erscheinenden Debry nach Muggensturm anzubefehlen; die Nennung dieses Ortes zeigt deutlich, daß die Requisition nicht als ein Werk fremder Mörder, sondern nur der militärischen Behörde aufgefaßt werden kann. Hr. von Helfert nennt dies Alles: „die den Husaren in die Hände gefallene Beute nach kriegerischem Brauche behandeln". Wie? um 7 Uhr Abends erklärt Rittmeister Burkhard den Gesandten, daß sie ohne Gefahr reisen könnten: wodurch in aller Welt ist denn zwei Stunden später das Gepäck derselben feindliches Gut und rechtmäßige Beute für Burkhard's Husaren geworden? Wird der Neutrale dadurch zum Feinde, daß namenlose Banditen ihn auf der Landstraße angefallen haben? oder soll etwa der Tod der Gesandten ihr Vermögen als herrenloses und somit dem kaiserlichen Militär verfallenes Gut erscheinen lassen? Auch sind es in Wahrheit nicht bloß einige raubsüchtige Gemeine, wie später Barbaczy schreibt, welche die Herausgabe der Wagen an die rechtmäßigen Eigenthümer weigern, sondern ganz in demselben Sinne handeln auch in Rastadt selbst deren Vorgesetzte, trotz aller Proteste der deutschen Diplomaten und der badischen Landesbehörden.

Die Folgerung ist mithin unabweislich: selbst wenn nach der Ansicht des Hrn. von Helfert die Schwadron mit dem Morde gar nicht befaßt gewesen, immer hätte sie Ordre gehabt, die Wagen der Gesandtschaft und den Inhalt derselben abzufassen. Gewalt also gegen die abreisenden Diplomaten, völkerrechtswidrige Gewalt wäre auch unter dieser Voraussetzung von österreichischen Behörden befohlen worden. Wer aber solche Dinge anordnet, trägt, wie keines Beweises bedarf, auch die Verantwortung für weitere Versehen und Zufälle, die bei der Ausführung vorkommen mögen.

Fragen wir nun weiter nach dem Zwecke, der bei dem Attentate verfolgt worden, so sind es vornehmlich zwei Ansichten, die im Verlaufe der Besprechungen sich gegenüber getreten sind. Nach der einen wäre die Absicht wesentlich auf die Ermordung der Gesandten gegangen, und alles sonst Vorgekommene nur halb zufällige Folge dieses Hauptereignisses gewesen; nach der andern hätte man vor Allem die Wegnahme des Gesandtschafts-Archivs im Auge gehabt, und nur aus diesem Grunde den bewaffneten Angriff verfügt, welcher dann so schauerliche und blutige Folgen gehabt. Man versteht sogleich, daß zu der ersteren Auffassung alle diejenigen Schriftsteller hinüberneigen, welche von gar keiner Mitschuld der österreichischen Behörden an dem Attentate wissen wollen. Denn das ist klar an sich selbst, daß für die österreichische Politik Leben oder Tod Jean Debry's oder Bonnier's im höchsten Grade gleichgültig war, ja daß die Ermordung dieser seit einem Jahre von ihr anerkannten Diplomaten nur schädliche Folgen für sie haben konnte. Wenn mithin diese Blutthat der eigentliche Zweck der ganzen Sache war, so wird es wahrscheinlich von vornherein, daß die

Urheber anderwärts, und nicht auf österreichischer Seite zu suchen seien. Wer aber hätte denn sonst den abscheulichen Gedanken ausgeheckt?

Herr von Helfert scheidet aus der Liste der Verdächtigen die Königin von Neapel, den Gesandten Debry, das englische Ministerium und den General Bonaparte aus, womit wir überall im höchsten Grade einverstanden sind, und läßt dann, wie wir wissen, dem geneigten Leser die Wahl zwischen den Emigranten und dem Pariser Directorium. Prüfen wir nun die beiden Hypothesen etwas näher nach ihren Voraussetzungen und Consequenzen.

Da ein Theil der Schwadron des Rittmeisters Burkhard die handelnden Personen für den ganzen Verlauf des blutigen Ereignisses geliefert hat, und nirgendwo ein positives Zeugniß vorliegt, welches die Husaren als gedungene oder bestochene Werkzeuge eines fremden Anstifters darstellt, so enthält der bekannt gewordene Thatbestand des Ereignisses schlechterdings nur ein einziges Moment, welches auf den Verdacht französischer Urheberschaft hinführen könnte, die Aussage Debry's und seiner Angehörigen, daß bei dem ersten Angriff drei oder fünf französische Worte gefallen seien. Wird diese Aussage aber, wie oben geschehen, auf ihren wahren Werth zurückgeführt, so verliert sie für die Ermittlung der Urheber alle Bedeutung, und es ist mithin zu sagen, daß die nach der französischen Seite gerichtete Anklage überall keinen andern Grund hat, als die angebliche Unmöglichkeit, einen österreichischen Schuldigen zu ermitteln. Es würde also auch hier gelten, was ich zu Anfang bemerkte: die einstweilige Erfolglosigkeit der Untersuchung nach der einen Richtung berechtigt für sich allein noch nicht, den

Verdacht nach der andern zu lenken und schon hiemit wären wir befugt, den französischen Hypothesen als willkürlichen Erfindungen den Abschied zu geben. Indessen, thun wir ein Uebriges; sehen wir, wie der sonstige Verlauf der Begebenheit sich auf diesem Standpunkte ausnimmt. Setzt man voraus, wie es Herr von Helfert thut und thun muß, daß die französischen Anstifter ohne Connivenz der kaiserlichen Behörden die Husaren zu der Mordthat verführt haben, so fällt sofort die halsbrecherische Keckheit des Streiches auf, die brennende Gefahr sofortiger Entdeckung, welche dann jeden von dem Attentat erhofften Gewinn in einen für die Urheber vernichtenden Schlag verwandeln mußte. Die im Rheinthale lebenden Emigranten hatten bei dem Einbruch der republikanischen Divisionen natürlich sofort die Flucht ergreifen müssen, und als dann Erzherzog Carl die Gegner wieder über den Rhein zurückwarf, wurden die Emigranten durch Befehl des Hauptquartiers hinter die Aufstellungslinie des kaiserlichen Heeres gewiesen. Wie also sollten sie, ohne Mitschuld der österreichischen Behörden, auf der äußersten Spitze des Vortrabs kaiserliche Husaren zu einem unerhörten Attentat verleiten? wie aus dem Hauptquartiere so genaue und so rasche Informationen über die einzelnen Truppenbewegungen und über den Termin für die Ausweisung der Gesandten erlangen? Und mochten sie oder die Agenten des Directoriums die That veranlaßt haben, wie soll man dann die Richtigkeit der von dem Erzherzog eingeleiteten und von dem Wiener Hofe aufgenommenen Untersuchung und das tiefe Schweigen über die Ergebnisse derselben erklären? Lieferte der Proceß überhaupt keine Anzeichen gegen sonstige Urheber, so daß die That lediglich als ein Ausbruch militärischer Rohheit

erschien, so war eine angemessene Bestrafung der Husaren sowohl vom rechtlichen als vom militärischen und politischen Standpunkte gefordert. Kam man dagegen einer Einwirkung des französischen Directoriums auf die Spur, nun, was in aller Welt hätte Thugut Erwünschteres begegnen können, als die Möglichkeit, durch die Veröffentlichung eines solchen Bubenstückes den verhaßten Widersacher, wenn nicht in die Luft zu sprengen, so doch vor ganz Europa bloß zu stellen? Oder im andern Falle, wenn man französische Emigranten an der Spitze des Complottes gefunden, warum hätte Oesterreich dann schweigen und sich selbst mit der Gehässigkeit des Frevels beladen sollen? Es ist darauf hingedeutet worden, daß die Fäden vielleicht bis zu Ludwig XVIII. hinauf gereicht, und Kaiser Franz den erlauchten Vertreter des Legitimitätsprincips nicht unheilvoll hätte compromittiren wollen. Abgesehen von dem völligen Mangel irgend eines positiven Anzeichens für eine solche Vermuthung, ist sie in sich selbst unberechtigt und mit den wirklichen Verhältnissen in Widerspruch. Es ist eine der Mythen, an welchen die Geschichte der Revolutionszeit so reich ist, daß in jenen Jahren der Kampf der Principien überall das ausschlaggebende Moment gewesen. Gewiß, seine Rolle spielte er damals auch in Wien, aber immer nur so weit es persönliche Gefühle oder reale Interessen zuließen. Von jeher aber war man in Wien den Emigranten, die man als gewissenlose Deserteure der königlichen Sache betrachtete, wenig günstig; man war den Brüdern Ludwig XVI., denen man mit Grund einen großen Theil des Unglücks der Königin zuschrieb, im tiefsten Herzen abgeneigt, und der Minister Thugut war seit Jahren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Be-

strebungen der Emigration mit dem speciellen Machtinteresse Oesterreichs im Widerspruche ständen. Lange Zeit hindurch hatte er in diesem Sinne mit der Kaiserin Catharina bittere Händel gehabt, und so eben mit lebhafter Genugthuung erfahren, daß sein Gesandter bei Kaiser Paul die Nichtanerkennung Ludwig XVIII. durchgesetzt hatte. Und eine so gestimmte Regierung sollte diesem Prinzen zu Liebe die eigne Verurtheilung wegen Meuchelmords stillschweigend auf sich genommen haben?

Zeigt sich somit die Anklage gegen die Emigranten als nichtig, so ergeben sich noch schwächere Aussichten für den Versuch, der Bezichtigung des Pariser Directoriums geschichtliche Unterlage zu schaffen. Bei einem so ungeheuerlichen Verbrechen, der Ermordung einer Gesandtschaft durch ihre eigene Regierung, drängt sich natürlich die Frage auf, welcher Beweggrund den Anlaß zu dem Frevel gegeben haben soll. Von einem Morde aus Parteihaß kann nicht die Rede sein; Directoren und Gesandte, wenn auch nicht überall ganz einverstanden, gehörten zu derselben jacobinischen Fraction. So hat man denn gemeint, die Gesandten hätten während der Congreßverhandlung sich mehrmals als Freunde friedfertiger Nachgiebigkeit gezeigt, seien dann aber von dem Directorium wieder zu trotziger Kriegspolitik genöthigt worden, und als es nun wirklich zum Kriege gekommen und das französische Volk darüber verdrießlich und bekümmert gewesen, habe das Directorium von den zurückkehrenden Gesandten eine Veröffentlichung jener Differenzen befürchtet, und ihnen deshalb durch den Stahl des Meuchelmörders die Lippen geschlossen. Ein Blick auf den Moniteur reicht hin, um die völlige Unstatthaftigkeit dieser Erörterung

darzuthun. Der Krieg brach aus, weil das Directorium dem Wiener Hofe jede Erwerbung in Italien weigerte, statt dessen aber Säcularisationen in Deutschland und den Rückmarsch der russischen Truppen aus Oesterreich begehrte. Niemals aber hatte das Directorium aus diesen Forderungen und Weigerungen dem französischen Publicum ein Geheimniß gemacht; der Moniteur hat seit Ende 1797 fortlaufende Mittheilungen über die Rastadter Verhandlungen, die, wenn nicht ausführlich noch vollständig, doch jene entscheidenden Momente in voller Deutlichkeit zu Tage treten lassen. Mit aller Verletzung des Amtsgeheimnisses hätten die Gesandten also nichts Erhebliches, nichts besonders Anstößiges ausplaudern können, was das französische Volk nicht schon längst gewußt hätte.

Man hat dann weiter sich gewundert, warum, wenn die französische Regierung unschuldig an dem Attentat gewesen, bei dem Luneviller Frieden Bonaparte keine Sylbe von einer Genugthuung geredet, sondern in spätern Jahren, auf St. Helena, vielmehr selbst das Directorium als Urheber genannt hätte. Diese letzte Aeußerung ist nun ohne Weiteres abzulehnen; sie gehört zu den tendenziösen Erfindungen, von denen die Memoiren von St. Helena wimmeln; Napoleon hat in der dem Attentate nahe liegenden Zeit dem General Lafayette den Grafen Lehrbach als Anstifter des Mordes bezeichnet, ganz so wie etwas später Talleyrand gegenüber dem Herrn von Gagern. Wie wenig übrigens auf alle Aeußerungen dieser Art zu geben ist, zeigt neben jener Hindeutung Napoleon's das Gespräch Cobenzl's mit Joseph Bonaparte in Luneville, wobei dieser den Minister Pitt für den eigentlichen Sünder erklärte. Das einfache Verhältniß ist dieses, daß Bonaparte, der während der Luneviller

Verhandlungen die jacobinischen Parteigenossen der ermordeten Gesandten grimmig verfolgte, nicht das geringste Interesse an dem Tode zweier Königsmörder nahm, statt dessen aber in seiner damaligen Stellung keinen lebhafteren Wunsch hegte, als nach den frischen Lorbeeren von Marengo den Franzosen möglichst bald den ersehnten Frieden zu verschaffen. Die Forderung einer Sühne für das Rastadter Ereigniß konnte im Uebrigen den Inhalt der Bedingungen für Frankreich wenig verbessern, war aber höchst geeignet, die ganze Unterhandlung zu vergiften und zu verschleppen. Als Debry damals die Sache zur Sprache bringen wollte, schloß ihm Bonaparte den Mund: in einem Augenblicke, wo man den Frieden anbiete, müsse Alles vermieden werden, was gehässige Erinnerungen wach rufen könne*).

So zeigt sich überall das gleich negative Ergebniß. Nicht ein einziger Punkt hält Stich, an den man einen Beweis für eine französische Urheberschaft des Attentats anzuknüpfen versucht hat. Alles ist hier grundlose Willkürlichkeit oder bodenlose Unwahrscheinlichkeit, und die erheblichsten dieser Vermuthungen stehen mit den geschichtlichen Thatsachen in offenem Widerspruch. Wenn es wirklich begründet wäre, was Hr. von Helfert sagt, daß die Ermordung der drei Gesandten der wesentliche Zweck des Attentats gewesen, und nirgend sich der geringste Beweis gegen einen österreichischen Urheber zeigte: immer würde mit noch schärferer Bündigkeit hinzuzusetzen sein, daß zu irgend welcher gegen einen Franzosen zu richtenden Anklage nicht der Schatten eines Grundes vorliegt. Und nichts kann

*) Helfert S. 158.

doch klarer sein, als daß bei einer durch österreichisches Militär im thätigen Vorpostendienste vollbrachten Gewaltthat die Vermuthung für österreichische Urheberschaft streitet und nicht ohne zwingenden Beweis auf einen Dritten abgewälzt werden kann.

Diese Thatsache wird dann auch von einem anderen österreichischen Forscher, welchem der Zugang zu allen Acten der Wiener Archive ebenso wie Hrn. von Helfert offen gestanden, rückhaltlos anerkannt und ausgesprochen. Die Mörder waren Szekler Husaren, sagt Herr von Vivenot, der wärmste Verehrer des Baron Thugut, welchen Minister er für einen der größten und edelsten Staatsmänner aller Zeiten hält, und denn auch für völlig unschuldig an dem Rastadter Attentat erklärt, nach Thugut's eignen und des Grafen Lehrbach vertrauten Briefen, in welchen überall nur Entrüstung über das blutige Trauerspiel redet. Vivenot's Meinung geht also dahin, daß bei dem Attentat nichts als ein Act roher soldatischer Lynchjustiz vorliege. Bei dem heftig entflammten National- und Parteienhaß seien die halbwilden Szekler ohne alle höhere Weisung über die gottverfluchten Jacobiner hereingebrochen, und hätten auf eigne Faust die Wuth gegen den französischen Namen in deren Blute gesättigt. Dergleichen wäre ja denkbar. Aber wie soll man sich unter dieser Voraussetzung den weitern Verlauf des Ereignisses erklären? Als der Schwarm mit seiner Beute nach Rastadt zurückkehrt, warum legt der Rittmeister Beschlag auf die Wagen der Gemordeten, anstatt die Mörder in Haft und Untersuchung zu nehmen? Warum klagt Oberst Barbaczy den deutschen Gesandten, daß einige raubsüchtige Gemeine den Frevel vollbracht hätten, thut aber keinen Schritt,

die Schuldigen zur Strafe zu ziehn? Allerdings, der Erzherzog setzt sofort ein Kriegsgericht nieder, und meldet es dem französischen Oberbefehlshaber, und Thugut spricht seine Entrüstung nicht bloß gegen seine persönlichen Vertrauten, sondern auch gegen den Reichstag und die befreundeten Höfe aus. Aber dem Minister scheint doch ein kriegsgerichtliches Verfahren für den Fall nicht geeignet, und er befiehlt die Einsendung aller Acten nach Wien, wo er den Grafen Lehrbach, seinen früheren Gesandten in Rastadt, mit der Leitung des Processes zu beauftragen gedenkt. Und damit ist jede weitere Spur verloren. Der Erzherzog äußert gelegentlich, daß wohl nicht wirkliche kaiserliche Husaren, sondern verkleidete Emigranten die Thäter gewesen. Oberst Barbaczy und Rittmeister Burkhard bleiben trotzdem zwei Jahre lang in Haft, unter der Anklage auf Raubmord; zu einem Urtheil kommt es jedoch nicht, vielmehr werden beide Officiere, gleich nachdem mit Frankreich wieder Friede geschlossen ist, unter Beförderung ehrenvoll pensionirt. Endlich, drei Jahre nachher, erfährt der Minister Graf Cobenzl, daß die mit der Geschichte des letzten Krieges beschäftigten Generalstabsofficiere in den Feldacten auch Papiere gesehn haben, aus denen erhellt, was das traurige Rastadter Ereigniß gewesen ist; sogar ein Billet Thugut's solle darunter sein: er verfügt darauf die Secretirung dieser Actenstücke.

Es ist deutlich, daß diese Thatsachen bei der Auffassung Vivenot's schlechterdings räthselhaft bleiben. Wenn nur gemeine Soldaten oder höchstens subalterne Officiere bei dem Verbrechen betheiligt waren, woher die Weitläufigkeit des Verfahrens, und bald das gänzliche Einschlafen und Vertuschen desselben? Denn so viel ist doch unwidersprechlich: je bedeutungsloser die

Mörder, desto unbegreiflicher wäre die Beschützung und Straflosigkeit derselben, desto düsterer der Schatten, welcher dann auf die Regierung fiele. Sie hätte die That nicht befohlen, aber sie privilegirte ohne irgend einen Beweggrund den das Völkerrecht schändenden Mord. Unter allen bisher aufgetauchten Hypothesen müssen wir diese für die unzulänglichste erklären.

Was wir hier aus dem Zusammenhange der Begebenheiten erschlossen haben, daß der Anfall auf die Gesandten nicht ohne höhere Weisung erfolgt ist, daß also ein ordentliches Proceßverfahren wichtigere Personen als obscure Husaren compromittirt haben würde, dies können wir jetzt auch mit urkundlichen Zeugnissen belegen.

Das Wiener Kriegsarchiv ist, ähnlich wie das Pariser, in mustergültiger Weise geordnet und für die historische Forschung bereit gestellt. Nach Armeen, Kriegsschauplätzen und Feldzügen sind die Acten chronologisch aneinander gereiht; von jedem Documente, bis auf den kleinsten Rapport einer Unterofficierspatrouille herab, ist ein kurzes Inhaltsverzeichniß angefertigt, und diese Regesten sind dann monatweise in großen Protokollbänden vereinigt worden. Das erste der gleich mitzutheilenden Schreiben fand ich nun in den Feldacten der deutschen Armee vom April 1799; gleich nachher folgte ein eingelegtes, offenbar altes Blatt mit der Notiz, daß die Nummern 118, 135, 138, 140, 145, 156 der Serie aus den Acten entfernt, und in Verwahrung zuerst eines andern Officiers und dann des Major Egger gegeben worden seien. Es ergab sich, daß ein Major dieses Namens in den Armeelisten seit 1815 nicht vorkomme, und so lag der Schluß nahe, eben diese Acten seien es, welche auf Veranlassung des Ministers Cobenzl im Jahre 1804 den

Blicken der Generalstabsofficiere entzogen worden waren. Ob und wo sie noch existiren, war ich nicht in der Lage zu ermitteln. Einigen Ersatz aber lieferten die von Vivenot und Helfert offenbar nicht beachteten Protokollbücher, in welchen der Inhalt der secretirten Briefe in gewohnter Weise angegeben war. Nicht darunter aufgeführt war die von Vivenot publicirte Ordre des Armeecommandos auf Aufhebung der französischen Couriere und Depeschen, nicht der von Mendelssohn mitgetheilte Auftrag des Erzherzogs an Barbaczy, die Gesandten aus Rastadt auszuweisen, endlich nicht das von Cobenzl erwähnte Billet des Ministers Thugut; jedoch ist in dieser Beziehung zu bemerken, daß, wie es bei nebeneinander stehenden Archiven nicht selten ergeht, gerade die Correspondenz des Erzherzogs Carl selbst aus dem Jahre 1799 im Kriegsarchive nur zu geringerem Theile sich befindet, andre sehr bedeutende Stücke in das Hof- und Staatsarchiv gelangt sind, noch andre in dem mir nicht zugänglichen kaiserlichen Cabinetsarchiv liegen sollen.

Folgendes sind nun meine Notizen.

18. April. General Merveldt an General Kospoth. Lieutenant Scheibler*) meldet heute: „Herr General von Görger hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erhaltene Schreiben des Obristlieutenant Mayer**) die Anstalten so getroffen, daß, wenn die Szekler Husaren das Nest nicht lehr finden, die Sache wohl nicht fehlen wird. Hätte man nur ein paar Tage früher diesen Wunsch geäußert.“

---

*) Ein in den Acten häufig vorkommender kecker Vorposten- und Patrouillenführer.

**) Ohne Zweifel Mayer von Heldenfeld, in Carl's Generalstab.

18. April. Oberst Barbaczy an General Görger. Berichtet, was er in Folge eines geheimen Auftrags hinsichtlich der zur Abreise sich anschickenden französischen Gesandten bereits eingeleitet hat und noch ferner veranlassen wird. Zugleich Anfrage, ob die aus badischen Truppen bestehende Escorte dieser Gesandten feindlich zu behandeln sei.

Görger an Barbaczy. Bescheid auf obige Anfrage.

19. April. Merveldt an Kospoth. Bericht wegen Aufhebung der Depeschen des holländischen und dänischen Gesandten. Lösung der von Barbaczy gestellten Frage.

20. April. Kospoth an Merveldt. Erklärt sich mit dieser Lösung ganz einverstanden.

21. April. Görger an Merveldt. Die dem Freiherrn von Albini *) durch Barbaczy zu ertheilende Antwort betreffend.

23. April. Merveldt an Kospoth. Auszug aus dem Berichte Barbaczy's über die Abreise der französischen Gesandten.

23. April. Kospoth an den Erzherzog Carl. Ueberreicht ein Promemoria des Rastadter Postmeisters mit dem Gesuch, den Postcurs von Rastadt nach Selz führen zu dürfen, sowie Merveldt's einstweiligen Bescheid darüber. Behandlung von sechs emigrirten verdächtigen Geistlichen.

24. April. Merveldt an Kospoth. Dem Obersten Barbaczy ist die Beobachtung aller Vorsicht aufgetragen worden.

26. April. Görger an Merveldt und dieser an Kospoth. Betreffend die Arretirung des französischen Couriers, Weg=

---

*) Kurmainzer Directorialgesandter beim Congreß, der sich wegen ungebührlichen Betragens der Husaren gegen deutsche Gesandte bei dem Obersten beschwert hatte.

nahme seiner Depesche, Beschlagnahme dreier französischen Schiffe.

27. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet die nahe Abreise der Franzosen.

29. April. Kospoth an den Erzherzog. Barbaczy meldet*), daß die französischen Gesandten heute aus Rastadt abgehen wollen, mit Pässen Albini's.

29. April. Bericht Barbaczy's über eine unglückliche Begebenheit, die sich mit den französischen Gesandten zugetragen.

Summarische Aussage der Postillone, aufgenommen durch Actuar Müller.

1. Mai. Befehl des Erzherzogs auf strengste Untersuchung.

Ueberblickt man diese Briefauszüge, so wird man zuerst den Eindruck einiger Enttäuschung haben, daß der Inhalt der an Barbaczy gelangten Weisungen nicht darin mitgetheilt wird. Gleich die nächste Erwägung aber wird, wie mir scheint, wenig Zweifel zurücklassen. Vollkommen deutlich tritt ein Doppeltes hervor: einmal, daß ein Angriff auf die abreisenden Gesandten in amtlicher Weise zehn Tage lang planmäßig vorbereitet wurde, sodann, daß die leitenden Behörden dabei entfernt nicht an die Ermordung der Gesandten dachten, sondern durch die Kunde von der „unglücklichen Begebenheit“ vollständig überrascht wurden. Was die eine Seite der Sache betrifft, so hat Oberst Barbaczy nicht erst am 28. April, wie man bisher annehmen mußte, sondern eilf Tage früher den Befehl erhalten, sich — ich wähle den möglichst unbestimmten Ausdruck — mit den französischen Gesandten zu beschäftigen. Daß nicht gerade

*) Wohl am 28. April.

an eine freundschaftliche Begegnung gedacht wurde, zeigt seine Anfrage, ob er die badische Escorte derselben als feindliche Truppen zu behandeln habe. Eine Besetzung Rastadt's war damals offenbar noch nicht in Frage; im Uebrigen wurden auf der Stelle Vorkehrungen getroffen, den aus dem Hauptquartiere erhaltenen Auftrag zu erfüllen, und fort und fort gehen Berichte und Erlasse durch und an alle militärischen Instanzen, Brigade, Division, Corpscommando, Hauptquartier. Auf des Erzherzogs Ordre vom 25. läßt Barbaczy Rastadt selbst am 28. militärisch besetzen, und berichtet an demselben Tage seinem Vorgesetzten über die nahe Abreise der Gesandten, was jene sofort an den Erzherzog weiter geben. In der Nacht darauf erfolgt dann die Katastrophe. Daß diese nicht beabsichtigt war, zeigt die Fassung des vorletzten Regests („die unglückliche Begebenheit“ u. s. w.) trotz ihrer Kürze mit voller Deutlichkeit; es erhellt ebenso aus der sofortigen Beifügung der von einem badischen Civilbeamten aufgenommenen Aussagen der Postillone, an deren Stelle, wenn der Mord auf Befehl geschehen wäre, doch ohne Zweifel der Rapport des führenden Officiers getreten wäre; es wird zwingend bestätigt durch den umgehend erfolgenden Befehl des Erzherzogs, der hier um so frappanter ist, je deutlicher jetzt vorliegt, daß alles Frühere auf seine Anordnung und unter seiner Kenntnißnahme vorgekehrt worden ist. Der Mord also war sicher gegen den Willen der österreichischen Behörden, der Anfall ebenso sicher auf ihren Befehl geschehn: was also war bei dem Anfall beabsichtigt?

Wir werden hiermit auf jene zweite Auffassung des tragischen Ereignisses geführt, nach welcher bei dem Attentate die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs die Hauptabsicht, und

die dabei vorgekommenen Gewaltthätigkeiten ganz oder halb zufällige Uebelstände der Ausführung gewesen. Frühere Kritiker haben sich in scharfsinnigen Erörterungen ergangen, daß die österreichischen Behörden an die Wegnahme jener Papiere gar nicht gedacht, ja daß sie verständiger Weise gar nicht daran hätten denken können, und auch Hr. von Helfert thut das Mögliche, um seinen Lesern diese Anschauung plausibel zu machen. Gegenüber den, jetzt auch durch österreichische Acten festgestellten, Thatsachen macht all diese Anstrengung einen wunderlichen Eindruck. Denn mag nun die Jagd auf das französische Archiv noch so unverständig gewesen sein, nichts ist gewisser, als daß sie stattgefunden hat. Vivenot hat zuerst Kenntniß von der Ordre des Erzherzogs gegeben, den Postenlauf zwischen Rastadt und Selz zu hemmen, und die Correspondenz der französischen Gesandten aufzuheben. Der letzte der aus Rastadt nach Paris geschickten Couriere ist darauf von den Szeklern angehalten und in das Hauptquartier gebracht worden. Nach dem Attentat sollten die Wagen der Gesandten mit ihrem ganzen Inhalt in das Hauptquartier transportirt werden; als die österreichischen Officiere endlich auf Grund der französischen und badischen Proteste davon Abstand nahmen, wurden die sonstigen Gegenstände genau inventarisirt, das Archiv aber zurückbehalten und in das Hauptquartier geschickt, von wo es dann nach genommener Einsicht etwa vierzehn Tage später der französischen Behörde in Straßburg zurückgestellt wurde. Wie ist es möglich, bei solchen Vorgängen die Thatsache zu bestreiten, daß die österreichischen Behörden die Wegnahme des Gesandtschaftsarchivs angeordnet haben?

Gehen wir die Gründe der Gegner durch.

Zunächst wird betont, daß bei dem ersten Angriff die Husaren kein Wort von dem Archive gesagt, desto eifriger aber sich nach den Personen der drei Gesandten erkundigt und dann den Mord vollbracht hätten. Auch im weiteren Verlauf hätten sie nach den Acten nicht geforscht, im Gegentheil einzelne Briefschaften, die ihnen in die Hände gefallen, auf die Straße oder in den Canal geworfen. Daraus gehe doch, sagt Hr. von Helfert, hervor, daß nicht die Beschlagnahme des Archivs, sondern die Ermordung Debry's und seiner Collegen ihre Aufgabe gewesen.

Die Antwort darauf liegt, scheint mir, auf der Hand. Was das Archiv betraf, so brauchten die Husaren dafür gar nicht ausdrücklich instruirt zu sein; es war ganz ausreichend für den Zweck, wenn sie Befehl erhielten, die Wagen mit Allem was darinnen sei, in das Hauptquartier zu bringen. Wenn man die Wagen besaß, hatte man auch das Archiv; mit dem Anhalten der ersten Kutsche war dieser Theil der Aufgabe erledigt, und die Szekler konnten ohne Weiteres zu ihrem ferneren Vorhaben, der persönlichen Gewaltthat, schreiten. Die hier und da geäußerte Bemerkung, die Gesandten hätten ihre wichtigsten und geheimsten Papiere doch schwerlich auf die unsichere Nachtfahrt mitgenommen, entbehrt zunächst jeder Begründung, denn wenn auch Bonnier einmal Zweifel äußerte, ob das österreichische Militär ihre Unverletzlichkeit respectiren würde, jedenfalls mußten die Gesandten, und mit ihnen ihre deutschen Collegen sich als geschützt durch die heiligsten Gesetze des Völkerrechts betrachten, so daß sie keinen Anlaß und schwerlich auch eine Möglichkeit hatten, einen besser geschützten Ort als ihre Wagen für ihr Archiv zu suchen und zu finden. Indessen ist

es überflüssig, diese Frage weiter zu discutiren, da die Anwesenheit des Archives thatsächlich feststeht: man hat die Bestände der aus dem österreichischen Hauptquartier zurückgekommenen Actenmassen in Straßburg genau protokollirt und das Verzeichniß ergibt, daß alle wichtigen Papiere der Gesandtschaft darunter waren. Eben dies zeigt auch, wie wenig es mit den durch die Husaren weggeworfenen Papieren auf sich hatte. Der „authentische Bericht“ der deutschen Gesandten bemerkt über die durch die Husaren ausgeführte Plünderung, daß dieselbe die Leichen der beiden erschlagenen Gesandten, sowie die in den Wagen befindlichen Personen betroffen, daß man einzelne Kleidungsstücke, Schmucksachen, Uhren und baares Geld weggenommen, sonst aber die Bagage nicht berührt habe, so daß von einer Plünderung der Wagen nicht eigentlich gesprochen werden könne. Hieraus erhellt denn auch sofort, was wir von den verschleuderten Papieren zu halten haben. Es waren einzelne Correspondenzen, welche das Gesandtschaftspersonal in den Rock- oder Wagentaschen bei sich führte, und welche begreiflicher Weise den Szeklern weniger als Ringe und Goldstücke gefielen; das verpackte Archiv blieb unversehrt.

Aber, fragte Hr. von Helfert wieder, welchen Vortheil konnte man sich österreichischer Seits von der Wegnahme des Archivs versprechen? Da die Wegnahme thatsächlich verfügt und erfolgt ist, so ist die Beantwortung dieser Frage für unsere Erörterung vollkommen gleichgültig. Indessen thun wir auch hier ein Uebriges: bei dem heutigen Stande der aus dem Wiener Archive vorliegenden Mittheilungen ist die Auskunft ohne alle Schwierigkeit zu geben. Wie wegwerfend auch Hr. von Helfert und seine Vorgänger von Hormayr reden: es ist

jetzt kein Zweifel möglich, das der Letztere über diesen Punkt durchaus das Richtige erkannt und ausgesprochen hat. Die österreichische Regierung trug sich damals mit sehr bestimmten Entwürfen gegen Baiern. Allerdings war seit 1795 von dem alten baierisch-belgischen Tauschplane keine Rede mehr gewesen, nach dem völlig ausreichenden Grunde, daß Oesterreich die belgischen Provinzen nicht mehr besaß. Dafür hatte Frankreich in Campo Formio sich einverstanden erklärt, daß der Kaiser in Deutschland das baierische Land bis zum Inn erwerbe. Aber allerdings, mit dieser französischen Zustimmung war für Oesterreich die wirkliche Erlangung der Provinz noch keineswegs gesichert; es zeigte sich bald genug, daß Preußen lebhaften Widerspruch erhob, und die Abneigung Baierns gegen eine solche Einbuße verstand sich von selbst. So strebte Thugut auf alle Weise, sich die Unterstützung des mächtigen Rußland für jene Annexion zu verschaffen, und that deshalb das Mögliche, die baierische Regierung bei Kaiser Paul als preußen- und franzosenfreundlich zu verdächtigen. Vollends als im Februar 1799 in München Kurfürst Max Joseph, der verhaßte Sproß der Zweibrücker Linie, zur Regierung kam, als er gleich nachher die Unvorsichtigkeit hatte, den Czaren durch die Beschlagnahme der baierischen Malteser-Güter persönlich zu reizen: da verdoppelte Thugut in Petersburg seine Anklagen auf verrätherisches Einverständniß zwischen Baiern und Frankreich, und beantragte die Verhängung eines militärischen Sequesters über das ganze baierische Land. So lange Paul's Zorn über die Malteser Streitfrage dauerte, fand Thugut für diese Bezichtigungen bereitwilliges Gehör: in der Hauptsache allerdings, für die Klage auf Reichsverrath und heimliches Bündniß mit Frank-

reich, hatte er nur Vermuthungen und allgemeine Indicien, aber durchaus keine positiven Beweise zur Verfügung. Er selbst war, wie sich mit Sicherheit aussprechen läßt, völlig überzeugt von der Verruchtheit des Münchener Hofes, er hatte einige Monate früher den damaligen baierischen Gesandten in Rastadt in den engsten Beziehungen zu der französischen Botschaft ertappt, und deshalb die Ersetzung desselben durch einen weniger verdächtigen Diplomaten in München erzwungen. Was lag unter solchen Umständen näher als der Gedanke, in dem französischen Gesandtschaftsarchiv urkundliche Beweise der baierischen Complotte zu finden? Beweise, welche mit einem Schlage die definitive Verurtheilung des Hauses Wittelsbach bei Kaiser Paul entschieden hätten? Und einmal diesen Standpunkt betreten, so mußte auch die Unverletzlichkeit der Gesandten verwirkt erscheinen: fanden sich compromittirende Papiere der bezeichneten Art unter ihren Acten vor, so hatten sie unter dem Deckmantel ihrer geheiligten Stellung revolutionäre Umtriebe gegen das mit ihnen verhandelnde Reich gesponnen, und auch ihre Verhaftung erschien nachträglich gerechtfertigt.

Ich denke nicht, daß in dem Zusammenhange dieser Erörterung irgend ein willkürlicher oder gewagter Schritt vorkommt. Es ist actenmäßige Thatsache, daß Thugut damals in Petersburg gegen Baiern die Anklage auf Einverständniß mit Frankreich erhob, Thatsache, daß Erzherzog Carl die Aufbringung der französischen Correspondenz befahl, Thatsache, daß die österreichische Militärbehörde nach dem Attentate das französische Archiv in Beschlag legte, Thatsache, daß die österreichischen Husaren nach dem entwischten Jean Debry fahndeten. Wie läßt sich nach alle dem bezweifeln, daß die Verhaftung der Ge-

sandten und die Wegnahme ihrer Papiere von österreichischer Seite angeordnet war?

Wie aber? wäre dann auch der schlimmste Theil des Vorganges, wäre auch der dreifache Mord nach dem Befehle der österreichischen Regierung erfolgt?

Schon nach den eben entwickelten Voraussetzungen, wie mir scheint, wird man dies für höchst unwahrscheinlich halten müssen. Als gefangene Auskunftspersonen konnten die Gesandten der österreichischen Regierung nützlich werden; die Ermordung derselben konnte ihr unter allen Umständen nur schaden. Dazu kommt Thugut's vertrauliches Billet an Colloredo gleich nach der ersten Kunde von der blutigen That; kein unbefangener Leser wird die verdrießlichen Worte für die erheuchelte Entrüstung eines Mitschuldigen halten können. Aehnliches gilt von Lehrbach's damaligen Briefen an Thugut und den Erzherzog: tritt der Unwille über das Attentat hier nicht so scharf wie bei Thugut hervor, so wird man doch auch an dieser Stelle die völlige Ueberraschung über den Mord nicht verkennen. So kommen wir zu dem Ergebniß, daß die österreichische Regierung die Beschlagnahme des französischen Archivs und vielleicht auch die Verhaftung der Gesandten angeordnet, daß die Ermordung aber nicht in ihrem Plane gelegen hat, sondern die Folge irgend eines Mißverständnisses oder sonst eines tragischen Zufalls gewesen ist. Mit dieser Vermuthung übereinstimmend haben schon sehr bald nach dem Ereignisse zuerst Jomini und später Arnault und andere eine Geschichte mitgetheilt, des Inhalts: der früher in Rastadt thätige österreichische Gesandte Graf Lehrbach habe zur Zeit des Mordes in einem Münchener Gasthofe gewohnt, und auf die Nachricht von dem Attentat

seinem Sekretär Hoppe lebhaft geklagt, er habe den Husaren doch nur die Weisung zukommen lassen, die nichtsnutzigen Jakobiner tüchtig durchzuprügeln, und nun hätten die rohen Szekler statt dessen die Franzosen zum Skandal aller Welt niedergemacht. Dieses Gespräch, wurde dann weiter erzählt, habe ein im Nebenzimmer wohnender baierischer Diplomat (oder nach einer andern Version zwei pfälzisch-zweibrückner Beamte) durch die verschlossene Thüre hindurch deutlich vernommen, die Belauschung dann an den folgenden Abenden fortgesetzt, alles Erhorchte sofort zu Papier gebracht und diese Aufzeichnungen dem baierischen Ministerium eingereicht. Arnault bemerkt, man habe ihm im Münchener Archive Einsicht in dies Dokument verstattet.

In den literarischen Verhandlungen über den Gesandtenmord haben diese Angaben einen großen Raum eingenommen. Mir schien in früherer Zeit diese Erklärung des düstern Räthsels plausibeler, als jede andere sonst erwähnte, so daß ich zu näherer Feststellung des Sachverhalts die baierische Archiv-Verwaltung um Mittheilung jenes geheimen Dokumentes bat. Nach langem Suchen fand sich dasselbe in der „älteren Registratur des Ministeriums des Kgl. Hauses und des Aeußern“, und ich verdanke jetzt der Güte des Herrn Ministers von Pfretzschner eine genaue Abschrift derselben. Man wird sogleich sehen, daß Arnault mit einer kaum glaublichen Ungenauigkeit über seinen Inhalt berichtet hat, daß in mehrfacher Richtung aber nicht unerhebliche Aufschlüsse aus demselben zu gewinnen sind.

Es scheint zweckmäßig, zunächst den Text dieser eigenthümlichen Protokolle vorzulegen — ich lasse nur einigen Personal-

klatsch ohne jede historische Bedeutung weg —, sodann eine bisher unbekannte, in Lehrbach's Gesprächen erwähnte baierische Depesche folgen zu lassen, und schließlich mit Rücksicht auf einige weitere bisher unbekannte Wiener und Berliner Actenstücke die Resultate zu ziehen. —

Procès verbal d'une Conversation tenue entre le Comte de Lehrbach et Mr. N. N. dans la Maison de Stürzer le 29 Avril entre 10 et 11 heures.

Le Comte de Lehrbach commença par ouvrir ses depêches et à s'ecrie à haute voix dans la joie de son coeur: L'Archiduc vient de faire chasser tous les Ministres de Rastadt par Barbatschi, on parle toujours d'un Corps diplomatique qu'est ce que cela? depuis notre depart il n'en existe plus, le second ajouta qu'une deputation de l'Empire ne pouvoit plus subsister, dès que le Commissaire Imperial ne s'y trouvoit plus. — *Le Comte de Lehrbach:* Es freuet mich daß Sie diese Schande erlebt haben; Jacobi et Rosenkranz qui etoient d'ailleurs dans de bons principes, ont eu la bêtise de rester là comme des nigauds jusqu'à ce qu'on les chassât. Il lut ensuite la lettre même, elle contenoit que le Sr. Barbatschi ayant poussé ses avant postes, composées de hussards de Secler jusque dans Rastadt, il fit declarer aux Ministres françois, qu'aucun *Citoyen* ne pouvoit rester dans le rayon occupé par l'Armée Imperiale, qu'ils avoient donc à quitter Rastadt dans les 24 heures, il ne lut rien relativement aux autres Ministres. Ils se moquerent ensemble des 3 Ministres françois, qu'ils appelérent des frippons et des coquins, ils contrefirent leur façon de

parler: *ce sont des barbares ces Szeckler, des corps francs, des voleurs*: que Barbatschi avoit été un fou d'entrer en correspondance la dessus avec Albini, que dès le principe il auroit du lui declarer qu'aussitôt arrivé à Rastadt, il verroit ce qu'il y auroit à faire, que maintenant on crioit à la violation du Sejour du Congrés depuis qu'il etoit entouré de troupes Imperiales, ce qu'on n'avoit pas fait du tems que les françois le cernoient. — X. X. temoigna de l'étonnement qu'Albini eut demandé sureté et tranquillité pour le Congrés, lui qui avoit tant de connoissance de la Constitution de l'Empire; Lehrbach dit, que c'etoit vrai, mais que c'etoit un coquin, qui durant le cours de la Negociation avoit toujours été contre eux, qu'il avoit toujours employé Munich dans ces affaires, qu'il donneroit un Trinkgeld à un Caporal de hussards, pour leur faire appliquer 50 coups de bâtons, et qu'il en feroit autant pour les Ministres françois.

Il fut ensuite question du Traité de Campo Formio, il dit ce qu'il leur avoit couté le plus de peine à obtenir étoit une espace de terrain en Italie dont, vu la rapidité du discours, on a oublié la situation, que Bonaparte leur avoit dit, que déja dans tout le traité il avoit outrepassé ses instructions, qu'il auroit des histoires du Diable avec son Gouvernement, mais pour leur prouver qu'il vouloit la paix, il se chargeoit encore de faire passer cet article, que Thugut ne fut pas content du Traité, qu'il pretendit, que le discours de Bonaparte etoit une Singerie Diplomatique, à cette assertion Lehrbach [illegible] la manière de s'exprimer de Thugut. [illegible] de Metternich m'a dit la

même chose, il repéta plusieurs fois, et N. N. le contrefit *Singeries, Singeries*, il continua: il faut songer aussi à la situation où nous nous trouvions, les Pays Bas, la Lombardie etc. perdus; Thugut enfin à la lecture qu'il lui fit du Traité, fut forcé d'avouer que c'étoit une belle paix.

Arrivé à Rastadt, Bonaparte lui dit en presence de Cobenzl: vous avés fait une belle paix, vous etes des ingrats si vous n'en convenés pas. Tous ces gens que nous voyons là sont des bêtes. . . . .
. . . .

Ils entrérent aussi en discussion sur les armées, N. N. dit, que les circonstances etant dans ce moment heureuses, on devroit toujours aller dessus sans laisser aux françois le tems de reprendre haleine, Lehrbach se flatta beaucoup des Succés de Souwarow, mais N. N. remarqua, que ces coquins de françois alloient, sous pretexte de completter la première requisition, mettre 400/m hommes sur pied, und sie werden alles aufbieten um durchzubrechen.

Actum ut supra.

Procés verbal d'une Conversation entre Le Comte de Lehrbach et N. N. dans la Maison de Stürzer le 30 Avril entre dix et onze heures.

N. N. debuta par lire les gazettes et s'arreta sur l'Article de la marche des differentes Colonnes russes, L'Empereur de Russie est un vrai fou, dit-il. — Lehrbach, Sa folie nous est utile. —

N. où en serions-nous sans lui? — *Lehrbach.* Wir hätten zum Kreuz kriechen müßen. — *N.* Si c'est Cobenzl

qui l'a entrainé dans ces demarches, il faut lui rendre la justice qu'il a bien manoeuvré — *Lehrbach*. c'est lui. c'est lui!! Sur l'article que la Russie vouloit forcer par la voye des armes la Prusse à prendre fait et cause pour la coalition. — N. si cela etoit vrai. — *Lehrbach*. hum hum. — Ils temoignérent des inquietudes que l'officier, chargé par l'Archiduc d'exporter les Ministres françois de Rastadt, ne fut arrivé à tems. Ceux ci avoient sentis la meche en declarant, qu'ils partiroient sous trois jours. — *Lehrbach*. Barbatschi est une bête d'avoir ecrit cette lettre. les françois ont profité de cela, et la regardent comme officielle, tandisque tout ce [que] Jourdan, ou leurs autres Generaux ecrivoient, n'etoit *rien que des lettres particulieres* [illegible] *du Gouvernement*. et c'est Albini qui leur avoit mis en tete que à la *rigueur* l'Empire pouvoit traiter sans l'Empereur. Es ist ein Erzspitzbube. — N. Le Congres a commencé par Bonaparte et finit par Barbatschi. hi hi hi. — [illegible] [illegible] [illegible] j'aurois bien voulu voir la figure de Bonnier. —

Lehrbach. L'officier a été envoyé en [illegible] j'espere qu'il sera arrivé à tems.

On commença par dire du mal du General Pellegrini, que l'on traita de frippon. On loua l'Archiduc. — N. partout les peuples sont pour lui. ici en Baviere c'est le meme. on n'entend que chanter ses louanges. — *Lehrbach*. hem hem. — N. Les paysans du Brisgau ont montré aux Princes A[illegible] [illegible] faire contre les françois. [illegible] se battre contre eux.

— *Lehrbach.* hem hem. Es ist eine Schande ein Teutscher zu sein, es ist nirgends Kraft und Energie mehr. Enfin Lehrbach qui avoit sommeil se leva et dit à N. il est tems de se coucher, bon soir, prenés les gazettes, man muß sie nicht verlieren, sie dienen immer zur Komplettierung der Akten.

Conversation tenue entre le Comte de Lehrbach et le Sr. Hoppe, le 1 Mai 1799 dans la Maison de Sturzer.

Ils commencerent à parler contre les differens fournisseurs de l'Armée, contre plusieurs Généraux entre autres Stipschutz, contre plusieurs arrangemens de l'Archiduc. — Lehrbach. Ich habe es ihm rechtschaffen gesagt, Ils se plaignirent surtout de Fasbinder. — Hoppe. J'ai vu de ses ouvrages, ils sont tout diffus, Er macht lauter Schmiererei, was braucht man soviel geschreibs. — Lehrbach, ich brauche ihn gar nicht, ich diktiere 5 Stunde hintereinander, — Hoppe, und alles was Sie schreiben ist sehr deutlich.

Ils parlérent des pretentions qu'ils vouloient faire sur l'Empire pour frais soit de la defense d'Ehrenbreitstein, soit de la defense en général.

Lehrbach. Je me propose de donner un Memoire à ce sujet, und ich werde es schon paßend machen, denn ich schreibe nichts ohne Ursache, ils parlerent ensuite d'un Memoire remis à Riedl dont M. de Montgelas devoit avoir connaissance.

Hoppe. Rußland geht Hamburg sehr zu Leibe.

Lehrbach. Das ist recht, daß die Spitzbuben mitgenommen werden, dann ziehen wir Geld heraus.

Hoppe. Sie müßen wenigstens 30 bis 40 Millionen bezahlen um den Reichs Schuz zu haben.

Lehrbach. Sie waren sonst den Franzoßen ganz ergeben.

. . . .

Ils se plaignirent de la bêtise et de l'esprit diffus de plusieurs de leurs Généraux. — Lehrbach fit mention d'un plan d'operation d'un Général, dont on n'a pu entendre le nom, qui demandoit toujours le double de la force ennemie pour le combattre. — Hoppe, le celèbre Mack est de même, j'ai vu des plans d'operation de lui, où il jettoit à droite et à gauche des 10 mille hommes sans savoir pourquoi. — Lehrbach, je le sais bien je l'ai fort connu.

Procés verbal d'une conversation tenue entre Le Comte de Lehrbach et le Sr. Hoppe le 3 Mai 1799. Dans la Maison de Sturzer à 10 heures.

Ils commencerent par temoigner beaucoup d'inquietude sur l'evenement qui vient de se passer à Rastadt. — *Hoppe.* Les françois vont saisir ce fait pour composer des proclamations et ranimer le peuple. — *Lehrbach* contrefit la manière de parler des françois, il parla des mesures prises pour la sureté du Congrés et de la lettre qu'avoit ecrite l'Archiduc à ce sujet et dit: Ich habe gleich gesehen, daß dieser Brief nicht ganz in der Ordnung war, ich versichere Sie wenn ich die Sache zu arrangiren gehabt hätte, so wäre es gewiß besser gegangen. — Hoppe. Warum sind die Franzosen, die Hasen, auch bei der Nacht abgereist. — Lehrbach. vielleicht waren die 24 Stunden bei der Nacht aus, ich wäre

durchaus nicht ohne Escorde gereist, und wenn die Zeit bei der Nacht aus war, so ist es vom Offizier gefehlt. Der Barbatschi ist ein Esel. Ich habe heute einen Durst den ich nicht löschen kann (trinkt ein Glaß Wein nach dem andern) so hat mich das Ding angegriffen, wenn man einmal einen fröhlichen Tag hat, so wird er einem sogleich wieder verbittert. — Hoppe. C'est une mauvaise affaire, Sie bringt unserer Nation eine schreckliche Schande. Sie suchten alles hervor um Sie zu beschönigen. Hoppe. Sie haben vielleicht Pistolen gezeigt und dann haben die Hußaren recht gehabt — allein sie konnten nichts finden. — Lehrbach. Daran ist der Albini der verfluchte Kerl Schuld, hätte der Spitzbube seine Schuldigkeit gethan, und wäre er fortgegangen, wie man es ihn geheißen hat, so wäre der Kongreß weggeweßen. Lehrbach fährt fort: Sie waren alle drei Bößewichte, Königsmörder, die Vorsehung, hohl mich der Teufel, bestraft alle die Kerl; daß die Preußische Gesanden noch da waren! Jakobi wollte fortgehen, mais Goertz s'est conduit comme une vieille femme, Haugwitz ist ein Spitzbube. Wie der Officier mir das dicke Paquet brachte und ich den Brief las so hat er mich angestarret, denn ich war *comme stupefait*, ich habe nur geleßen daß die französischen Minister todt gestochen worden wären, es wieder zugemacht und dem dummen Seilern zugeschickt; hohlen Sie sie her und lesen Sie. Hoppe las zuerst einen Brief des Erzherzogs an den Kaiser, worin weiter nichts stand, als daß die verschiedenen rapporte über diese Begebenheit beigelegt wären, er erwarte Seiner Majestät Befehle um die Untersuchung vornehmen zu können; dann las er einen Bericht des Brigaden-Generals, dessen Namen man vergessen hat, welcher die Besitznahme von

Rastadt und den Mord der französischen Minister auf eben die Art wie Herr von Rechberg in seiner Depeche beschreibt, er fängt an: die französischen Minister sind von unsern diesseitigen Vorposten ermordet worden, dann las er einen Brief von Barbatschi welcher deßhalben besonders merkwürdig ist, weil er so anfangt: Nun ist alles vollendet und dann den Hergang erzählt. — Hoppe fragte mehreremale, was heist das, nun ist alles vollendet, was heist das der dumme Kerl. Lehrbach antwortete aber nicht darauf. — Der Bericht des Hauptmanns welcher das Detachement kommandierte ist aus lauter Dummheit zusammengesezt, er sagt Abends um eine bestimmte Stunde kam der Minister von Rosenkranz zu mir und sagte er wolle abreißen, ich bemerkte ihm darauf daß ich Befehle habe in der Nacht niemand aus Rastadt zu lassen, später ward ich benachrichtigt daß der französische Minister Jean Debry am Thore angehalten wurde und durchgelassen zu werden begehre; ich erfuhr auch daß sich 2 andere Minister der französischen Republik zu ihm gesellt hätten, ich gab Befehl daß man sie durchlassen solle, das Gerücht verbreitet daß wir von den französischen Patrouillien angegriffen werden sollten und die feindliche Armee stark anrückte, ich schickte auch meinerseits welche hinaus, der Wachtmeister N. N. der zurückkam, sties auf die Wägen der französischen Herrn Gesandten, der Zug bestand aus (5 oder 7 Wägen) und 4 Transportwägen, zu dieser Patrouille kam N. N. mit der Seinigen, sie hörten französisch sprechen und glaubten, es seien Feinde und dabei wurden 3 französische Minister niedergehauen. Nun kam ein Schreiben des Feldmarschalls Kospoth, worin derselbe den Vorgang gesteht und hinzusetzt, daß Plünderungen vorgegangen seien, er sagt der

Erzherzog habe eine Kommission niedergesetzt von welcher Sporck das Haupt sein solle und daß die Sache scharf untersucht werden müße. — *Hoppe.* Kospoth est un peu cause de cela aussi. — Lehrbach. Er konnte doch nicht wissen, daß Barbatschi die Sache so dumm angreifen würde. Hoppe las auch das Schreiben der Deputierten an Barbatschi, welche um eine Eskorde für sich und die französischen Weiber baten, die Antwort enthält ein gewisses Leidbezeugen über den Vorgang, gesteht selbe den Weibern der französischen Minister zu, schlägt die den Teutschen aber ab. Barbatschi entschuldigt sich damit daß er den letztern keine Eskorde gegeben habe, daß sein Corps zu schwach seie und er befürchten müsse von den Franzoßen angegriffen zu werden. — Lehrbach. Das war dumm, die Sekler sind verfluchte Kerl es bleibt nichts anders übrig als sie Todtschießen zu lassen. — In allen diesen Schreiben selbst in dem des Erzherzogs war nicht eine Silbe über den Abscheu, welchen man über eine solche Gräulthat fühlte, gedacht. —

Lehrbach. Bald erhalten wir die Papiere, die in den Wägen der Gesanden gefunden worden sind, sie sind noch nicht abgeschrieben worden, es wird aber bald geschehen. — Lehrbach. Der Tauentzien denkt nicht gut, une voiture passa et empêcha d'entendre. Wenn ich's zu thun gehabt hätte, so wäre Salabert aufgehängt worden. — Hoppe. Ist er denn gewiß an der Uebergabe Schuld? — Lehrbach. Ja freilich, hier bei Hofe wird die Sache Wirkung hervorgebracht haben, wir müssen das prävenire spielen. — Hoppe. Das beste ist, daß man den Enthusiasmus der Franzoßen nicht mehr rege machen kann. — *Lehrbach.* Ils diront en france bah qu'est ce que cela fait, ce sont ces b . . . . qui sont cause que

la paix n'a pas été conclue, — *Hoppe.* Ouï, je les connois bien ils sont las de tout cela, et on ne parviendra plus à les animer. Nous n'avons rien à craindre de ce côte là. — Lehrbach. Wenn die Franzoßen den Barbatschi erwischen, so hauen Sie ihn gewiß zusammen.

Ils commencerent à parler de la Russie. *Hoppe* c'est une puissance qui est bien aussi forte que nous. — *Lehrbach* aussi forte que nous? 3 fois plus, Hoppe, par son etendue géographique elle est plus grande que l'Europe entiére.

Lehrbach relativement à nos pays nous sommes plus forts parcequ'ils sont plus peuplés, mais la Russie est la premiére Puissance, et songés donc qu'elle est aussi Puissance maritime. — *Hoppe* ne sait on rien de l'Italie? — *Lehrbach* je n'ai rien appris aujourd'hui. — *Hoppe* avés vous lu la gazette de Vienne? — *Lehrbach.* Il n'y a rien dedans. — *Hoppe.* Spielmann a donné un Käsperle pour la Kriegssteuer, c'est vrai dit Lehrbach, c'est se moquer de l'Empereur, on ne devroit pas permettre ces choses là. *Hoppe* se retira.

Durant toute cette conversation Lehrbach etoit infiniment inquiet et affecté, il se fit donner plusieurs verres de Limonade pour se refraîchir et finit, Ich muß Digestif-Pulver nehmen; il conste a peu prés de cette histoire, qu'on avoit voulu faire donner une vollée de coups de bâton aux Ministres françois et que Messieurs les Hussards plenipotentiaires ont outrepassé leurs instructions. L'inquietude que temoignerent ces deux Messieurs ne sauroit se decrire, ils ont été plus d'un quart heure à chercher des raisons

pour se disculper de cet assassinat sans jamais en trouver et on ne peut se souvenir de toutes les bêtises qu'ils debiterent à ce sujet. Lehrbach prit pour cette nuit une mesure dont il ne s'est jamai servi, il ordonna à son Domestique: Schließe er heute Nacht die Thüre seines Zimmers nicht zu, daß er gleich kommen kann wann ich ihn brauche.

Procés verbal d'une conversation tenue entre le Comte de Lehrbach et le Sr. Hoppe le 4 Mai entre 9 et 10 heures.

On entendit la fin d'une conversation sur la catastrophe de Rastadt. — *Hoppe.* V. E. a bien fait d'ecrire à l'Archiduc ce que Rechberg a mandé ici, cela rendra plus précautioneux à l'avenir, il saura à quoi s'en tenir. Ensuite quelques mots qu'on ne peut comprendre. *Ils sont les gazettes françoises ici.* — Ils parlerent a differentes reprises de cet evenement en cherchant tous les moyens de le disculper, mais d'une maniére qui prouve bien leur inquietude, se plaignant et de l'Archiduc et de Kospoth et de Barbatschi que hoppe pretendoit être un trés mauvais sujet. — *Hoppe.* Est-il vrai que l'Archiduc avoit ordre de faire chasser Alquier, Bacher et Trouvé? *Lehrbach* on me l'a dit, mais Je n'en sais rien, ...
. . . .
. . . .
. . — *Lehrbach.* On dit que l'Electeur s'est prononcé trés fortement contre cet excés et que l'Electrice a pleuré. — *Hoppe.* Il n'est pas etonnant que l'Electrice ait pris une part aussi vive, Elle est la belle fille du Marggrave de Bade, Elle a peut être reflechi aux suites que cela pour-

roit avoir pour son pays. — *Lehrbach.* Il est vrai que cela pourroit rejaillir sur eux. — Ils se plaignirent de la maniére ridicule et qui laissoit tomber des soupçons sur eux, dont Seilern a parlé à l'Electeur sur cette affaire. — *Lehrbach.* Si j'etois Ministre dirigeant, je chasserois un homme comme cela. On parla beaucoup et on se plaignit des arrangemens à l'armée. — *Lehrbach.* Il est inconcevable qu'on laisse l'Archiduc sous le Hof Kriegs Rath. On a beaucoup parlé de Thugut en en disant infinement de mal, cependant en lui rendant la justice qu'il etoit trés laborieux. — *Lehrbach.* Tous ses Bureaux sont composées d'Etrangers, en regardant cela philosophiquement cela peut être egal, mais pour moi cela ne peut pas m'être indifferent. — Bis Montag gehe ich nach Augsburg, es ist mir lieb daß ich aus dem Nest herauskomme. Man merkt doch gleich wo ein Hof ist. Wenn die Franzoßen keine Scelerats wären, so wäre es hohl mich der Teufel besser bei Ihnen sein. Je vous dis cela confidentiellement. Entre nous soit dit: Ich kann hier nirgends mehr hingehen, Sie werfen mir immer vor, daß ich die Parthie des Kaisers nehme und Er nichts für mich thue. Morawitzky, Hompesch und der alte Hertling hat mir heute noch eine Stunde davon geredet, unser Churfürst hat uns 20/m fl. gegeben. Hertling hat auch ein Gut geschenkt bekommen. Selbst die Weiber wo ich hinkomme, fragen mich, werden Sie noch lange der Postillion sein und wie ein Student herumgeführt werden. — Sie sagen es aber nicht aus Interesse für mich, sondern aus Boßheit und Haß gegen den Kaiserlichen Hof. — *Hoppe* temoigna des craintes de n'être pas placé. — *Lehrbach* cela ne peut pas vous manquer, un homme

qui a été employé comme vous, même dans les affaires les plus secrettes, trouvera toujours une place dans le departement des affaires Etrangéres soit comme Chef de la Chancellerie, soit d'une autre maniére, mais il faut pour cela que le *Comte de Fugger* devient Ministre, mais pour moi, dit-il, ce sera bien plus difficile, il temoigna lui même de fortes inquietudes sur son sort futur dans des expressions qu'on n'a pas pu retenir. J'ai été un moment Chef de la Chancellerie des affaires Etrangeres, mais je n'osois pas placer un chat, ni faire tailler une plume sans la permission de M. de Thugut. Jenisch recevoit toutes les lettres, les ouvroit, faisoit les reponses et moi je n'osois rien voir, aussi ai-je bientot demandé à partir; il dit ensuite qu'il partoit Lundi pour Augsbourg et qu'il reviendroit Jeudi parcequ'il avoit des arrangements à prendre pour La Verpflegung der Spitäler.

Il resulte de cette conversation que Lehrbach n'a aucune influence sur sa Cour et que pour se soutenir, il cherche à intriguer contre le Bon de Thugut en faveur du Comte de Fugger, ainsi son Sejour d'ici n'est fondé sur rien qui put allarmer.

Procés verbal d'une conversation tenue entre le Comte de Lehrbach et le Sr. Hoppe le 5 Mai 1799 dans la Maison de Sturzer à dix heures du soir.

Un Secretaire de Seilern etoit avec Lehrbach il l'envoya chez Riedl et lui fit dire d'arranger l'affaire pour Jeudi ich habe bemerkt daß der Churfürst und der Herzog von Birkenfeld nicht an die Sache wollen, sagen Sie es ihm aber

recht nachdrücklich. — Hoppe entre, ensuite la conversation tombe aussitot sur l'affaire de Rastadt, Lehrbach temoigna encore les plus vives inquietudes à ce sujet. — *hoppe.* Au fond l'affaire n'est pas encore tirée au clair. Lehrbach. Das ist der Görtz der Spitzbube der dem Rechberg die Depêche diktiret hat, anspeien möchte ich den Schurken, ich werde ihn aber schon noch kriegen den Schurken, ich sag' ihnen anspeien sollte man ihn. Es ist abgeschmackt und schlecht vom Churfürsten daß er die Sache ausgesprengt hat; Er soll geweint haben. Hoppe. Es wird vermuthlich über den grausamen Todt dieser Leute geweßen sein. Lehrbach. Nein. Nein. Die Ursache konnte man nicht hören weil ein Wagen vorbeifuhr, sie fuhren fort etwas leiser zu sprechen, man hörte den Namen Montgelas, konnte aber weiter nichts verstehen. — Hoppe las nachher den Bericht über die Gefangennehmung des General Serrurier nebst 3000 Mann. — Lehrbach. Das wird gewaltige sensation in ganz Frankreich machen, man wird das andere darüber vergessen.

Serrurier war einer ihrer besten Generäle. — *Lehrbach* eut ensuite une longue discussion avec un domestique de la Baronne d'Ulm qui n'avoit pas voulu lui laisser l'argent sans quittance, il raconta l'histoire à Hoppe, da sieht man gleich die Franzoßen, der Kerl ist ein Franzoße, sie sind alle impertinent. Un domestique entra et annonça que le Chevalier de Brai desiroit parler au C[te] de Lehrbach, il lui fit dire qu'il alloit partir et envoya Hoppe pour lui demander des nouvelles de Rastadt. Au bout d'une demie heure ce dernier revint et raconta l'histoire comme le Baron de Rechberg l'a mandé. Hoppe. Das war doch

authentisch. La conversation de Lehrbach etoit remplie d'exclamation, Jesus, Jesus keine Eskorde zu geben, das ist ein angelegter Spitzbubenstreich, die Leute haben Geld bekommen. — Hoppe. Ew. Exzellenz das sind die Berchiny *) die werden gesagt haben, sie würden die gröste Heldenthat verrichten, der Burkard war gewiß auch dabei, sie werden ihm einige Tausend Louisdors gegeben haben. — Lehrbach. Jesus Jesus was wird das für eine satisfaction geben. Der Daniron der hier fortgejagt worden ist, war gewiß auch dabei. — Hoppe. Es ist gut, daß der Erzherzog etwas hat, wornach er die Untersuchung anstellen kann. Il raconta ensuite la maniére noble dont s'etoit conduit Jean de Brie, ils en rirent beaucoup; der hat bethen können, Er ist doch kein Atheist. Hoppe fährt fort, was ihn die Sache gedemüthigt hat, er soll so sanft geweßen sein, aber drüben wird er anderst sprechen. — Lehrbach. Es ist erstaunlich, daß der Herzog nicht mehr Vorsicht gebraucht hat, so geht's wenn die großen Herrn Befehle unterschreiben ohne sie zu lesen, die Sache war doch wichtig genug. Sie fuhren fort immer über den nämlichen Gegenstand zu reden und legten die Geschichte als eine Schickung Gottes aus. Lehrbach. Sie waren alle 3 scelerats Hoppe doch wäre es allen lieber gewesen, wenn Roberjot davon gekommen wäre, il etoit moins scelerat que les autres. Obschon die Kerls zusammen keinen Schuß pulver werth sind. Bonnier hat immer Ahndungen von einem solchen Ende gehabt seit dem Todt seines Domestique. — Hoppe. Das

---

*) Dieser Name ist im Original sehr undeutlich geschrieben und schwer zu entziffern.

Gewissen votre Excellence, das Gewissen!! Sie lachten über den tragischen Ausgang des Congresses und billigten daß die Soldaten den Paß des Albini zerrissen haben. — Lehrbach. Was hat der Bursche für ein recht Päße zu geben.

L'on peut voir par toutes ces conservations, que ces deux êtres n'ont aucune influence sur leur Cour pour travailler en faveur de qui que ce soit et qu'on les laisse à peu prés dans une ignorance profonde de tout ce qui se passe, mais qu'ils en ont assés pour faire du mal, ils sont capables pour gagner quelque credit d'envenimer les choses les plus innocentes pour faire des tracasseries diplomatiques.

Carlsruhe le 30 Avril 1799.

Monseigneur,

Un crime, dont l'histoire ne fournit pas d'exemples, un forfait inoui dans les fastes des nations civilisées vient de faire la clôture du Congrés et le Sol allemand a été arrosé par le sang d'Individus reputés jusqu'ici inviolables. Ce n'est qu'en fremissant et d'une main tremblante, que je vais faire à Vôtre Altesse Electorale le récit d'un événement, dont on est encore occupé à rassembler les fils et qui est couvert du voile de l'iniquité. La légation française aprés avoir annoncé son départ le 25 et aprés avoir vainement réclamé l'élargissement de son courier arrêté le même jour commença à être inquiette, si elle pourroit passer le Rhin avec sureté. Les dits Ministres aprés avoir passé la journée du 28 à attendre la reponse du Colonel résolûrent

de suspendre leur départ à la suite de nos représentations. Nous fûmes tous assemblés chez Roberjôt, lorsque tout à coup encore vers les 7 heures du soir on vit arriver un officier de husards, avec une trompette, porteur d'une lettre trés courte du Colonel, qui sans répondre aux Ministres Prussiens signifie à la Légation française l'ordre de partir dans 24 heures. Dans le même moment un détachement occupa la ville, les portes et personne n'osa plus entrer ni sortir. Les Ministres ayant prévenû (sic) ce dessein décidérent à partir sur le champ et à moins d'une heure ils furent dans les voitures. Arrivés à la porte ils furent empechés de sortir; les Ministres éffrayés sortent de voitures, se rendent chez le Baron d'Albini, celui ci envoye au Capitaine commandant le détachement et lui demande ce que cela vouloit dire; il s'excuse et allegue, que c'est un mésentendû. Les Ministres français dévenus craintifs demandent une éscorte, mais le Capitaine s'y refuse en assurant, qu'ils n'avoient rien à craindre. Plusieurs Ministres allemands, à la tête desquels s'est mis le Baron de Rosenkranz les prient de rester et somment le Commandant de leur accorder une éscorte, mais envain, enfin le Baron d'Edelsheim demande la permission de pouvoir leur donner une éscorte de Bade; même réfus. Enfin ces malheureux ne voulant pas se donner un dementi et croyant de leur dignité de quitter sur le champ, partent à la lueur des flambeaux. Arrivés au dernier piquet à quelques pas de la ville on leur demande les passeports: ils montrent les passeports républicains et ceux du Baron d'Albini: ils sont dechirés et foulés aux pieds. A peine arrivés à 150 pas de la

ville, que des husards embusqués derrière les dernieres maisons des faubourgs, et qui avoient passé par la ville au moment ou les autres avoient pris possession des portes, se jettent dans les chevaux, éteignent les flambeaux, préviennent les cochers, qu'ils n'ont rien à craindre et arrêtent les voitures. Ils interrrogent les personnes, qu'y sont, et au nom de chaque Ministre français ils sont trainés hors de la voiture et massacrés impitoyablement. C'est ainsi que Bonnier eut le cou, les deux mains coupées et qu'il tomba meurtri des coups. Roberjot fut sabré sous les yeux de sa femme et de son valet de chambre, qu'on tint pour en être spectateurs. Jean Debry destiné à avoir le même sort, se sauva par un miracle; assailli de toute part il tomba et se roulant dans le fossé il feignit d'être mort; l'obscurité de la nuit et l'avidité des Husards, qui pillêrent toutes les voitures, le sauvêrent. Il passa la nuit dans les bois se glissant le matin à l'aide de quelques bourgeois de la ville dans la maison du Comte de Goertz. Rosenstiel et les citoyens Boccardi, qui suivirent la file des voitures entendant le bruit des armes, les cris des malheureux, se jettent hors des voitures et réviennent en ville à l'obscurité de la nuit. Le premier se sauva chez le Baron d'Edelsheim et fut privé de ses sens pendant 20 heures; les derniers accoururent au Casino, où nous étions assemblés, nous annoncer la Catastrophe. Personne ne vouloit y croire; enfin les domestiques français révenans l'un aprés l'autre constatêrent le malheur. Nous primes sur le champ la résolution de rester assemblés et de ne pas désemparer jusqu'à ce que nous ayons recueilli les restes des malheu-

reux, qui auroient échappé. Nous allâmes en corps chez le Capitaine, qui logeoit à 10 pas de la porte, ou nous attendîmes plus d'une heure jusqu'à ce que nous pûmes sortir et lui parler. Ce n'est qu'aprés un intervalle trés long, que nous parvinmes à l'engager de faire sortir un officier avec des patrouilles, pour sécourir les femmes et les enfans des malheureux, et ayant appris, que Jean Debry pouvoit avoir échappé, nous l'engageames aprés beaucoup de sollicitation à permettre, que dans la nuit même le Major de Bade, Harrant, accompagné d'un detachement des deux corps allât le chercher pour lui porter du secours. Celui ci étant revenû aprés avoir battû les bois sans avoir pû le trouver, nous nous rendîmes encore une fois chez lui, pour lui demander, que le Comte de Solms accompagné du Major Harrant et d'un détachement melé de husards puisse sortir de nouveau à la pointe du jour, pour le chercher. Dans l'intervalle nous envoyâmes dans la nuit le Sieur de Jordan au Colonel muni d'une lettre, dans laquelle nous lui dénonçames le forfait en le rendant résponsable de la vie et de la sureté de ceux, qui restoient, ainsi que de nôtre existence personelle, puisque nous étions tous en étât d'arrestation. En attendant l'officier envoyé pour secourir les femmes ramena les voitures en ville. Il a fallû passer de la voye des représentations jusqu'aux menaces, pour degager ces victimes de la main de leur éscorte avide de se saisir de leur argent. Madame Roberjot fut deposée à moitié morte chez le Baron de Jacobi. Madame de Rheden récueillit Madame Debry enceinte depuis 7 mois avec ses deux filles. Dans la foule je réconnûs

le Secretaire de Jean Debry, qui avoit l'esprit perdû: je m'en chargeais et les Bourgeois de la ville s'empressêrent de récueillir les Domestiques fugitifs de la Légation, qui ne se croyaient plus en sureté nulle part. Cela fait les husards amenêrent la file des voitures et les pillêrent en grande partie. Le Commandant de Bade les ayant réclamé le matin, il se trouva que celle de Bonnier étoit entierement pillée et abimée, sa cassette qui renfermoit prés de 4/m louis enlevée, et qu'on avoit tiré dés autres tout ce qui étoit portatif.

C'est ainsi que se passa la nuit la plus horrible, que j'aye jamais vûe. On passa la matinée du 29 à panser Jean Debry, à rassembler les malheureux et à negocier avec le Capitaine pour qu'il leur donnât une éscorte et qu'il en admit une de Bade. Il n'étoit plus possible d'engager ces malheureux de se confier à un corps composé d'assassins.

Sur ces entrefaites vers 11 heures du matin arriva la reponse du colonel. Elle portoit l'empreinte du désespoir, mais au lieu de relever le détachement, de mettre les officiers en étât d'arrestation, il se contenta d'ordonner, qu'on escortât les restes de la Mission française et qu'on arrétât les Individûs, qui s'étoient rendûs coupables. Il déffendit expressément, qu'aucun Membre du Corps diplomatique ne les accompagnât, et ce n'est que par une éspèce de surprise, qu'on obtint du Capitaine à admettre l'éscorte de Bade. A 1 heure aprés midi ils partirent sous double éscorte de 12 husards Autrichiens et un officier et 6 husards de Bade avec le Major Harrant. On porta la plus

part de ces malheureux tremblans dans leurs voitures, Jean Debry ayant 4 coups de sabre et le corps roué de contusions, Madame Roberjot sans connoissance, les autres gemissant et criant, qu'on les conduisoit au massacre. Le Major Harrant prévint encore le Baron d'Edelsheim avant le départ, qu'il ne repondoit de rien, puisque beaucoup d'indices lui étoient très suspectes, mais ce brave homme en cherchant l'éscorte Autrichienne se fit donner la parole par les 3 officiers du détachement, qu'ils n'avoient pas de vues cachées, et leur déclara, qu'il se feroit hacher avec ses six husards avant qu'on parviendroit à la voiture de Jean Debry. Nous prévinmes le capitaine que nous avions remis ce depôt sacré au Major de Bade, qui en répondroit sur sa vie et que nous le rendions lui même responsable vis à vis de l'Empereur, si malheur ulterieur arrivoit. Jordan, qui avoit été envoyé tantôt chez le capitaine, leur fit connoitre, qu'il ne quitteroit pas la portiere de la voiture de Jean De Bry, jusqu'à ce qu'il seroit en bateau. Les Autrichiens le prenant pour un officier prussien et par déférence peut être pour la Prusse ne s'y refusèrent pas. Ce fut le seul gage de Sécurité, que nous pouvions donner à ces malheureux. Trois heures s'étant écoulées sans recevoir de Nouvelles, nous pûmes supposer que l'embarquement se faisoit heureusement, et nous primes le parti, de quitter sur le champ Rastadt au nombre de plus de 20 voitures en file accompagnés de quelques husards de Bade et de Darmstadt, aprés que le Colonel nous eut refusé une éscorte alleguant, que la route étoit libre et qu'il n'avoit pas assez de troupes. Nous déclarâmes à cette occasion,

que nous ne pouvions plus séjourner dans un lieu souillé par un tel forfait. Toutes les Missions, qui restèrent, se sont rendues à Carlsruhe, où nous comptons de prendre une mesure commune à l'éffêt d'émettre à la face de l'Europe l'indignation qu'une telle atrocité a dû nous inspirer. Nous rassemblerons encore ici toutes les notions, pour pouvoir présenter à notre arrivée un rapport commun et exact muni de toutes les pieces justificatives.

Je comte de suivre la présente Depêche de quelques jours et d'être à Munic au commencement de la semaine prochaine.

Je suis avec respect

Monseigneur
De Votre Altesse Electorale

le très humble
et très soumis
le Baron de Rechberg.

Fragen wir zunächst nach dem Ursprung und der Glaubwürdigkeit jener Protokolle. Herr von Helfert hat früher aus München die Notiz bekommen, daß die Aufzeichnung eine reine Privatarbeit und nicht im Auftrage der baierischen Regierung unternommen sei.*) Wie mir scheint, zeigt der Inhalt des Documents das Gegentheil. Ein Privatmann, der sich das Vergnügen des Horchers an der Wand macht, pflegt nicht die genauen Formen des amtlichen Protokolls so vollständig wie es hier geschieht zu beobachten. Procès-verbal, Tag und Stunde, Actum ut supra: das alles zeigt den amtlichen Act. Aus den

*) Rastadter Gesandtenmord S. 193.

Schlußbemerkungen des fünften und sechsten Protokolls erhellt zugleich der Zweck der Controle, welcher hier die nächtlichen Gespräche Lehrbach's unterworfen worden sind: nicht seine Aeußerungen über Rastadt waren es, wodurch die Belauschung veranlaßt wurde; es sollte vielmehr ermittelt werden, ob Lehrbach in Wien eine so bedeutende Stellung habe, daß es sich verlohne, ihn für das baierische Interesse zu gewinnen. Es ist also keine bloß skandalsüchtige Neugier, um die es sich handelt, sondern eine politische Action, allerdings, wie etwa ein Maler sagen würde, mehr Genre als große Historie: immer aber scheint die Zuverlässigkeit der Aufzeichnung in diesem Zusammenhange nur zu gewinnen.

Auch der Inhalt bestätigt dieselbe. Die Annahme, daß die Aufzeichnungen überhaupt eine spätere Fälschung seien, ist schon durch ihre Provenienz ausgeschlossen. Daß die Aufpasser mit möglichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verfahren sind, zeigt die genaue Angabe solcher Details, die sie nicht recht verstanden, der Namen, die sie vergessen, der Sätze, die sie wegen des Geräusches eines vorbeifahrenden Wagens nicht haben vernehmen können. Was sie zu Papier bringen, ist, wo wir es controliren können, überall correct. Lehrbach zeigt sich in allen Aeußerungen genau so, wie ihn Thugut in seiner vertrauten Correspondenz mit dem Grafen Colloredo schildert, schwatzhaft und eifrig, roh und confus. Zweimal passirt es ihm hier, daß er seine Depesche aufreißt, das erste Wort liest, darüber außer sich geräth, in langen Ergießungen seinem Herzen Luft macht, und dann erst näher nachsieht und zu sachgemäßer Erwägung kommt. So im ersten Protokoll, wo er anfangs meint, Barbaczy solle den ganzen Congreß auseinanderjagen; so im vierten,

wo er im Schrecken über das erste Wort vom Morde den weitern Inhalt der Depesche lange Zeit ungelesen läßt. Ebenso wie mit Lehrbach's Charakter stimmen aber seine hier überlieferten Reden mit den sonst bekannten Thatsachen. Wenn man die Daten der Protokolle mit jenen der darin erwähnten Ereignisse vergleicht, so erkennt man sofort, daß in München zu jener Zeit niemand die betreffende Kunde haben konnte, als wer, wie Lehrbach, in directem Verkehr mit dem Hauptquartier des Erzherzogs stand. Am 25. April gab Carl in Stockach den Befehl, daß Barbaczy die französischen Gesandten aus Rastadt ausweisen sollte; Barbaczy empfing diese Ordre am 28., und sandte darauf am Nachmitttag eine seiner Schwadronen nach Rastadt; Lehrbach aber liest dies alles in seiner Depesche am 29. Abends in München; ja man erkennt aus seinen Ausrufungen, daß die Depesche den Wortlaut des von Barbaczy den Franzosen zuzusendenden Ausweisungsbefehls enthielt. Von Rastadt her konnte dies nicht vor dem 3. Mai in München bekannt werden; es ist also sicher, daß die Aufzeichnung des Horchers am 29. April eine ächte Depesche aus dem österreichischen Hauptquartier wiedergibt. Ebenso weiß er bereits am 3. Mai, daß der Erzherzog am 1. eine Untersuchungscommission unter dem Vorsitze des Generals Sporck eingesetzt hat; er berichtet am selben Tage, wie inhaltsleer und verwirrt die Rapporte Barbaczy's und des Rittmeisters Burkhardt über das Attentat an den Erzherzog gewesen, Rapporte, welche dieser selbst am 1. Mai erhalten und ganz in gleicher Weise beurtheilt hat. Da die Entfernung von Stockach nach München mehr als 30 deutsche Meilen beträgt, welche damals bei der schnellsten Beförderung nicht unter ebensovielen Stunden zurück-

gelegt wurden, so ist es wieder einleuchtend, daß der Horcher wirkliche, sonst aller Welt verborgene Nachrichten des Hauptquartiers an Lehrbach vernommen und niedergeschrieben hat. Nicht minder stimmt alles, was in unsern Protokollen Lehrbach über die Minister Seilern, Goertz und Rechberg äußert, zu den Briefen, welche er damals an Thugut und den Erzherzog Karl geschrieben, und die erst in neuester Zeit durch Mendelssohn und Helfert bekannt geworden sind. Genug, wir haben allen Grund, seine Aufzeichnungen als die ächten Aeußerungen Lehrbach's zu betrachten.

Aus denselben ergibt sich nun zunächst die Pflicht der Gerechtigkeit, zu constatiren, daß Lehrbach selbst nicht das Geringste mit dem Morde zu thun gehabt hat. Am ersten Abend jubelt er auf bei der, sichtlich unerwarteten Nachricht, daß Barbaczy die französischen Gesandten ausweisen soll. Er freut sich von Herzen über diesen, dem französischen Hochmuth angethanen Schimpf; wenn der Officier, ruft er aus, nur früher ankommt, ehe sie aus freien Stücken abgereist sind. Schlechterdings nichts anderes als diese Verjagung der stolzen Diplomaten durch eine Husarenpatrouille liest er in seiner Depesche, und ganz sicher kein Wort von einer beabsichtigten weiteren Mißhandlung. Hätte er von einer solchen eine Ahnung gehabt, so wäre es ihm freilich ein großes Vergnügen gewesen: denn beiläufig kommt die Aeußerung vor, er würde ein stattliches Trinkgeld für den Korporal daran wenden, welcher, wie dem Mainzer Minister Albini, so auch den französischen Gesandten eine Tracht Prügel aufzählen ließe. Aber unverkennbar zeigen die Worte, daß sie nicht die Erinnerung an einen von ihm ertheilten Befehl, sondern der unbefangene Ausdruck eines menschen-

freundlichen Abscheues gegen alle Feinde Oesterreichs sind. Ebenso deutet in den langen Auslassungen des vierten Protokolls keine Sylbe darauf hin, daß Lehrbach irgendwie bei den Vorbereitungen des Attentats betheiligt gewesen. Er ist über den Mord auf das höchste betroffen, wird unwohl durch den Schrecken, räth hin und her, wie dergleichen sich hätte zutragen können. Leider sind die Aufpasser gerade an dieser Stelle nicht im Stande gewesen, seinen durcheinander wirbelnden Ergießungen stenographisch genau zu folgen: statt dessen fassen sie am Schlusse das Ergebniß dahin zusammen, aus dieser Geschichte erhelle, daß man den Gesandten eine Anzahl Stockstreiche zugedacht, die beauftragten Husaren aber ihre Weisung überschritten und scharf zugehauen hätten. Hier also wo der Horcher nicht Lehrbach's Worte zu Papier bringt, sondern nur seinen eigenen Gesammteindruck wiedergiebt, bleibt es zweifelhaft, wie weit die Zuverlässigkeit seiner Angaben reicht. Hat Lehrbach wirklich gesagt, daß die Husaren amtlichen Befehl zum Prügeln erhalten haben? Oder ist es nur Lehrbach's vorher angeführter Ausruf, aus welchem allein der Schreiber, dann offenbar völlig willkürlich, auf eine solche Ordre geschlossen hat? Sei dem wie ihm wolle, völlig sicher ist es jetzt, daß eine unerlaubte Flüchtigkeit der Lectüre dazu gehörte, wenn Arnault und Genossen nach diesen Aufzeichnungen den Grafen Lehrbach als den Urheber der angeblichen Prügelordre bezeichnet haben. Gegönnt hätte Lehrbach den Franzosen einige Schläge von Herzen, angeordnet hat er sie nicht. Unsere Protokolle zeichnen ihn als das was er war, als einen gemeinen Menschen; aber von jedem mit dem Rastadter Morde zusammenhängenden Verdachte reinigen sie ihn vollständig.

Dagegen bestätigen sie auf's Neue den wesentlichen Punkt, daß das Attentat durch das Mißverstehen eines nicht auf den Mord, wohl aber auf sonstige Gewaltthat gerichteten Befehls veranlaßt worden ist. Es ist nicht bloß die oben wiederholte Meinung des Horchers, welche dies bekundet. Gleich zu Anfang des vierten Protokolls redet Lehrbach zu seinem Sekretär Hoppe „von den zur Sicherheit des Congresses ergriffenen Maßregeln, und von dem zu diesem Behufe geschriebenen Briefe des Erzherzogs" und fährt dann fort: „ich habe gleich gesehen, daß dieser Brief nicht ganz in der Ordnung war; ich versichere Sie, wenn ich die Sache zu arrangiren gehabt hätte, so wäre es gewiß besser gegangen." Und im sechsten Protokoll sagt er noch ausdrücklicher: „es ist erstaunlich, daß der Herzog nicht mehr Vorsicht gebraucht hat; so geht's, wenn die großen Herren Befehle unterschreiben ohne sie zu lesen; die Sache war doch wichtig genug." Also allerdings nicht ein Wink Lehrbach's wäre mißverstanden worden, wohl aber eine undeutliche, einem blutigen Mißverstehen ausgesetzte Ordre des Erzherzogs, eine Ordre, von diesem gerade zur Sicherung des Congresses veranlaßt, von dem redigirenden Beamten aber in verhängnißvoller Weise entstellt, und von dem Prinzen dann arglos unterzeichnet.

Sehen wir, wie sich dies frappante Ergebniß zu unsern sonstigen Nachrichten verhält.

Es führt uns das natürlich wieder auf die Hauptfrage zurück: was hat der Herzog wirklich befehlen wollen? was war die von seinen Untergebenen mißdeutete Absicht?

Wie vorher bemerkt, hatte seit dem 18. April Oberst Barbaczy alle Anstalten zum Festhalten der Gesandten getroffen.

Er hatte Rastadt mit seinen Patrouillen umgeben, und in Folge dessen mehrfache Reclamationen wegen der Sicherheit des diplomatischen Corps von dem Mainzer Minister Albini erhalten. Indessen verzögerte sich die Abreise der Franzosen, so daß am 25. der Erzherzog dem Obersten die Weisung sandte, Rastadt zu besetzen und die Franzosen zur Entfernung zu zwingen. An den dem Obersten vorgesetzten General Kospoth schrieb dann Carl am 28. April*): „auf Ihren Bericht von gestern erwidre ich, daß die an den Obersten Barbaczy erlassene Weisung ganz zweckmäßig ist, in deren Gefolg er sich in keine diplomatischen Schreibereyen einzulassen, sondern sich lediglich auf die an die Hand gegebene Erklärung zu beschränken habe.“ (Ich werde auf diese Erklärung sogleich zurückkommen.) „Der Herr Oberst kann auf die Fragen, welche allenfalls an denselben gestellt werden sollten, die Antwort geben, daß die Rückkehr der französischen Gesandten nach Frankreich ungehindert und sicher geschehen werde; nur könne man diesseits kein längeres Verweilen in dem Bezirke der diesseitigen Armee dulden. In Hinsicht der Correspondenz der französischen Minister darf keineswegs eine beruhigende Zusicherung gegeben werden; vielmehr ist aller Bedacht darauf zu nehmen, sich der Paketen habhaft zu machen, und dieselben, so wie gestern geschehen**), hierhin einzuschicken.“

Als Carl diese Ordre absandte, wußte er noch nicht, daß in demselben Augenblicke die Franzosen sich zur Abreise an-

*) Eine dem Kaiser eingesandte Abschrift des Briefes im Wiener Haus- und Staatsarchiv.

**) Dies geht auf die Depeschen des von den Husaren aufgefangenen französischen Gesandtschaftscouriers.

schickten, wohl aber erwartete er dieselbe, und damit die Vollführung des seit zehn Tagen betriebenen Anschlags, nach seinen Befehlen vom 25. in allernächster Zeit. Was er hier anordnete, dürfen wir als abschließende Wiederholung aller früheren Weisungen betrachten, und diese fassen sich also dahin zusammen: Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs und persönliche Sicherheit der Gesandten. Es ist damit die Richtigkeit unserer früheren Vermuthung dargethan, daß die Ergreifung der Gesandtschaftspapiere der Zweck des ganzen Ueberfalls gewesen. Auch Lehrbach, im fünften Protokoll, weiß von dieser Absicht, und hofft sehr bald Abschrift der erbeuteten Documente zu erhalten.

Offenbar ist es nun nicht diese Ordre, welche Lehrbach bei seinen Angaben im Sinne hat, daß die Weisung des Erzherzogs nicht in der Ordnung gewesen, daß er sie unterschrieben habe, ohne sie vorher zu lesen. Denn sie enthält ja, was Lehrbach vermißt, die klare Vorschrift über die persönliche Sicherheit der Gesandten. Auch hat sie auf das Verhalten der Truppen überall keinen Einfluß mehr üben können, da sie erst nach der Ausführung des Attentats in Barbaczy's Hände kam. War Lehrbach richtig unterrichtet, so muß mithin der Erzherzog schon früher eine gleichlautende Weisung beabsichtigt haben, welche dann bei der Ausfertigung verfälscht oder verstümmelt worden ist.

Die Existenz einer solchen früheren Ordre wird uns nun durch den Erzherzog selbst ganz ausdrücklich bestätigt.

Wie bekannt, stellten gleich nach dem Morde die in Rastadt noch anwesenden deutschen Gesandten einen „authentischen Bericht“ über alle ihnen bekannt gewordenen Einzelnheiten des grausigen Vorgangs zusammen, und ließen eine Abschrift des

Actenstückes durch den dänischen Kammerherrn von Eyben dem Erzherzog nach Stockach überbringen. Eyben sprach den Prinzen am 4. Mai, empfing dessen warmen Dank für den Bericht und vernahm bittere Klagen des Fürsten über das tragische Ereigniß *). Zweimal, sagte Carl, habe er dem Vorpostenkommandanten strengen Befehl gegeben, für die Sicherheit der französischen Gesandten zu sorgen, einmal bei der ersten Möglichkeit, die Vorposten bis Rastadt zu poussiren, das andere Mal später. Die hier angegebene Zeitbestimmung für die erste Ordre führt auf die ersten Wochen des April: eben damals, am 9. April, verfügte Carl auch die Ausweisung des französischen Gesandten Trouvé aus Stuttgart; sie solle im Nothfall durch Waffengewalt bewirkt werden; stets aber sei Trouvé mit Höflichkeit und Anstand zu behandeln. Dieselbe Behandlung auch der Rastadter Diplomaten will damals Carl eingeschärft haben; dies also muß die Ordre gewesen sein, deren unklare oder insidiöse Ausfertigung Lehrbach beklagt.

Hat sich dies wirklich so zugetragen, so hellt sich das Dunkel der weiteren Ereignisse erheblich auf. Der Erzherzog, nicht anders wissend, als daß er von Anfang an die persönliche Unverletzlichkeit der Gesandten sicher gestellt hat, redet bei seinen späteren Verfügungen darüber nicht weiter. Am 25. bei der Ordre für Barbaczy in Rastadt einzurücken und die Sache zur Entscheidung zu bringen, begnügt er sich mit der allgemeinen Mahnung, „es solle dem Obersten alle Vorsicht und Klugheit

*) Eyben's Bericht an die Gesandten im Berliner Geheimen Staatsarchiv. Er findet sich auch in andern Archiven, so daß man sich wundert, ihn bisher nie benutzt zu sehen. Nur Mendelssohn hat einen einzelnen Satz daraus publicirt.

anbefohlen werden.“ Er erläßt aber an demselben Tage noch ein weiteres Schreiben für Barbaczy, das für unsere Frage belangreich ist. Barbaczy hatte, wie erwähnt, schon vorher mit dem Mainzer Albini und gleichzeitig mit den preußischen Gesandten Verhandlungen über Rastadts Neutralität und die Sicherheit des Congresses gehabt; er hatte am 22. dem Mainzer Minister geschrieben, er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps nicht mehr einstehen, werde jedoch die Personen, abgesehen von Kriegsnothfällen, respectiren; er hatte sich aber über die Sache unsicher gefühlt, und sofort höhern Orts um Instructionen gebeten. Der Erzherzog sendet darauf am 25. dem Obersten den Entwurf einer Antwort an Albini, dahin lautend*): „ich habe den Auftrag, den Feind so weit zu verfolgen wie möglich. Da ich mich hierin nach meinen Instructionen benehmen muß, so kann um so weniger bei mir etwas anderes in Anschlag kommen, als die von französischer Seite eröffneten Feindseligkeiten in vollem Gange sind, und hierdurch der Zustand der Dinge zwischen Frankreich und Deutschland wieder auf dem Fuße hergestellt ist, wie er vor Anfang der Friedensunterhandlungen war.“ Wie man sieht, will der Erzherzog, stets in der Meinung, für Leib und Leben der einzelnen Gesandten längst gesorgt zu haben, in möglichster Bestimmtheit die weitere Neutralität des Congreßortes und den diplomatischen Charakter der dort noch anwesenden Personen verneinen. Nun aber stelle man sich vor, daß diese Weisung von Officieren gelesen wurde, denen der frühere, die Personen

*) Wiener Haus- und Staatsarchiv.

schützende Befehl des Feldherrn unbekannt geblieben, denen im Gegentheil acht Tage früher eine Ordre etwa des Inhalts zugekommen war, die französischen Gesandten, revolutionärer Umtriebe im Reiche dringend verdächtig, seien bei ihrer Rückreise anzuhalten, ihr Archiv in das Hauptquartier zu senden und auf keinen Protest irgend wie Rücksicht zu nehmen: kann man sich wundern, daß diese in dem Schreiben des 25. die unbeschränkte Erklärung fanden, die Gesandten seien wie jeder Franzose lediglich nach Kriegsrecht zu behandeln, und daß sie darauf in ihrer Erbitterung gegen alles, was den französischen Namen trug, sich zu der grausamen Weisung an ihre Husaren berechtigt hielten?

Der Ursprung und Charakter des Ereignisses ist hiermit festgestellt. Die noch zurückbleibenden Fragen haben weniger historisches als criminalistisches Interesse. Daß die einhauenden Husaren nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl ihrer Officiere den Mord vollbracht haben, zeigt jeder Zug des Hergangs auf das unverkennbarste. Welcher einzelne unter den Befehlshabern die blutige Ordre gegeben, läßt sich aus den vorliegenden Urkunden mit Sicherheit nicht erkennen; in Lehrbach's Gesprächen und Briefen richtet sich der Argwohn mehrmals gegen den niedrigsten derselben, den Rittmeister Burkhard, und dafür scheint sein von Lehrbach citirter, der Wahrheit durchaus widersprechender Rapport, als Ausdruck eines bösen Gewissens, zu sprechen. Dennoch ist mir ein etwas höherer Ursprung der Ordre wahrscheinlich, nach Barbaczy's völlig verbürgtem Worte am 28. April, nie habe er einen so unangenehmen Befehl erhalten, und nach dem auffallenden Beginn [illegible] um 9 alles vollendet. Daß

er in einem zweiten Rapport, wie wir gleich sehen werden, die Schuld auf französische Theilnehmer zu schieben sucht, ließe sich ebenso wie Burkhard's Bericht sehr wohl durch den Eindruck erklären, welchen der unverholene Abscheu der deutschen Diplomaten über die That auf die beiden Officiere gemacht hätte; auch ist es möglich, daß mittler Weile dem Obersten Carl's Brief vom 28. zugekommen war, aus welchem er dann mit Schrecken ersah, daß der Mord den bestimmten Intentionen seines Feldherrn zuwiderlief. Ein abschließendes Urtheil wird hier jedoch niemand fällen wollen.

Ebenso bleibt die Person zweifelhaft, welche die unselige Ausfertigung der ersten Ordre des Erzherzogs besorgt hat: man kann an den Oberstlieutenant Mayer im Hauptquartiere Carl's denken, den Mann, von dem Hormayr erzählt, daß er in seiner Gegenwart sich später oft der Einrichtung des Attentats berühmt hat, und durch den in der That nach den Acten des Wiener Kriegsarchivs am 17. April die erste die Gesandten betreffende Weisung den Vortruppen zugekommen ist. Doch gibt es auch noch andere Möglichkeiten.

Schon früher habe ich bemerkt, daß das Schweigen der österreichischen Regierung über den Mord vollkommen begreiflich ist, wenn der Erzherzog die Beschlagnahme des Archivs befohlen hatte. Denn diese war an sich unter allen Umständen völkerrechtswidrig; ein so culposer Schritt machte die Regierung verantwortlich für alle dadurch veranlaßten Vorkommnisse, auch wenn sie nicht beabsichtigt waren. Nur Eines konnte sie dabei entlasten: wenn es sich zeigte, daß die Mörder überhaupt keine Oesterreicher gewesen. So versteht man die Erregung, mit welcher Lehrbach am 5. Mai gewisse Notizen in der Hoffnung be-

grüßt, daß sie der Untersuchung des Attentats eine für Oesterreich und den Erzherzog günstige Wendung geben werden. Es ist, wie die einzelnen Ausdrücke darthun, der ihm eben gemeldete Verdacht, daß nicht österreichische Officiere oder Soldaten, sondern französische Emigranten, wenn nicht die Thäter, so doch die Anstifter des Mordes gewesen. Deutlich zeigen seine Worte, daß er positive Kunde darüber nicht hat; seine eignen Vermuthungen, in denen er sich ergeht, sind nicht eben glücklich; wenn er z. B. ausruft: auch der Danican (so wird ohne Zweifel für Daniron zu lesen sein) war sicher dabei, so hat dieser französische Officier gleich nachher sein Alibi öffentlich nachgewiesen. Uebrigens ist es bekannt, daß auch der Erzherzog sich mit der tröstlichen Meinung, auf die Emigranten lasse sich die Blutschuld abwälzen, eine Zeit lang getragen hat: es ist wieder ein Beweis für die Glaubwürdigkeit unserer Protokolle, daß an demselben Tage, dem 5. Mai, an dem Lehrbach die Mittheilung empfängt, der Erzherzog ein ausführliches Schreiben des gleichen Inhalts an den Kaiser richtet*). Es verlohnt sich, die Worte desselben in Betracht zu ziehen. Nachdem Carl hier gemeldet, daß er von Herrn von Eyben den „authentischen Bericht" erhalten, und daß er daraus viele Umstände entnommen, die aus den unbestimmten und verworrenen Rapporten Barbaczy's und Burkhard's nicht zu ersehen gewesen, fährt er fort: „der abgeordnete dänische Kammerherr führte in seinem mündlichen Vortrag unter mehreren Umständen an, daß nach Aussage des Jean de Bry und der marggräflichen badischen Kutscher die Mörder immer französisch gesprochen, und zwar sehr

*) Wiener Haus- und Staatsarchiv.

gut und geläufig, so daß Jean de Bry selbst die Hauptthäter für geborene Franzosen oder Niederländer gehalten habe. Der Hauptanführer sei zuerst zu dem ersten französischen Wagen gesprengt, und habe gefragt, mit den Worten: est-tu Bonnier? Da die Antwort non gewesen, so sei er auf den zweiten losgegangen, und in dem Augenblicke als Bonnier erkannt worden, so wurde selber aus dem Wagen gezogen und masakrirt. Der Herr von Eyben bemerkte weiter, daß weil der Hauptanführer sich so angelegentlich erkundigt habe, in welchem Wagen sich Bonnier befinde, so vermuthete man, daß dieser ein Niederländer gewesen, welcher dem Bonnier die Mitwirkung zur Gesetzgebung in Beziehung auf den Verlust dero Güter in den Niederlanden bei dieser Gelegenheit habe entgelten wollen. Wie wenig man bis izt noch die wahre Bewandniß der ganzen Sache zu beurtheilen im Stande ist, so wird es doch immer wahrscheinlicher, daß eine geheime Hand die Geschichte der Mordthat geleitet habe."

Also Herr von Eyben soll es nach den Worten dieser Depesche gewesen sein, der bei dem Erzherzoge die Schuld oder Mitschuld der Emigranten, und zwar mit ausführlichen Details zuerst zur Sprache gebracht hätte. Das ist nun in jeder Hinsicht eine sehr überraschende Angabe. Eyben war der Abgeordnete der deutschen Diplomaten in Rastadt und der Ueberbringer des „authentischen Berichtes"; jene Gesandten aber waren durchdrungen von der alleinigen, ausschließlichen Schuld der Szekler, und hatten diese Ueberzeugung in allen Theilen des Berichtes niedergelegt. Wie sollte ihr Vertreter eine so [illegible]ngesetzte Auffassung geltend machen? Unser Erstaunen [illegible]urch die angebliche Begründung derselben, das geläufige

Französischreden der Mörder nach der Aussage der Kutscher und Jean Debry's, während in Wahrheit dieser nur erzählt hat, er sei angerufen worden: es-tu Jean Debry, andere französische Augenzeugen aber gemeldet haben, die Husaren hätten in schlechtem Französisch geschrieen: ministe Chang Depita. Die Kutscher endlich nur von deutschen und ungarischen Zungen wissen, so daß offenbar das Französischreden sich auf das Ausrufen der französischen Namen beschränkt hat. Noch verwunderlicher wird das Schreiben des Erzherzogs, wenn man sich erinnert, daß die Kutscher gleich am 29. April vernommen, und ihre Aussagen sofort in das Hauptquartier eingesandt worden sind, so daß am 5. Mai sowohl Eyben als der Erzherzog über den Inhalt derselben sehr wohl unterrichtet sein konnten.

Dies alles läßt bereits den Inhalt der Depesche Carl's in diesem Theile sehr fragwürdig erscheinen. Vollends bedenklich aber wird er, wenn wir Eyben's eignen Bericht über seinen Besuch im Hauptquartier zur Vergleichung heranziehen. Nach demselben hat er mit dem Prinzen nichts weiter verhandelt, als was wir oben bereits angeführt haben; er meldet Carl's Erklärung, daß er die Verhaftung Barbaczy's und [illegible] befohlen, daß er zweimal seinen Offizieren die Unverletzlichkeit der Gesandten eingeschärft, daß er jetzt die strengste Untersuchung angeordnet habe. Von französischen Emigranten aber erwähnt Eyben bei diesen Gesprächen keine Silbe. Er erzählt dann weiter, daß nach einigen Stunden [illegible] zu ihm gekommen sei, der [illegible] des Erzherzogs, von dem Thugut [illegible], er habe die Reichstags-geschäfte [illegible] Urtheil über

die Zuverlässigkeit des Mannes fällt*). In der Unterhaltung mit diesem fügt Eyben zu dem „authentischen Berichte“ noch einige Beschwerden über den Rittmeister Burkhard hinzu, welche durchaus nicht geeignet sind, den Verdacht der Blutthat von diesem auf die Emigranten abzuwälzen, sondern eher, ihn zu verstärken. Faßbender sagt darauf, daß der Erzherzog erst aus dem „authentischen Berichte“ das Nähere erfahren habe; er habe zwar mehrere Rapporte erhalten, aber keiner sei ganz deutlich; im ersten habe Barbaczy gemeldet, daß einige Husaren, durch Raubluft verblendet, das Verbrechen begangen, im zweiten aber, es sei zu vermuthen, daß Emigranten daran Theil gehabt. Diese letztere Meinung sei ihm (Faßbender) auch dadurch wahrscheinlich geworden, daß in dem Berichte stehe, einer habe gerufen: es-tu Jean Debry? und keiner der Husaren könne Französisch, wenigstens sei dies nicht zu vermuthen, da dies Regiment keine Fremden habe; es sei also glaublich, daß Emigranten sich durch Corruption in das Regiment eingeschlichen hätten. Eyben verhält sich bei dieser Erörterung etwas skeptisch: ich möchte, sagte er, dies auch sehr gerne glauben; nun, die Untersuchung wird es zeigen; da Rittmeister Burkhard gleich am Abend einen Officier und zwei Mann mit Fackeln herausgeschickt hat, so hätten diese ja die Fremden gleich erkennen müssen.

Der Gegensatz dieser Relation zu Carl's Depesche ist augenfällig. Nach der Depesche hätte Eyben dem Erzherzog die erste Erwähnung von dem Französischreden der Mörder und dem Verdachte gegen die Emigranten in großer Ausführlichkeit ge-

---

*) Vivenot, Rastadter Kongreß S. CXXXII.

than; nach der Relation ist es umgekehrt der Secretär des Erzherzogs, der nach einem Berichte Barbaczy's den Kammerherrn über diese Dinge unterrichtet, wobei Eyben sich mit der trockenen Bemerkung begnügt, daß die Untersuchung die Wahrheit darüber sogleich herausstellen würde. Hiernach scheint mir nichts näher zu liegen, als die Vermuthung, daß Faßbender, gleichviel ob durch Barbaczy oder durch eignen Scharfsinn auf die willkommene Emigrantenhypothese geführt, den Kammerherrn über den Punkt auszuholen und weiteres Material von ihm zu erlangen gehofft hat. Da ferner Eyben nur mit ihm in Stockach über die Hypothese geredet hat, so sieht man nicht ab, wer sonst als Faßbender dem Erzherzog die lügenhaften Data zu der Depesche vom 5. Mai geliefert haben soll: jedenfalls ist es klar, daß diese Offenlegung des Ursprungs der Emigrantenfabel die völlige Nichtigkeit derselben feststellt. Endlich aber scheint mir unter diesen Umständen die Frage erlaubt: der Mann, welcher seinen vertrauenden Gebieter am 4. Mai so übel betrog, kann er es gewesen sein, der jene verhängnißvolle, vom Erzherzog ungelesen unterzeichnete, erste Ordre in der Rastadter Sache angefertigt hat? Wenn man diese Frage bejaht, so würde der Minister Thugut Recht behalten, der am 5. Mai auf die Nachricht von der Besetzung Rastadts und dem Gesandtenmorde durch die Szekler seinem Freunde Colloredo schrieb: l'occupation de Rastadt en elle-même était en beaucoup d'égards en contradiction avec le reste de notre conduite, et c'est encore un des beaux coups de Fasbender.

Will man hier nun weiter fragen, welches Motiv den Thäter, heiße er nun Faßbender oder Mayer, geleitet hat, so

bin ich überzeugt, daß es sich hier nur um einen Ausfluß politischen oder nationalen Fanatismus des einzelnen Mannes gehandelt hat. Die hochstehenden Personen, auf welche anklagende Vermuthungen gerichtet worden sind, Thugut, Pitt, Ludwig XVIII., Karoline von Neapel, hat man sämmtlich ohne den Schatten eines Beweises verdächtigt, immer nur aus dem Grunde, das spätere Schweigen der österreichischen Regierung zu erklären. Da sich dieses aber durch die obigen Thatsachen vollständig erläutert, so ist nirgend mehr ein Anlaß zu solchen, wenn unbewiesen hingestellt, geradezu unerlaubten Vermuthungen vorhanden.





Die österreichische Staatsconferenz von 1836.



Wie man weiß, ist die innere Geschichte Oesterreichs in der Periode 1815—1848 bisher sehr wenig bekannt. Vor 1848 war unser Wissen auf stolz einherschreitende, wenig ausgiebige officielle Zeitungsartikel, auf rhapsodische Erörterungen Friedrich's von Gentz, auf Schriften vom Schlage des Binder'schen Buches über Metternich beschränkt. Die Bewegung der Märzrevolution brachte einige rückblickende Erläuterungen, unter denen aber fast nur Graf Hartig's Genesis in gewissen Beziehungen lehrreich und nicht überall zuverlässig war. Dann hat Adolf Schmidt in seinen Zeitgenössischen Geschichten den Inhalt der schweizerischen Gesandtschaftsberichte aus Wien 1830 bis 1848 vorgelegt; die letzteren haben eben den Werth, wie er gewöhnlich der Kenntniß kleinstaatlicher Diplomaten innewohnt: die Herren erfahren mancherlei, was dem großen Publicum verborgen bleibt, aber nicht immer ist, was sie erfahren, genau oder vollständig. Springer's Geschichte Oesterreichs seit 1815 gibt für die vormärzliche Zeit hauptsächlich eine lichtvolle und durchweg gründliche Darlegung der Zustände und Einrichtungen; dabei ist die Zeichnung der hervorragenden Persönlichkeiten in lebendigen Farben und mit geistvollem Urtheil entworfen: aber auch er war nach der Beschränktheit

seines Materials wenigstens für jene frühere Epoche nicht in der Lage, den Einfluß und die Motive der einzelnen Personen in den einzelnen Momenten der innern Entwicklung aufzudecken.

Es bedarf nun keines Beweises, daß zu den Zeiten der heiligen Allianz, bei der vertrauten Intimität und des stets gemeinsamen Wirkens der Höfe von Berlin und Wien, außer den eignen Acten der kaiserlichen Regierung von keiner andern geschichtlichen Quelle so mannichfacher und eingehender Aufschluß erwartet werden kann, wie von den Berichten der preußischen Gesandtschaft am österreichischen Hofe, zumal wenn die Vertreter derselben so scharfe und zugleich so unbefangene Beobachter waren, wie in den dreißiger Jahren die Herren von Brockhausen und von Maltzan. Ich versuche demnach, wesentlich nach deren Mittheilungen einen Vorgang in helleres Licht zu rücken, der seiner Zeit großes Aufsehen machte, zwar viel besprochen wurde, aber wenig gekannt blieb, und doch die größte geschichtliche Wichtigkeit hatte, die Einrichtung der höchsten Regierungsgewalt nach dem Tode Kaiser Franz I., 2. März 1835.

Franz wurde nach einer 43jährigen Regierung durch eine Lungenentzündung unvermuthet schnell hinweggerafft. Bei seinem hohen Alter hatte man längst eine solche Katastrophe erwarten können, und immer mit Spannung, ja mit Schrecken daran gedacht. Denn der Thronfolger Ferdinand war in körperlicher und geistiger Beziehung regierungsunfähig: wie sollte es dann werden in einer Staatsverwaltung, welche durch Kaiser Franz in allen Theilen auf die persönlichste Entschließung des Souverains gestellt und eingerichtet war? In weiteren

bin ich überzeugt, daß es sich hier nur um einen Ausfluß politischen oder nationalen Fanatismus des einzelnen Mannes gehandelt hat. Die hochstehenden Personen, auf welche anklagende Vermuthungen gerichtet worden sind, Thugut, Pitt, Ludwig XVIII., Karoline von Neapel, hat man sämmtlich ohne den Schatten eines Beweises verdächtigt, immer nur aus dem Grunde, das spätere Schweigen der österreichischen Regierung zu erklären. Da sich dieses aber durch die obigen Thatsachen vollständig erläutert, so ist nirgend mehr ein Anlaß zu solchen, wenn unbewiesen hingestellt, geradezu unerlaubten Vermuthungen vorhanden.

Die österreichische Staatsconferenz von 1836.

verein zum Abschluß gebracht und durch dieses von Metternich geradezu als revolutionär bezeichnete Verfahren schlimmen Anstoß gegeben hatte. „So rückhaltslos und offen sich Metternich über die europäische Politik bei mir ausspricht, schrieb Maltzan, so stumm und kühl wird er bei jeder Berührung der deutschen Dinge; Oesterreich hat offenbar den alten Argwohn gegen uns noch nicht fahren lassen." Was das Verhältniß zu Rußland betraf, so kennt man die tiefe Verstimmung, welche seit dem Türkenkriege von 1828 zwischen beiden Höfen bestand. Kaiser Nikolaus hatte es dem österreichischen Kanzler nicht verziehen, daß derselbe damals eine große europäische Coalition gegen die russischen Fortschritte im Orient zu bilden versucht hatte. Dann hatte allerdings die gewaltige Erschütterung der Julirevolution, der belgischen und der polnischen Erhebung den Gegensatz einigermaßen zugedeckt: wie vor zehn Jahren schloß man sich wieder zusammen auf dem Boden der großen Grundsätze der Legitimität; aber in der Anwendung derselben wich man nach den verschiedenen beiderseitigen Interessen fast bei jeder Frage auseinander. Beide Höfe hatten begreiflicher Weise keinen lieberen Wunsch, als die Trennung des bösen englisch-französischen Bündnisses, beide schlugen jedoch zur Erreichung dieses Zieles völlig entgegengesetzte Wege ein. Metternich lebte und webte in dem Gedanken, den schlauen französischen Bürgerkönig auf die Seite der conservativen Allianz herüber zu ziehen; es war ihm gelungen, mit Louis Philippe eine private Correspondenz anzuknüpfen, in welcher der König die besten Gesinnungen an den Tag legte, höchst rücksichtslos über seine eignen Minister loszog, natürlich aber jede entschiedene Zusage vermied. Kaiser Nikolaus, welcher die Orleans von Grund seines Herzens haßte,

war über diesen Privatverkehr Metternich's wahrhaft grimmig, fuhr fort, den französischen König mit Unhöflichkeiten zu überhäufen und machte damit Metternich's liebsten Wunsch zunichte. Umgekehrt zeigte in einzelnen Momenten Nikolaus zur Förderung seiner türkischen Pläne eine gewisse Tendenz zur Verständigung mit England, worauf denn aber Metternich schlechterdings nicht einging, die englischen Gesandten in Wien so grob wie möglich behandelte und nur seufzte, daß Nikolaus zu diesem Whigministerium, zu der schlechtesten aller schlechten Regierungen, hinüber neige. Genug, bei allem legitimistischen Eifer, welchen Nikolaus und Metternich gemein hatten, war doch jedesmal dem Einen nicht genehm, was der Andere that, und Nikolaus sagte wohl: Wenn ich den Metternich sehe, schlage ich als guter Russe ein Kreuz.

Es war also sehr begreiflich, daß Metternich in seiner neuesten Lage des Wunsches voll war, die Dissonanzen in der großen conservativen Harmonie möglichst zu beseitigen, und zu diesem Behufe eine persönliche Zusammenkunft der drei Monarchen mit ihren leitenden Ministern vorschlug. Sowohl in Berlin als in Petersburg wurde der Antrag genehmigt, und im September 1835 fand die glänzende Versammlung in Teplitz statt. Metternich erfreute sich dort nicht unwesentlicher Erfolge. Nicht bloß fanden seine Erörterungen über die streitigen Punkte bei Nikolaus eine vollkommen freundliche Aufnahme, sondern es gelang ihm auch, den Abreden über die weitere Behandlung der schwebenden Fragen das seinem Sinne entsprechende Gepräge aufzudrücken. Förmliche Verträge wurden nicht beliebt, gemeinsame Actionen nicht beschlossen; man begnügte sich mit einem Austausch der Ansichten, welche dann in drei Denkschriften als

gemeinsame Richtschnur niedergelegt wurden. Die Summe derselben war, daß man jeden offensiven Schritt, jede herausfordernde Maßregel, jedes scharfe Auftreten vermeiden wolle. Preußen war mit einer solchen Politik des Friedens von Herzen einverstanden. Rußland, wenngleich etwas ungeduldig über ein System erfolgloser Unthätigkeit, fügte sich. Es ist, sagte Ancillon, die Kraft, welche ruht und dadurch imponirt. Es ist, meinte Nesselrode, die Kraft, welche nach den Umständen ruhen muß, und mithin eigentlich Schwäche ist.

Was nicht zum wenigsten den russischen Selbstherrscher bestimmen mochte, sich der reservirten und abwartenden Politik Metternich's anzuschließen, war die persönliche Bekanntschaft mit Kaiser Ferdinand. Schon vor zwei Jahren hatte ihm Franz mit großer Offenheit über die traurige Beschaffenheit seines Sohnes geredet; seitdem hatte Nikolaus mit schwerer Sorge dem wiener Thronwechsel entgegen gesehen, und fand jetzt in Teplitz seine Befürchtungen durch den Augenschein noch weit übertroffen. Wie sollte dieser unglückliche Mann zu den Zwecken einer Allianz mitwirken, deren Voraussetzung eine völlige Gleichheit in den Grundsätzen und ein reines wechselseitiges Vertrauen war? Zu Metternich aber hatte Nikolaus dieses Vertrauen ein für alle Male nicht, und so hatte er den lebhaften Wunsch, die Organisation der österreichischen Regierung möchte eine veränderte und festere Grundlage erhalten. In mehreren Gesprächen verhandelte er die Frage mit Metternich und Clam. Er behauptete mit dem größten Nachdruck, daß der vorhandene Zustand nicht die Kraft habe, irgend einer ernstern Krisis zu widerstehen. Die beiden Oesterreicher gaben sich Mühe, das Gegentheil zu beweisen; Nikolaus aber blieb unerbittlich bei seiner Meinung.

Ja noch mehr. Kaum waren die teplitzer Conferenzen geschlossen, so überraschte er die Welt durch eine Eilfahrt nach Wien, angeblich um der Kaiserin-Wittwe sein Beileid über den Tod Franz I. persönlich auszudrücken. Er blieb dort einen Tag, verkehrte nur mit der kaiserlichen Familie, und kam dann, auffallend ernst und schweigsam, nach Petersburg zurück.

War nun Metternich für den Augenblick über den Weltfrieden beruhigt, so lag die weitere Aufgabe vor, die Klippen, die sich in der innern Politik zeigten, mit gleich geschickter Hand zu umschiffen. Es war nicht der Krankheitszustand des Kaisers, welcher die Aufgabe erschwerte; die Meinung ist nicht begründet, daß derselbe sich zuweilen durch Unberufene seine Unterschrift hätte ablocken lassen: Ferdinand hatte so viel Bewußtsein über seine Lage, daß er nur auf ministeriellen Antrag unterzeichnete, und als ein einziges Mal das Gegentheil geschehen war, auf die erste Vorstellung des Ministers seine Unterschrift auf der Stelle selbst wieder cassirte. Auch als im November 1835 Erzherzog Karl plötzlich aus seiner Zurückgezogenheit hervortrat, und dem Staatskanzler erklärte, er habe sich überzeugt, daß die Armee eines Oberkommandirenden bedürfe, und biete deshalb dem Kaiser seine Dienste an, kostete es Metternich keine Mühe, dieses Auftauchen einer neuen Tendenz zurückzuweisen. Der Erzherzog hatte gleich nach der Julirevolution dem Kaiser Franz mehrere Denkschriften erfüllt von liberalen Reformideen vorgelegt, und war deshalb von seinem Bruder mit schneidender Ungnade bedacht worden; derartige Anschauungen hatten auch jetzt in den herrschenden Kreisen keine Freunde, und so erhielt Karl nach wenigen Tagen von dem kaiserlichen Neffen ein Handschreiben mit dem Bedauern, daß man von seinem gütigen

Anerbieten keinen Gebrauch machen könne. Die wirklichen Sorgen entwickelten sich für Metternich an andern Stellen. Von entgegengesetzten Seiten her fand er sich in Anspruch genommen.

Bekanntlich hatte sich in dem damaligen Oesterreich unter Franz I. eine höchst eigenthümliche, zugleich weitschichtige und lockere Weise der höchsten Verwaltung gebildet. Die Ministerien, oder wie sie dort hießen, die Hofstellen, waren, mit Ausnahme des auswärtigen und des Polizei-Amtes, collegiale Behörden, deren Präsidenten die Beschlüsse des Collegiums schriftlich dem Kaiser einzureichen hatten. Dieser pflegte dann über den Antrag einer Hofstelle zunächst ein Gutachten des Staatsraths einzuholen, der in vier Sectionen, für Justiz, Finanzen, Inneres und Krieg getheilt war; der Antrag der Hofstelle wurde darauf von der betreffenden Section empfehlend oder ablehnend dem Kaiser zurückgereicht. Wenn die Section der Hofstelle widersprach, so überwies Franz in der Regel die Sache zur letzten Erörterung an die sogenannte Conferenz, bestehend aus den titulirten Conferenzministern, welche Würde damals neben zwei invaliden Ehrenmitgliedern dem Fürsten Metternich als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten und dem Grafen Kolowrat als bestem Kenner der innern Verwaltung zu Theil geworden war, und diese zogen dann zu ihrer Berathung die betreffende Section des Staatsraths behufs begutachtender Auskunft hinzu. Es gab also drei Reihen oder Etagen von Ministerien über einander, ein Luxus von Berathungsinstanzen, der aus dem steten Mißtrauen Franz I. gegen sich selbst und alle andern Menschen hervorgewachsen war. Dasselbe Gefühl trieb ihn dann aber auch wieder, gelegentlich den Antrag einer Hofstelle aus irgend einem Grunde gerade gar nicht an den Staatsrath,

sondern bald direct an einen Conferenzminister, bald auch an irgend eine andere Vertrauensperson zu verweisen und nach deren Berichte zu entscheiden, und somit die Competenz der einzelnen Behörden fortwährend schwankend und flüssig zu erhalten. So hatte er in seinen letzten Jahren manche wichtige Frage dem Erzherzog Ludwig, sodann aber durchgängig die Justiz- und die meisten Finanzsachen ebenso wie die der innern Verwaltung dem Grafen Kolowrat zugehen lassen, welcher auf diese Art, abgesehen von Polizei und Armee, factisch die Stellung eines dirigirenden Ministerpräsidenten über alle andern Ressortchefs gewonnen hatte. Vergegenwärtigt man sich die Gesammtheit dieser „Staatsmaschine", wie man in Oesterreich sagte, so ist es klar, daß der einzige Nagel, welcher die zahlreichen Stücke derselben zusammenhielt, die Person des Kaisers war, und bei der mit dem Thronwechsel eingetretenen Nichtigkeit desselben Haltlosigkeit, Stockung und Verwirrung an allen Enden sichtbar werden mußte.

Zunächst begann die kaiserliche Familie zu grollen. Dem Namen nach war sie allerdings in dem Regimente durch den Erzherzog Ludwig vertreten. Allein eine feste und regelmäßige Wirksamkeit hatte doch auch dieser nicht; er war weder Mitglied der Conferenz noch des Staatsraths; er bearbeitete die Sachen, welche der Kaiser, und das hieß damals Metternich, ihm zuschrieb. Dabei war er bei aller Geschäftskenntniß und Unermüdlichkeit ein langsamer Geist und ein energieloser Charakter, wohl zu zähem Widerstande, jedoch nicht zu activem Vordringen geeignet, und demnach wie sein verstorbener Bruder ein stumpfer Conservativer und Feind jeder Neuerung. So war es kein Wunder, daß er trotz seiner hohen Stellung in der Sache wenig

vermochte, und sich allmählich immer unbehaglicher in der factischen Leerheit seines Wirkens fühlte. Auch die übrigen Erzherzöge waren unzufrieden mit der Allmacht der Minister, in der sie eine unerträgliche Herabwürdigung des Kaiserhauses sahen; am lebhaftesten sprach sich in diesem Sinne Erzherzog Johann aus, während die andern Prinzen, die zugleich Länderchefs waren, sich in etwas beschwichtigen ließen, indem die Minister — nicht immer zum Vortheile des Reiches — ihnen eine beinahe unbedingte Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer Provinzen einräumten. Dazu kam endlich der Einfluß der Damen, der Kaiserin-Mutter, der regierenden Kaiserin, der Gemahlin des Thronfolgers Franz Karl, die sich besonders lebhaft für eines der letzten Worte des Kaisers Franz, für die Befreiung der katholischen Kirche aus den Banden der Staatsgewalt, interessirten, und schon deshalb mit den überlieferten Tendenzen der Regierung durchaus nicht einverstanden waren.

Diese Stimmungen der höchsten Kreise, die stationäre des Erzherzogs Ludwig, die kirchliche der fürstlichen Frauen, trafen unter den Ministern bei weitem am schärfsten den Grafen Kolowrat. Denn Metternich hatte es von jeher geliebt, in den Fragen der innern Politik jede scharf gezeichnete Stellung zu vermeiden, und sich äußerlich eine nach allen Seiten offene Neutralität zu wahren. Er war kein Freund der klerikalen Bestrebungen, hatte sich jedoch höchstens indifferent verhalten. Er war durchaus kein Gegner administrativer Reformen, nahm aber an ihnen ein positives Interesse nur dort, wo sie als Machtmittel der Monarchie zur Sprache kamen. Seit dem Tode des Kaisers Franz hielt er anfangs die einheimische Ver-

waltung fortdauernd im Auge, überließ aber bald wieder die Arbeit und die Verantwortlichkeit in allen Zweigen dem auf diesem Gebiete heimischen Collegen, von welchem er dann allerdings eine volle Unterordnung unter seine allgemeinen Gesichtspunkte erwartete. Eine Weile blieb dies Verhältniß ungestört. Kolowrat war rührig, aber nicht fleißig, voll lebendiger Interessen, aber nicht stetig, oft empfindlich und reizbar, dann aber wieder unentschlossen und fügsam. Man hat ihn damals oft als den Vertreter des Liberalismus in Oesterreich gepriesen, und ihm dann wieder in späterer Zeit als völlig farblos und nichtig jede Gesinnung abgesprochen. Beides ist übertrieben. Kolowrat dachte nicht an Parlamente, Preßfreiheit oder Vereinsrecht. Aber er war ein rückhaltloser Gegner des hierarchischen Druckes, ein rüstiger Kämpfer für die Befreiung der Arbeit und des Verkehrs, ein unermüdlicher Beförderer der Verwaltungsreform. Er hatte also die Richtung der Wünsche mit Metternich gemein: und was ihn von diesem unterschied, war die Offenheit, womit er sie bekannte und dafür wirkte. Daß er in dieser Thätigkeit nicht lau wurde, dafür sorgten die Verhältnisse vielleicht noch mehr als sein Temperament. Denn auf Kolowrat lag die oberste Leitung der Finanzen, und der österreichische Staatshaushalt ergab damals ein jährliches und folglich anwachsendes Deficit von ungefähr 30 Millionen: bekanntlich aber gibt es auf dieser Erde keinen beredteren, noch ungeduldigeren Reformprediger als ein solides und kräftiges Deficit. Kolowrat wünschte also dringend zu reformiren; er hätte viele Vorschläge machen können, für welche er Metternich's herzliche Zustimmung gehabt hätte; zu seinem Unglücke [illegible] er sich damals für eine Forderung, durch die

er mit Metternich, und nicht bloß mit diesem, in heftigen Gegensatz gerieth.

Nach dem Antrage des Hofkammer-Präsidenten oder Finanzministers Eichhoff begehrte er im Staatsrathe, um sofort eine bedeutende Ersparniß zu gewinnen, eine große Reduction des Heerbestandes, Januar 1836. Der Hofkriegsrath-Präsident, Graf Hardegg, erklärte das für unmöglich; Graf Clam, so eben mit durchgreifenden Verbesserungen in allen Theilen des Kriegswesens beschäftigt, erhob einen heftigen Protest, und Metternich, gleich sehr beunruhigt durch die Fortdauer des spanischen Bürgerkrieges und eine unerwartete englische Flottenrüstung, sowie durch die stets wachsende Gährung in Ungarn und eine eben entdeckte republikanisch-panslavistische Verschwörung in Galizien, wollte von einer Abrüstung nicht reden hören. Schlechterdings wollte er es nicht gestatten, daß irgend ein inneres Ressort gegenüber der hohen Politik nicht mehr als dienendes Mittel, sondern als ausschlaggebende Macht auftreten sollte. Eichhoff erhielt als einzigen Bescheid die Weisung, einen neuen Finanzplan auszuarbeiten, und sehr bald ging in Wien das Gerücht umher, daß er in kurzer Frist trotz Kolowrat's Unterstützung sein Amt werde aufgeben müssen. Gleichzeitig stellte eine andere politisch-principielle Frage das Verhältniß der beiden leitenden Minister auf eine zweite, noch schärfere Probe.

Seit Jahren verkörperten sich die klerikalen Stimmungen des Hofes vor Allem in dem Wunsche, den Jesuiten-Orden, der bisher nur in Galizien einige Niederlassungen gehabt und dort soeben einen fröhlichen Chicanenkrieg gegen die protestantischen Gemeinden eröffnet hatte, in allen Kronlanden zuzulassen, und ihm insbesondere den höhern Unterricht zu

überliefern. Schon Franz I. war zu günstigen Verheißungen dieser Art an den Pater-General bestimmt worden, jedoch hatten bisher die Minister, Metternich ebenso wie Kolowrat, die Ausführung derselben stets zu hintertreiben gewußt. Jetzt regte ein besonderer Umstand die Sache von Neuem an. Im Jahre 1835 war ein sehr reicher Capitalist in Verona gestorben, und hatte sein ganzes kolossales Vermögen den österreichischen Jesuiten unter der Bedingung vermacht, daß sie vor Ostern 1836 im ganzen Kaiserstaate zugelassen wären. Auf diesen Anlaß rührten sich alle Freunde des Ordens in Wien mit glühendem Eifer; der Präsident der Hofkanzlei (Ministerium des Innern), Graf Mittrowsky, beantragte die Genehmigung, und im Staatsrathe erfolgte eine äußerst lebhafte Debatte. Kolowrat, seiner Vergangenheit getreu, stimmte mit festem Nachdruck gegen den Orden, erlebte aber zu seiner großen Ueberraschung, daß der früher stets gleich gesinnte Metternich jetzt Partei für die Jesuiten ergriff, und die Zulassung durchsetzte, weil, wie er sagte, die bisherigen Lenker des Schulwesens in Oesterreich, die Piaristen, völlig verkommen seien, und mithin die Uebertragung der Gelehrtenschulen an die Jesuiten eine entschiedene Verbesserung des Zustandes in sich schließe. Daß dies nicht der eigentlich bestimmende Grund für ihn war, wird sich kaum bezweifeln lassen; für ein Weltkind, wie er es war, hätte der Gedanke nahe genug gelegen, die Schulen durch weltliche Kräfte ohne alle Ordenshülfe auf guten Fuß zu bringen. Auch seine Revolutionsscheu reicht zur Erklärung nicht aus, einer Erwägung etwa, daß es immer räthlicher sei, die Jugend durch Jesuiten als durch Demokraten erziehen zu lassen: denn dazu war zur Zeit Franz I., wo er Jesuitengegner war, ebenso viel Grund

vorhanden, wie jetzt, wo er sich des Ordens annahm. Offenbar hat ihn die augenblickliche Conjunctur entschieden, also ein Mißtrauen gegen Kolowrat's kurz vorher eigenwillig hervorgetretene Macht, und dazu der Wunsch, die eigne Stellung durch die Sympathie der kaiserlichen Damen und Erzherzoge zu stärken. Um noch einige Jahre der Herr in Oesterreich zu bleiben, hat er den ultramontanen Eroberern die Thore der Burg eröffnet, er, der keineswegs, wie ihn liberale Gegner oft geschildert, ein leichtsinniger oder kurzsichtiger Staatsmann war.

Immer ging auch jetzt seine Meinung nicht auf offenen Bruch mit Kolowrat, wie denn den Gewohnheiten der damaligen wiener Politik nichts ferner lag, als Vorgänge, welche Aufsehen erregen und Zweifel an der Trefflichkeit des bisherigen Zustandes hätten erwecken können. Auf's Neue kam die Frage des Deficits zur Verhandlung; glücklicher Weise zeigten sich in Europa verschiedene der Erhaltung des Friedens günstige Aussichten, und indem jetzt Metternich seine Zustimmung zur Demobilisirung eines großen Theiles der Armee gab, konnte Eichhoff beinahe 12 Millionen ersparen, ohne daß Clam seine Reformen hätte ganz unterbrechen müssen, was freilich ein dauerndes Mißvergnügen in der Armee gegen den kargen Minister nicht hinderte. Dann aber faßte Kolowrat neben der Verminderung der Ausgaben auch, was wichtiger war, eine Steigerung der Einnahmen ins Auge. Wie die Dinge in Oesterreich lagen, hätte niemand von verschwenderischer Ausstattung irgend eines Dienstzweiges reden können: die Noth des Budgets beruhte vielmehr vor Allem auf der kümmerlichen Entwicklung der innern Hülfsquellen und des äußern Verkehrs des Landes, und jeder helfende Schritt in dieser Richtung war

eines segensreichen Erfolges sicher. Schon im Jahre 1833 hatte Metternich, angeregt durch die Entwicklung des deutschen Zollvereins, bei Kaiser Franz die allgemeine Vertauschung des bisherigen Prohibitivsystems gegen mäßige Schutzzölle beantragt, war aber bei der starren Unbeweglichkeit des alten Kaisers nicht durchgedrungen. Jetzt griff Kolowrat einen einzelnen Punkt heraus, und schlug im Staatsrathe die Herabsetzung des Zolles, welcher jede Einfuhr fremden Zuckers hinderte, auf eine Steuer von 10% des Werthes vor. Auch hier erhob sich Widerspruch, indessen der Minister wies in unwiderleglicher Weise nach, wie das bisherige Gesetz zum offenbaren Schaden der Staatskasse und des Publicums lediglich ein gewinnreiches Monopol der einheimischen Zuckerfabrikanten constituire, und setzte nach langen Verhandlungen endlich seine Ansicht durch. Die entsprechende kaiserliche Verfügung wurde gezeichnet, und Kolowrat ging darauf Anfang Juli zur Erholung auf seine böhmischen Güter, um von dort im August sich nach Prag zu begeben, wo anfangs September die feierliche Krönung Kaiser Ferdinand's zum König von Böhmen stattfinden sollte.

Während seiner Abwesenheit aber waren die Gegner geschäftig. Kaum war die Verordnung über die Zuckerzölle in den deutschen Kronlanden publicirt worden, so erhoben sich die gekränkten Fabrikanten mit wildem Lärmen. Sie jammerten über ihren vollständigen Ruin, und da auch Metternich abwesend war, brachten sie ihre zornigen Klagen an den Erzherzog Ludwig. Ein großer Theil des Adels, zahlreiche höhere Officiere, alle Freunde der Jesuiten unterstützten sie auf das Lebhafteste, und die Erzherzöge waren der Meinung, es sei ein guter Anlaß, um einmal den hochmüthigen Ministern zu zeigen,

wem im Grunde die Macht zustehe. Genug, ohne Kolowrat auch nur zu fragen, nahm Erzherzog Ludwig es auf sich, die eben erschienene Verordnung zu suspendiren und, wie die Fabrikanten sich rühmten, diesen geradezu zu versprechen, daß es dabei für immer sein Bewenden haben werde. Kolowrat empfing die Kunde inmitten der prager Festlichkeiten. Nach dem tiefen Verdrusse über die jesuitische Sache, nach den langen und immer noch fortdauernden Zänkereien mit der Kriegsverwaltung, dünkte ihm jetzt mit dieser öffentlichen Verletzung das Maß voll zu sein. Er überreichte dem Kaiser seinen Antrag auf Entlassung.

Dies war denn in dem damaligen Oesterreich ein Ereigniß von höchst sensationeller Bedeutung. Metternich, welcher das Stellen einer Kabinetsfrage eine specifisch-englische, in andern Staaten nicht brauchbare Erfindung zu nennen pflegte, suchte zu vermitteln; denn so sehr er dem großen Collegen in etwas die Flügel zu stutzen bereit war, so unliebsam dünkte ihm doch die öffentliche Erklärung eines tiefen Zwiespaltes in der bisher so ruhig-stolz, so festgeschlossen einherschreitenden Regierung. Die Kaiserinnen ließen sich in demselben Sinne bestimmen, an Kolowrat zu schreiben; der Kaiser selbst lehnte die Entlassung in den ehrenvollsten Ausdrücken ab. Kolowrat erklärte dann, daß wenigstens ein sechsmonatlicher Urlaub für seine zerrüttete Gesundheit nothwendig sei; das Letzte, was er sich durch Metternich noch abdingen ließ, war eine Zusage, seine italienische Reise so einzurichten, daß er im November Wien berührte und dort das Budget feststellen hälfe.

In der Hauptstadt wie im Lande war unterdessen das Aufsehen außerordentlich. Die Volksstimme sprach sich ganz und gar für Kolowrat aus, mit einer solchen Lebhaftigkeit und

Erregung, daß Maltzan im ersten Augenblick meinte, bei richtiger Benutzung derselben könnte Kolowrat seinen Gegnern jede beliebige Friedensbedingung auferlegen. Der Graf aber saß statt dessen unthätig in seinem böhmischen Schmollwinkel, und in der Bevölkerung verrauchte das Interesse an der Kabinetskrisis bald genug. Metternich that das Seine, den Vorgang als höchst unerheblich erscheinen zu lassen. „Ich will Ihnen, sagte er dem preußischen Gesandten, die reine Wahrheit enthüllen. Herr von Kolowrat leidet viel am Unterleib. Zwei Mal jährlich, meist um die Nachtgleiche, hat er seine Anfälle, so auch in diesem Jahre. Dann ist auch sein geistiger Zustand sehr afficirt, und so denkt er jetzt, er bedürfe einer Reise nach Italien. Ich hoffe, daß er sein letztes Versprechen erfüllt, und im November herkommt. Freilich weiß ich nicht, ob er Wort halten wird; ich würde sehr großen Werth darauf legen, damit das Publicum nicht mehr an einen Streit zwischen uns glaube. Was über die Zuckerzölle erzählt wird, ist eitel Fabel; Kolowrat hatte der Verordnung des Erzherzogs Ludwig vor ihrem Erlasse seine volle Zustimmung gegeben. Sollte er übrigens wirklich abgehen, so würde sich hier nichts ändern, ja es würde niemand seine Abwesenheit bemerken.“ Maltzan berichtete diese Aeußerungen seinem Hofe, mit der sehr bestimmten Versicherung, daß dieselben der Wirklichkeit keineswegs entsprächen. Vor Allem war es nicht richtig, daß keine Aenderungen in dem bisherigen Zustande beabsichtigt würden. Vielmehr benutzte Metternich die Abwesenheit seines Collegen rasch und gründlich, um demselben für alle Zukunft die Nothwendigkeit der gebührenden Unterordnung klar zu machen. Er sollte wieder auf seine ursprüngliche Sphäre, das Präsidium in der Staatsraths-

section des Innern, beschränkt, Justiz und Finanzen also seiner obern Leitung entzogen werden. Metternich, schon jetzt von Clam und Hardegg auf alle Weise unterstützt, konnte dann Kolowrat gegenüber ein für alle Male auch auf die Anhänglichkeit der beiden von diesem emancipirten Minister zählen. Diese Dinge waren bereits festgestellt, als Kolowrat endlich am 14. November in der Hauptstadt anlangte. So fand er die Lage wenig günstig für seine Wünsche. Seine Nächststehenden waren ihm abwendig gemacht; die einflußreichen Vertreter der Armee hatte er sich durch seine Sparsamkeit, den Hof und die kaiserliche Familie durch seine Feindschaft gegen die Jesuiten entfremdet. Was ihn hielt, war einzig der Wunsch Metternich's, einen öffentlichen Bruch zu vermeiden, und der Regierung den Börsencredit Kolowrat's zu erhalten. Es entspann sich nun eine langwierige Verhandlung. Es zeigte sich bald, daß Kolowrat lieber blieb als ging, aber auch, daß es ihm schwer wurde, über die Bedingungen zu einem Entschlusse zu kommen. Die Frage wurde weiter verwickelt, als sich jetzt auch die Ansprüche der Erzherzöge geltend machten. Maltzan berichtet, daß Metternich sich lange gegen die officielle Einsetzung eines Chefs der Regierung gesträubt, Kolowrat aber daraus die unabweisliche Bedingung seines Wiedereintrittes gemacht habe: man wird also schließen können, daß der Letztere, zur Zeit in Metternich den eigentlichen Gegner erkennend, sich dem Erzherzog Ludwig genähert, und dessen feste Ernennung zum Präsidenten der Staatsconferenz beantragt hat. Er erlangte dafür von diesem eine Concession in der Frage, welche den unmittelbaren Anlaß zur Krisis gegeben hatte; es wurde eine vermittelnde Ordnung des Zolltarifs beschlossen. Sodann

weigerte Kolowrat sich ganz entschieden, in die Staatsraths-section des Innern mit der angegebenen Beschränkung einzutreten, und man kam überein, daß er statt dessen Mitglied der Staatsconferenz, jedoch ausschließlich für die Finanzfragen, bleiben solle. Endlich bewirkte, wie es scheint, Metternich, daß außer dem Erzherzog Ludwig auch der präsumtive Thronfolger Franz Karl, ein warmer Freund des Fürsten, zum ordentlichen Mitgliede der Staatsconferenz ausersehen wurde.

Hiernach wurde am 6. December abgeschlossen. Es wurde jetzt als Vertreter des Kaisers Erzherzog Ludwig und in dessen Abwesenheit Fürst Metternich Präsident der Staatsconferenz; neben ihnen waren ordentliche Mitglieder Erzherzog Franz Karl und, für die Finanzen, Graf Kolowrat. Der Präsident erhielt das Recht, nicht bloß wie bisher eine Section des Staatsraths, sondern mehrere oder alle, und außerdem auch die Präsidenten der Hofstellen zu den Sitzungen hinzuzuziehen. Eine Aenderung in der Competenz und dem weitläufigen Instanzenzug innerhalb der Centralbehörden fand nicht statt; die einzige Neuerung auf diesem Gebiete bestand in der Möglichkeit, zu den Sitzungen der Conferenz eine größere Zahl verschiedener Beamten, und insbesondere die Präsidenten der Hofstellen zu berufen. Ebensowenig trat in dem Verhältniß der Conferenz zu dem Kaiser eine Aenderung ein; der Kaiser leistete nach wie vor seine Unterschriften; von der officiellen Einsetzung einer Regentschaft war hier keine Rede. In der That, für eine stärkere Einheit der österreichischen Staatsgewalt hatte man in den Beschlüssen des 6. December sehr wenig gesorgt. Es handelte sich eben bei ihnen nicht um die Schaffung eines entscheidenden souveränen Willens, sondern lediglich um eine neue Regulirung der

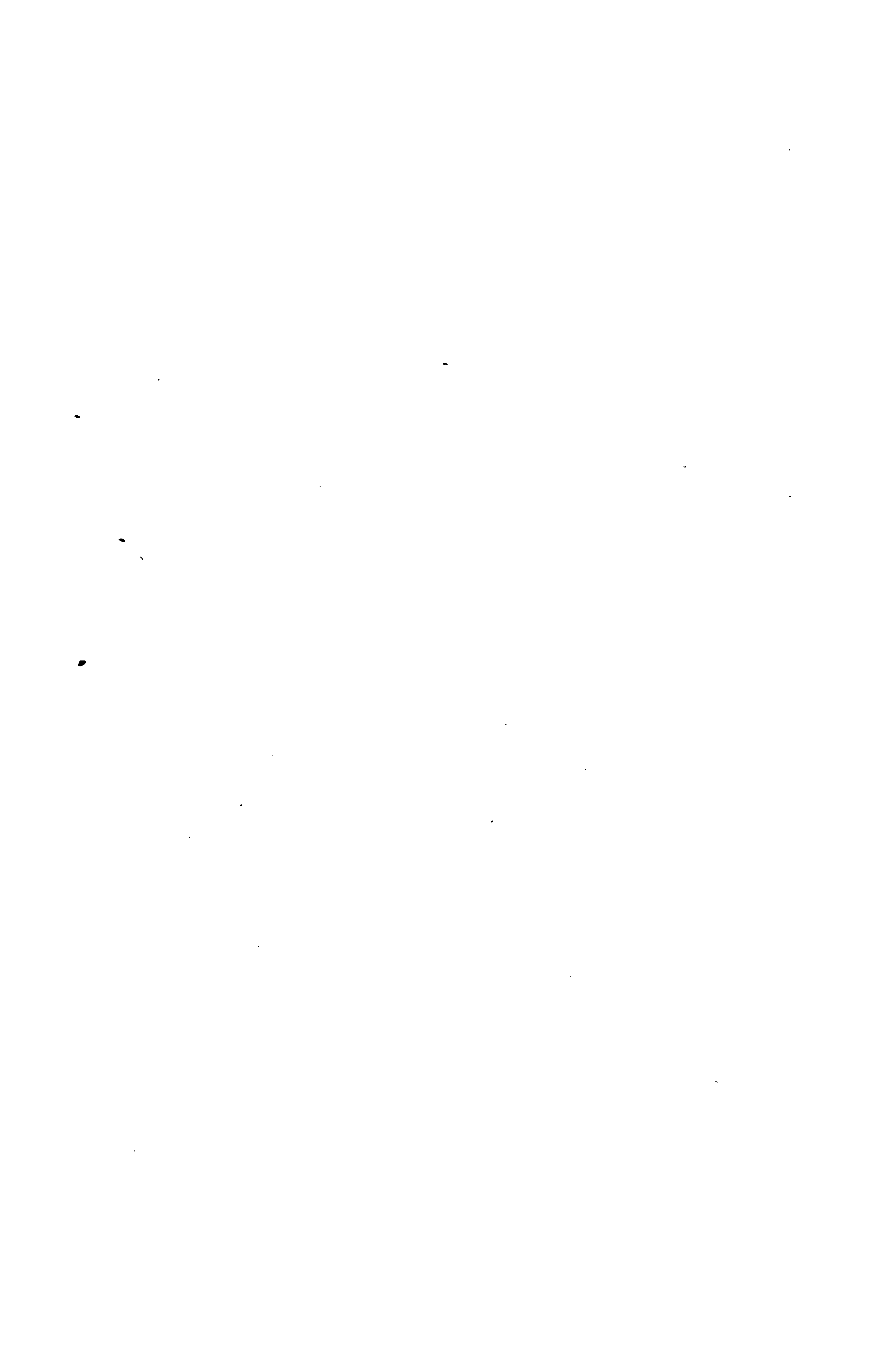
persönlichen Machtfragen innerhalb des ministeriellen Kreises, um eine Erhebung Metternich's, ein Herunterdrücken Kolowrat's, eine officielle Stellung des Erzherzogs Ludwig. Die Freunde Metternich's hielten den Letzteren nur für einen Strohmann, der ihrem Führer nie die wirkliche Gewalt streitig machen könne; den Grafen Kolowrat meinten sie politisch vernichtet zu haben, und hofften ihn demnächst ganz abzustoßen. Metternich selbst erinnerte sich der russischen Kritik in Teplitz, und schrieb für den Kaiser Nikolaus eine lange Abhandlung, worin er demselben die Trefflichkeit des neuen, für Oesterreich einzig brauchbaren Systemes lehrhaft entwickelte. Aber er machte nur geringen Eindruck damit. Nikolaus war weit entfernt, eine Heilung der durch ihn 1835 betonten Uebelstände von der neuen Einrichtung zu hoffen. Weihnachten 1837 besprach er mit dem preußischen Militärbevollmächtigten, dem Obersten von Rauch, die Gefahren, welche die österreichische Monarchie in Ungarn bedrohten. „Was wäre," rief er, „bei dem Zustande der österreichischen Regierung in Momenten der Gefahr, bei dem Ausbruch einer Revolution, wo die höchste Energie eines Einzigen zur Anspannung aller Kräfte nöthig ist, zu erwarten! Dann würde die Verwirrung allgemein werden, Italien verloren gehen, und endlich nichts die Franzosen abhalten, über die Grenze vorzubrechen." Bald genug sollte die Erfahrung darthun, wer von den beiden Staatsmännern das Richtige gesehen hatte.

Zunächst zeigten sich Metternich's Vorstellungen über die nächsten persönlichen Beziehungen trügerisch. Wie geringschätzig er sich auch in jenem Schreiben für Nikolaus über Kolowrat ausgesprochen, schon 1837 veranlaßte ihn die stets bedrohlichere

Verwicklung der ungarischen Angelegenheiten, wieder ein festeres Einvernehmen mit dem Grafen herzustellen. Es gab auch später gelegentlich einzelne Differenzen, die aber ohne dauernde Folgen blieben. Seit dem Jahre 1840 aber bestimmte die Lage Europas, und insbesondere die Entwicklung der preußischen Verhältnisse, den Fürsten immer mehr, die von Kolowrat vertretenen Gedanken einer administrativen Reform selbst wieder aufzunehmen: da hatte er denn kein Interesse mehr, dem Grafen die allmähliche Herstellung seines Einflusses auf dem Gesammtgebiete der innern Politik zu wehren. Allein beide Staatsmänner mußten jetzt erleben, daß ihre sämmtlichen Pläne an der absoluten Neuerungsfurcht des angeblichen Strohmannes, des Erzherzogs Ludwig, scheiterten, und Oesterreichs altes Regime sich in immer trostloserer Dürre fortschleppte, bis dann der Sturm von 1848 hereinbrach, jene Voraussage des russischen Kaisers vollständig erfüllte und die ganze Staatsconferenz und ihre rivalisirenden Häupter hinwegfegte.

Als bald nachher Metternich in London dem ebenfalls exilirten Guizot begegnete, äußerte er einmal gegen den französischen Unglücksgenossen: Ich kann mit Befriedigung sagen, daß der Irrthum niemals meinen Geist berührt hat. Guizot antwortete: Ich bin glücklicher, mein Fürst; ich habe es oft eingesehen, daß ich mich getäuscht hatte.

Klerikale Politik im 19. Jahrhundert.



In den letzten Jahren haben wir über die moderne Kirchen=politik eine Fülle von lehrreichen und überraschenden Aufschlüssen erhalten, für Deutschland durch die archivalischen Forschungen von Mejer, Schulte, Friedberg, Nippold, Sicherer, für die außerdeutschen Lande durch die historischen Werke von Baum=garten, Reuchlin, Ruth, Rogge, Theiner, d'Haussonville, sowie durch eine Reihe schätzbarer monographischer Arbeiten. Doch scheint das meiste bisher nur dem Kreise der Fachgelehrten be=kannt geworden zu sein; ich bin also gerne dem Wunsche vieler Zuhörer gefolgt, eine übersichtliche Zusammenstellung jener Er=gebnisse in den nachstehenden im Jahre 1874 gehaltenen Vor=trägen dem Drucke zu übergeben.

I.

Von dem Streite zwischen Staat und Kirche, der heute fast Europa erfüllt und quer durch Deutschland von einem Ende zum andern durchgeht, ist nichts anziehender, als der Contrast zwischen den Erklärungen, welche die streitenden Parteien über ihre eigenen Ziele und die der Gegner geben. Der Staat und mit ihm die liberalen Parteien versichern, daß sie entfernt an keinen Eingriff in die persönliche Glaubensfreiheit, in die Fragen des religiösen Gewissens, in die Formen der Gottesverehrung und der Seelsorge denken. Was sie behaupten, ist die drohende Kraft der nationalen Gesetzgebung über die äußeren Rechtsverhältnisse aller Individuen und Corporationen, welche auch der im Staate bestehenden Kirchengemeinden und Religionsgesellschaften. Sie sind bereit, denselben alle wünschenswerthen Freiheiten, so gut wie den Stadt- und Landgemeinden, den Universitäten und den gewerblichen Corporationen, zuzuerkennen, nur daß das Maaß dieser Freiheiten hier wie dort durch die nationale Gesetzgebung festgestellt werde. Gerade darin finden sie jedenfalls die unerläßliche Schutzwehr für die persönliche Religionsfreiheit gegen hierarchische Willkür und Unterdrückung, als das wichtigste Bollwerk nationaler Selbständigkeit gegen die Erneuerung der mittelalterlichen Weltherrschaft der Kirche.

Mit lebhaftem Eifer weist dagegen die klerikale Partei diese ganze Darstellung zurück. Wenn man sie hört, so enthält der Anspruch des Staates, Gesetze über kirchliche Rechtsverhältnisse zu erlassen, eine rechtswidrige und tödtliche Gefahr für die katholische Religion. Ihr Kampf gegen die neuen preußischen Gesetze sei also ein Kampf für die Freiheit des persönlichen Gewissens, für die zur Frömmigkeit eines Jeden unentbehrliche Selbständigkeit der Kirche. Sie wollen, sagen sie, Freiheit für sich, Freiheit für die Kirche, Freiheit für Alle. Was sie bestreiten, sei die moderne, heidnische Allgewalt des Staates. Demnach fordern sie Einschränkung der Staatsbefugnisse auf allen Seiten, Verminderung der Steuern und des Heeres, Abschaffung der Gesundheitspolizei und der Schulpflege, Wegfall jeder Staatsaufsicht über die Kirche. Sie wollen keine Beschränkung der individuellen Freiheitsrechte durch den Staat zugeben, und begehren allgemeines Wahlrecht, vollständige Entfesselung der Presse und der Vereine, Lehrfreiheit für Jeden und Vernichtung des staatlichen Schulzwangs. So berühren sie sich in der Bestreitung der Staatsmacht mit den weitest gehenden radicalen Parteien. Wird ihnen nun eingewandt, daß sie nur deshalb die Einzelnen dem Staate entziehen wollen, um sie der Kirchengewalt zu überliefern, werden sie daran erinnert, daß die Päpste im Mittelalter alle geistige Freiheit mit Feuer und Schwert unterdrückt und von Königen und Völkern die unbedingteste Unterwerfung gefordert haben, so versichern sie, es sei höchst gehässig, Anschauungen, die vor einem halben Jahrtausend vorgekommen und in den damaligen Verhältnissen guten Grund gehabt, jetzt unter völlig veränderten Zuständen gegen sie in das Feld zu führen. Kein Mensch in der Kirche

verkenne, daß die Erneuerung des Mittelalters heute unmöglich sei; es sei eine grobe Lüge, wenn jemand behaupte, daß die heutige Kirche danach strebe, eine Lüge, wenn jemand ihnen einen andern Zweck als die Freiheit des religiösen Gewissens und die Pflege der religiösen Frömmigkeit unterschiebe. Allerdings hat auch der von ihnen als unfehlbar anerkannte Papst bei mannichfaltigen Anlässen sich alle Rechte seiner alten Vorgänger beigelegt: wenn dies aber unsern Klerikalen vorgehalten wird, so ist die einfache Antwort, das Alles sei nichts als der in Rom einmal übliche Kanzleistyl, der schlechterdings nicht mehr praktische Bedeutung habe, als im bürgerlichen Briefwechsel die Anrede Ew. Wohlgeboren.

Hiemit kommt nun der Streit auf das Gebiet der geschichtlichen Thatsachen, und sofort, was bei dogmatischen Händeln unerreichbar ist, zu der Möglichkeit einer sichern Entscheidung. Die Frage, ob die Kirche zur Beherrschung der Welt berechtigt sei, entzieht sich jedem wissenschaftlichen Beweis und Gegenbeweis; die Frage aber, ob das Papstthum des 19. Jahrhunderts die Weltherrschaft erstrebe, ist der historischen Betrachtung ebenso zugänglich wie jedes andere irdische Ereigniß. Wir wollen nicht vom Mittelalter reden, welches, wie man betheuert, uns so himmelweit entfernt liegt und niemals wiederkehren kann. Aber auch in den letzten fünfzig Jahren haben die Päpste und ihre Anhänger Gelegenheit genug gehabt, ihre Forderungen und ihre Zwecke nicht bloß in Kanzleiphrasen, sondern mit äußerst praktischen Handlungen zu bezeichnen. Eine übersichtliche Betrachtung derselben wird vielleicht eine bündige Antwort auf die Frage geben, ob es sich dabei um die Freiheit des religiösen Gewissens oder um klerikale Weltmacht handelt.

Eben hier, um dies ein für alle Male zu betonen, liegt für uns auch der Unterschied zwischen den beiden Bezeichnungen Katholisch und Klerikal. Katholisch ist ein Jeder, der über Gott und göttliche Dinge sich zu den von der katholischen Kirche verkündeten Lehren bekennt. Klerikal dagegen nennen wir denjenigen, der für die geistlichen Beamten Herrscherrechte über die Dinge dieser Welt, über Staat, Schule und Wissenschaft begehrt. Offenbar können klerikale Bestrebungen innerhalb jeder Confession erscheinen, die überhaupt geistliche Behörden besitzt, und in der That sind Beispiele hierarchischen Ehrgeizes bei Calvinisten, Lutheranern und Griechen wie bei den römischen Katholiken vorgekommen. Jedoch liegt es in der Natur der Sache, daß die klerikale Tendenz in diesem Sinne in keiner andern Kirche leichter entsteht und kräftiger gedeiht, als in der römisch-katholischen. Auf dem Boden der protestantischen Kirchen wird sie stets ohne Aussicht auf bleibende Erfolge sein. Denn die Reformation hat von Anfang an die Grundsätze des Priesterthums jedes Christenmenschen, der freien Forschung in der Schrift und der gottgebotenen Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit in ihr Bekenntniß aufgenommen, und mit diesem Allem ist der Anspruch einer priesterlichen Hierarchie auf lehrende Untrüglichkeit und äußere Herrschermacht unverträglich. Die griechische Kirche gibt zwar den Priestern gegenüber den Laien dieselbe Stellung wie die römische, erkennt aber die Rechte der weltlichen Obrigkeit unumwunden wie die protestantische an. Dagegen hat die römische Kirche seit dem 6. Jahrhundert mit oft unterbrochenem, immer aber wachsendem Erfolge begonnen, aus der unbedingten Herrschaft ihres Klerus über den Glauben und das Gewissen des Volkes

den Anspruch auf Beherrschung auch der äußeren Rechtsverhältnisse und der gesammten Geistesbildung abzuleiten. Sie verkündet, daß zwar die Laien dem König, der König aber den Priestern zu gehorchen habe. Und da eine Macht, welche die ganze äußere Welt unterwerfen will, dazu in sich selbst geschlossener Einheit bedarf, so führte jene Lehre ganz folgerichtig im Innern der Kirche zu fortgehender Steigerung der monarchischen Gewalt des Papstes. Wie bekannt wurde im 11. Jahrhundert das Ziel erreicht; der römische Papst wurde der Herr eines Weltreiches, welches alle europäischen Staaten umfaßte, und die Kaiser und Könige ebenso wie die Mönche und Bauern als seine Unterthanen behandeln konnte. Während mehr als 200 Jahren gelang es den Päpsten, diese Herrscherstellung siegreich gegen alle Widersacher zu behaupten. Dann aber erhob sich Opposition auf allen Seiten. Die römische Kirche büßte viele Millionen ihrer Anhänger ein; sie verlor die Herrschaft über die Staatsgewalten und die Lenkung des geistigen Lebens. Wohin man blickte, am Ende des 18. Jahrhunderts schien es mit der mittelalterlichen Größe des Papstthums für immer vorüber zu sein.

Aber, wie so oft in menschlichen Dingen, die Zeit der tiefsten Erniedrigung führte auch den Wendepunkt herbei.

Die französische Revolution brach aus. Erfüllt von Freiheitsdrang und Nationalgefühl, zugleich aber auch von Priesterhaß und Gewaltthätigkeit, erhob sie sich mit fanatischem Zorne nicht bloß gegen die römische Hierarchie, sondern gegen die katholische Religion überhaupt, und bedrängte mit Kerkerhaft, Verbannung, Plünderung und Blutgerüst die Priester und die Gläubigen. Der Papst selbst wurde zweimal als Gefangener

nach Frankreich geschleppt und der Kirchenstaat zur französischen Provinz gemacht.

Eben diese Verfolgung war nun der Beginn der neuen Erhebung. Sie stählte bei Priestern und Bekennern den Muth des Gewissens und den Eifer der Pflicht. In der stürmischen, von Umwälzungen und Kriegsnoth erfüllten Zeit ging für Millionen Menschen das materielle Wohlleben zu Grunde; alle irdischen Verhältnisse schwankten; überall richtete sich der Blick nach Oben, und suchte, wo die menschliche Kraft versagte, Stütze und Trost bei Gott. Diese Erneuerung des religiösen Sinnes zeigte sich aller Orten, ohne Unterschied der Nationen und des Glaubensbekenntnisses. Mehrere Umstände trafen zusammen, um sie vor Allem für das Papstthum fruchtbar zu machen. Diesem war früher oft die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen äußerst unbequem gewesen: jetzt waren die Einrichtungen derselben in halb Europa durch die Revolution zertrümmert. Die Bischöfe klammerten sich in ihrer Bedrängniß an das Oberhaupt der Gesammtkirche, weil sie nur in deren Einheit Rettung vor völligem Verderben sahen. Gerade in Frankreich, früher dem Boden der stolzesten Landeskirche, rief jetzt der Angriff der Revolution die Schule des modernen Ultramontanismus in das Leben; die damaligen Schriften von de Maistre und Bonald enthalten in der Theorie bereits Alles, was der Vatican unserer Zeit in der Praxis aufzuerlegen sucht. Damals erschienen diese Forderungen wie harmlose Träumereien, gegenüber der Weltmacht Napoleon's, welcher den Papst gefangen, die Kirche in Banden hielt. Das natürliche Rechtsgefühl der Menschen nahm einstweilen unbedingt Partei, nicht für die Urheber, sondern für die Opfer der Unterdrückung;

man wandte dem leidenden Papste die Achtung und Neigung zu, welche der herrschende Papst in solchem Maaße nie gewonnen hätte. Königthum und Adel hatten wie der Papst die Feindschaft der Revolution, die Freiheit der Völker hatte wie der Papst den Druck Napoleon's empfunden: alle Welt sah in dem Papste einen Gefährten gemeinsamen Leidens, einen Bundesgenossen gegen die Wiederkehr solcher Noth. Auch hier gab es keinen Unterschied der Confessionen. Bei dem Sturze Napoleon's 1814 verstand es sich von selbst, daß der Papst im Besitze des Kirchenstaates trotz der Abneigung der dortigen Einwohner wieder hergestellt wurde. Preußen, England, Rußland, die ketzerischen Mächte waren noch eifriger dafür, als das katholische Oesterreich, welches Bologna und Ancona gerne für sich selbst genommen hätte. Die Lenker dieser Staaten ließen es sich nicht träumen, daß das Papstthum die mittelalterlichen Ansprüche auf Vertilgung aller abweichenden Lehren und auf Oberherrschaft über die Staatsgewalten wieder aufnehmen könnte, oder auch nur die Neigung dazu empfinden würde. Unter den Heil- und Segenswünschen von ganz Europa zog Pius VII. wieder in die alte Hauptstadt ein.

Dieser Papst war nicht einer der bedeutendsten, wohl aber einer der wohlgesinntesten Herrscher, welche je die dreifache Krone getragen haben. Er war erfüllt von hingegebenem Gottesbewußtsein, aus dem ihm innere Heiterkeit und Menschenliebe entsprang, arglos und vertrauensvoll, leicht erregbar, aber rasch seiner Leidenschaften Meister. In jungen Jahren war er nicht unempfänglich für den Reiz der französischen Freiheitslehren gewesen; als Papst bewunderte er neidlos die geistige Ueberlegenheit Napoleon's und ließ sich in diesem Gefühle durch

keine Bedrückung und Enttäuschung irren. Dabei war es charakteristisch, daß er den drängenden Forderungen des gewaltigen Herrschers, seufzend zwar und widerstrebend, jedoch immer nachgab, soweit es sich um Fragen der Kirchenverfassung handelte, daß er dann erst zum offenen Bruche schritt, als der Kaiser seine gierige Hand nach den Provinzen des Kirchenstaates und der Stadt Rom ausstreckte. Bei aller Frömmigkeit war Pius weder eifriger Theologe noch gelehrter Jurist; er war deshalb in technischen Fragen unsicher und von seinen Rathgebern abhängig, dafür aber von höchster Gewissenhaftigkeit, so daß ein Scrupel über seine Pflicht ihn bis zu körperlicher Krankheit, ja bis zu geistiger Störung peinigen konnte, bis er die sichere Anschauung gewonnen hatte, und dann fest und freudig und muthig war. Eine durchaus kindliche Natur, mit allen Schwächen und Stärken, mit aller Liebenswürdigkeit und Unvollkommenheit, die wir in dem inhaltreichen Worte zusammen fassen.

Im Bewußtsein seiner Unerfahrenheit machte er gleich nach seiner Erwählung 1799 den weltklugsten und geschäftskundigsten seiner Cardinäle, Consalvi, zu seinem Staatssecretär, und bewahrte ihm sein Leben lang ein unbedingtes Vertrauen. Consalvi verdiente eine solche Auszeichnung. Er war höchst unterrichtet, gewandt und auskunftsreich, als Diplomat zähe und geschmeidig, aggressiv und vorsichtig, äußerlich demüthig und innerlich selbstbewußt, wie man das oft bei katholischen Priestern findet, stets zu Nachgiebigkeit im Kleinen bereit, im Kerne der Fragen aber noch unerschütterlicher als sein Gebieter, der Papst. Gerade diese Eigenschaften Consalvi's waren unschätzbar in den ersten Jahren des Pontificats. Damals,

unter Napoleon I., waren die Zeiten schwer, und man wand sich hindurch wie man konnte. Man bewilligte dem gewaltigen Herrscher im Concordate von 1802 viel größere Befugnisse in Kirchensachen, als unsere neuen Gesetze dem Staate zubilligen, und als Napoleon sich dann eigenmächtig noch weitere Rechte beilegte, ließ man es schweigend hingehen. Als aber Napoleon bei diesen Unterhandlungen einmal von Consalvi die ausdrückliche Anerkennung der Religionsfreiheit und Cultusfreiheit in Frankreich forderte, war der Cardinal nicht zu beugen. Er blieb fest bei dem Satze, daß die katholische Kirche ihrem Wesen nach intolerant sei und die Glaubensfreiheit als gottlos verwerfe; sie könne den Kaiser nicht zwingen, gegen die Ketzer einzuschreiten, selbst aber nimmermehr die Ketzerei als berechtigt anerkennen. Also duldete man schweigend, was nicht zu ändern war; wo man aber Macht zu haben glaubte, traten die alten Grundsätze unumwunden hervor. Die baierischen Herzoge hatten im 16. Jahrhundert die lutherische Ketzerei in ihrem Lande eifrig verfolgt, und zum Danke dafür vom Papste volle Herrschermacht über die baierische Geistlichkeit erhalten. Als jetzt der Kurfürst von Baiern gewisse Gefälligkeiten vom Papste verlangte, erhielt er zur Antwort, dann müsse er die Vertilgung des Lutherthums erneuern, die kürzlich zugelassene Glaubensfreiheit abschaffen, zugleich aber auf alle kirchlichen Hoheitsrechte der alten Herzoge verzichten, das ganze kanonische Recht der Kirche anerkennen, die Geistlichen von Steuern und weltlichem Gerichte befreien, die Schule und die Presse unter die Aufsicht der Bischöfe stellen. Wenn der Kurfürst der Kirche diese schuldigen Pflichten weigere, so müsse der Papst nach dem Beispiele seiner Vorgänger thun, was seines Amtes sei. Was

diese Worte bedeuteten ist klar genug. Der Kurfürst war nicht so mächtig, wie Napoleon: er wurde unverblümt mit Bann und Absetzung bedroht, wenn er dem Papste Gehorsam weigere, wenn er Preßfreiheit und Religionsfreiheit in Baiern bestehen lasse. Papst Pius VII. war persönlich so entfernt von Herrschsucht und Hartherzigkeit wie irgend ein Mensch. Aber gerade nach seiner Gewissenhaftigkeit hielt er sich verpflichtet, so weit er es vermochte, keinen Herrscheranspruch der mittelalterlichen Päpste fallen zu lassen. So war es bereits unter dem Drucke der napoleonischen Macht. Vollends 1814, nach der glänzenden Rückkehr, ließ der Papst keinen Augenblick vergehen, seine Stellung zu bezeichnen. Rasch nach einander folgten sich die Herstellung der Inquisition, des Tribunals zur Ausrottung der Ketzer, dann des Inderamtes, der Behörde zur Unterdrückung der schlechten Presse, so wie der Gesellschaft Jesu, des Ordens, der seit seiner Stiftung die Beugung aller Welt unter Roms Befehle sich zum Zwecke gesetzt hatte. Im Kirchenstaate, wo Consalvi vielfache Reformen der Verwaltung beabsichtigte, trugen schließlich doch auch die alten Grundsätze den Sieg davon; die 2400 Klöster der alten Zeit mußten hergestellt und ausgestattet werden, obgleich dadurch die Finanzen freilich tief zerrüttet wurden; das Unterrichtswesen blieb vollständig unter geistlicher Leitung, welche dann allerdings 90 Procent der Bevölkerung ohne Lesen und Schreiben aufwachsen ließ; die Staatsämter blieben ausschließlich im Besitze der Priester, obwohl deren Geschäftsführung es nach kurzer Zeit dahin brachte, daß die öffentliche Sicherheit überall verschwand, und die Regierung mit den Banditen wie Macht mit Macht unterhandeln mußte. Man ertrug es, zufrieden, daß der alte Grundsatz priesterlicher

Staatsgewalt wieder anerkannt war. Auf dem Wiener Congresse legte Consalvi in demselben Sinne Verwahrung gegen Alles ein, was in Europa seit 1789 geschehen war, und forderte für Deutschland Herstellung der geistlichen Staaten. Es war charakteristisch für die conservative Vertrauensseligkeit der damaligen Staatsmänner, daß ein solches Auftreten ihre auf das Papstthum gesetzten Hoffnungen nicht im Mindesten erschütterte. Man sagte, es liege einmal in der Natur der Curie, die Principien zu bewahren, in der Praxis aber schmiegsam und gefällig zu sein. Wegen einiger officieller, kaum ernst gemeinter Redewendungen dürfe man den heilsamen Bund der weltlichen und geistlichen Herrscher gegen die Revolution nicht trüben. Consalvi hütete sich, eine ihm so bequeme Auffassung zu stören; im Gegentheil, er bestätigte sie gelegentlich bei einzelnen Verhandlungen. Bewilligt uns den Grundsatz, pflegte er zu bitten, thut nachher, wenn es nicht anders geht, was ihr wollt; wir werden es nicht bemerken. Immer blieb dann der Grundsatz für die erste günstige Gelegenheit aufbewahrt. Man muß, sagte Pius VII. in solchen Fällen, den Zeitumständen Rechnung tragen; die Ketzer sind mächtig in Europa.

Wir sehen hier schon, was es zu bedeuten hatte, wenn damals Consalvi, und im Grunde der Papst selbst, zu einer gemäßigten Partei gerechnet wurde, welcher im Cardinalcolleg eine hitzigere Gruppe, die sogenannten Zelanti oder Eiferer, gegenüber stand. Beide Parteien waren durchaus einig über den Zweck; die Verschiedenheit betraf nur die Wahl der Mittel. Der welterfahrene Consalvi wünschte die günstige Strömung durch Behutsamkeit und Mäßigung dauernd zu machen; die ungeduldigen Theologen und Jesuiten mahnten sie mit rück-

sichtloser Energie für die heilige Sache auszubeuten. Ohne Zweifel entsprach damals Consalvi's Politik der Weltlage am besten. Man hatte alle Aussicht, wieder mächtig zu werden, aber man war es zur Zeit noch nicht. Ueberall waren die kirchlichen Einrichtungen durch Revolution und Krieg zerrüttet; die Leiden der letzten Jahrzehnte hatten die Menschen zwar religiös gestimmt, aber auch ruhebedürftig gemacht; die Kirche hatte schlechterdings kein Mittel, den Regierungen etwas abzutrotzen; sie war ganz und gar an den guten Willen derselben gewiesen, mußte also auch auf deren Wünsche Rücksicht nehmen. Nun waren aber die Regierungen, wie wir sahen, durchaus freundlich für die Curie gestimmt; von beiden Seiten kam man sich bereitwillig entgegen. Auch hatte man, bei der damaligen Weltlage, mehrfache innere Berührungspunkte. Alle Regierungen in ganz Europa waren 1815 revolutionsschen, und deshalb Feinde des Liberalismus, den sie für einen Ableger und Vorboten der Revolution hielten. Was die römische Curie betrifft, so ist sie sonst gleichgültig gegen die politischen Verfassungsformen; sie hält es mit dem Königthume, wenn ein andächtiger König, mit der Aristokratie, wenn ein devoter Adel, mit der Demokratie, wenn eine ungebildete Volksmasse sich blind von ihr leiten läßt. Was sie aber gründlich und unter allen Umständen haßt, ist eben der Liberalismus, die politische Gesinnung, welche die geistige Selbständigkeit der Menschen zu Grund und Ziel hat. Demnach vertrug sie sich trefflich mit den absolutistischen Regierungen jener Zeit. Noch ein Anderes kam hinzu. Die damalige Ländervertheilung entsprach sehr schlecht den nationalen Bedürfnissen der Völker, vor Allem in Italien und Deutschland. Die bestehenden Regierungen standen also im

Gegensatz zu dem Nationalitätsprincip; die Einheit Italiens, die Einheit Deutschlands war bei ihnen verpönt. Auch hier stimmte das Papstthum ihnen freudig zu. Die Curie will Einheit der Weltkirche, aber Zersplitterung der Staaten; über kleine Theilstaaten wird man leichter Herr, als über starke Nationalgewalten, welche noch dazu sehr leicht auf den in Rom höchst verhaßten Gedanken selbständiger Nationalkirchen kommen könnten. Mithin war, da 1815 die Regierungen Gegner des Liberalismus und Nationalismus waren, ihr Bund mit der Curie von selbst gegeben. Die kirchliche Herstellung durchdrang sich mit reactionärer Politik, wie die politische mit reactionärer Kirchlichkeit. Für den Augenblick wurde dadurch das Schicksal des Papstthums in hohem Maße abhängig von den Siegen und den Niederlagen der damaligen conservativen Partei; noch konnte die Curie nicht mit eigener herrschender Initiative vorgehen; wie ein behutsamer Kaufmann mußte sie in den einzelnen Ländern auf wechselnden Eintritt günstiger Conjuncturen achten.

In Deutschland war 1814 die Lage der katholischen Kirche nicht glücklicher als anderwärts. Alle Einrichtungen waren zerrüttet, die Kirchengüter eingezogen, die Bisthümer zerrissen, die Klöster aufgehoben, der größte Mangel an Geistlichen machte sich fühlbar. Dabei ließ sich allein von Rom aus, ohne oder gar gegen den Willen der Regierungen nicht das Geringste thun. Die Staatsgewalten waren stark, die Bevölkerung ohne politische Rechte, von kirchlichen Dingen entwöhnt. Indessen empfanden die Regierungen selbst den Wunsch auf Herstellung kirchlicher Ordnung. Als der kürzeste und einfachste Weg dazu erschien Allen eine Verhandlung mit dem

Papste; das Vertrauen auf die Milde Pius VII. und die Mäßigung Consalvi's kam hinzu; genug, alle Welt wandte sich nach Rom.

Die Curie empfing sie um so freudiger, als eben erst diese Fürsten eine neue verhaßte Gefahr von dem Papstthum abgewandt hatten. Damals gab es unter dem deutschen Klerus eine weitverbreitete Richtung, deren geistiger Führer der Bisthumsverweser von Constanz, Freiherr Wessenberg, war, deren nationalgesinnte Mitglieder den Antrag auf Gründung und Einrichtung einer deutschen Nationalkirche an den Wiener Congreß brachten. Man verhandelte dort eben auch die politische Verfassung des deutschen Bundes, und, wie alle Welt weiß, trug schließlich der Particularismus, die Souveränität der einzelnen Staaten, den vollen Sieg davon. Dies enschied denn auch über Wessenberg's Anträge. Jede deutsche Regierung wollte ihre Landeskirche für sich haben und gewiß keine deutsche Nationalkirche, deren Primas höchst wahrscheinlich ein österreichischer Prinz sein, und kraft dieser Stellung in die innern Zustände Baierns, Preußens 2c. hinein regieren würde. Besonders Baiern war durch eine solche Möglichkeit tief aufgeregt; lieber wollte man es noch einmal mit dem Papste versuchen, der freilich 1802 bis 1808 enorme Forderungen gemacht hatte, jetzt aber vielleicht gefälliger auftreten würde; man beschloß also December 1815 in München, die unterbrochene Verhandlung über ein Concordat mit Rom wieder aufzunehmen.

Man machte nun freilich sofort die Erfahrung, daß der milde Pius und der gemäßigte Consalvi über das Verhältniß von Staat und Kirche jetzt wie zehn Jahre früher grundsätzlich nicht anders dachten, als Gregor VII. und Innocenz III. Alle

die alten Forderungen kamen wieder zum Vorschein, Ausrottung oder Verjagung aller Protestanten aus Baiern, damals eines Drittels der Bevölkerung, Verzicht auf alle staatlichen Hoheits- oder Aufsichtsrechte über die Kirche, Unterwerfung der Schule und der Presse unter die Herrschaft der Bischöfe, unbedingte Anerkennung des gesammten kanonischen Rechtes. Man stritt darüber zwei Jahre lang. Endlich erinnerte sich der Minister Graf Rechberg, daß ihm einst der päpstliche Nuntius della Genga, ganz in Consalvi's Sinne, gesagt hatte: bewilligt nur den Grundsatz, in der Praxis drücken wir dann ein Auge zu. Er entschloß sich, auf diese Methode einzutreten, aber den Spieß umzukehren und gegen die Curie zu richten. Möge der Papst im Concordat die unbedingte Geltung des kanonischen Rechtes erklären, das ist sein Princip. Aber auch wir haben unser Princip; für uns versteht es sich stillschweigend von selbst, daß in Baiern unbedingt das Staatsrecht gilt; danach werden wir später in der Praxis verfahren. So wurde 1817 das Concordat geschlossen. Der König erhielt seinen Lieblingswunsch, acht rein baierische Bisthümer, deren Bischöfe er ernannte, deren Pfarrer er bestätigte, ohne österreichischen Primas, ohne deutsche Nationalkirche. Dafür erhielt der Papst die Erklärung, daß das gesammte kanonische Recht in Baiern gelte. Was wollte er mehr? Vernichtung der Ketzer, Steuerfreiheit des Klerus, Befreiung desselben von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, Unterordnung des Königs, der Regierung und der Staatsgesetze unter die Aufsicht des Papstes, das Alles war nicht ausdrücklich im Concordate gesagt: es ergab sich aber von selbst als Vorschrift des jetzt anerkannten kanonischen Rechts.

So [illegible] Rom, als König Max I. diesen

Vertrag im October 1817 bestätigte. Der Papst beeilte sich, das Concordat im November öffentlich bekannt zu machen, und den frommen König mit Lob zu überhäufen. Allein man sollte bald enttäuscht werden. Wir bemerkten den stillen Rechberg-schen Vorbehalt: es ist unter allen Umständen selbstverständlich, daß das kanonische Recht in Baiern nur so weit Geltung hat, als es nicht mit den Staatsgesetzen in Widerspruch steht. Ja, im Uebereifer, ihre Wünsche zu sichern, hatte die Curie, was ihr selten passirt, einen großen Fehler gegen das eigene Princip gemacht; sie hatte einen Artikel des Concordates proponirt: dieser Vertrag soll in Baiern als Staatsgesetz verkündet werden. Mit inniger Freude hatte Rechberg darauf zugegriffen: das hieß ja anerkennen, daß die Staatsgesetzgebung für kirchliche Dinge competent sei, daß das Concordat erst durch die Staats-gesetzgebung wirksam werde. Man war eben beschäftigt, eine neue Verfassungsurkunde für Baiern auszuarbeiten. In dieser sprach man nun die staatliche Garantie allgemeiner Religions-freiheit und die gleichmäßige Respectirung der katholischen und der protestantischen Kirche aus, man publicirte als Beilage der Verfassung ein sogenanntes Religionsedict, welches die Ober-aufsicht des Königs über die äußern Rechtsverhältnisse der Kirche feststellte, das Placetum regium und die Appellation vom Mißbrauch kirchlicher Amtsgewalt aufrecht hielt, und mit der Erklärung schloß, daß die übrigen innern Verhältnisse der katholischen Kirche durch das beiliegend publicirte Concordat, die der protestantischen durch die beiliegende königliche Decla-ration geregelt würden. Mit andern Worten, das Concordat gilt fortan als Staatsgesetz, und folglich, wie jedes andere Staatsgesetz in dem Sinne und Umfang, wie sich das aus den

allgemeinen Grundsätzen der Verfassung ergibt. Nicht das kanonische, sondern das Staatsrecht ist das Höhere, das Entscheidende. Der Zorn und Kummer in Rom war gewaltig. Man verhandelte noch drei Jahre lang; die Einrichtung der Bisthümer blieb liegen. Aber in München hielt man fest, und so entschloß man sich 1821 in Rom zur Nachgiebigkeit. Man nahm vorlieb mit einer königlichen Erklärung, welche alle Beamten zur genauen Ausführung des Concordats als eines Staatsgesetzes anwies — d. h. also wiederum, soweit sich die Ausführung mit den Grundsätzen des sonstigen Staatsrechts, des Religionsedicts und der Verfassung verträgt.

Der Staat hatte, wenn auch nicht auf geraden Wegen, sein Princip behauptet. Man hatte der römischen Curie in ihrer eigenen Münze heimgezahlt. Es war freilich eine besondere Grundlage für bleibenden Frieden, eine auf beiden Seiten doppelzüngige Diplomatie, speciell erbaulich bei einer Verhandlung über religiöse Interessen. Indessen praktisch hatte der Staat sein Ziel erreicht, und so ist es in Baiern geblieben bis auf den heutigen Tag. Kein Geistlicher kann dort ohne königliche Genehmigung Pfarrer, Pfründner, Bischof werden. Was heute in Preußen die Klerikalen als grimmige Verfolgung der Kirche, als Nichtachtung des göttlichen Gesetzes verschreien, ist in Baiern seit 50 Jahren anerkanntes kirchliches Recht — wie sich versteht, immer mit einem stillen Vorbehalte, jetzt auf Seiten der römischen Curie, sobald die Umstände günstig scheinen, auf die Ausführung des Concordats im kanonischen Sinne ihrerseits zurückzukommen.

Zu ähnlichem Ergebniß aber auf geradem Weg gelangten damals die andern deutschen Staaten. Anfangs trat Consalvi

auch hier höchst kategorisch auf. Er erklärte den verschiedenen Gesandten wiederholt, daß Rom sich nicht auf die Verhandlung irgend eines einzelnen, noch so wichtigen Punktes einlassen könne, wenn nicht das ganze Verhältniß von Staat und Kirche durch ein Concordat geregelt würde. Wie aber ein solches Concordat beschaffen sein müßte, das wurde bei diesen Verhandlungen am Unumwundensten in einer Note an Hannover vom 2. September 1817 ausgesprochen; Consalvi erklärte hier rund heraus, daß von Rechtswegen der Staat ein Aufsichtsrecht über die Kirche gar nicht habe; ein nichtkatholischer König könne gar keine Mitwirkung bei der Ernennung katholischer Bischöfe und Pfarrer und ebenso wenig einen Einfluß auf die Erziehung und Bildung des katholischen Klerus erhalten; die Geistlichen dürften keiner Civilgerichtsbarkeit unterworfen werden; es dürfe nicht ausgesprochen werden, daß die verschiedenen Kirchen gleichberechtigt und zu gegenseitiger Achtung verpflichtet seien; die katholische Kirche müsse auch die Ketzer stets als Schafe, wenn auch zur Zeit als rebellische Schafe, der ihrer Leitung anvertrauten Heerde betrachten. Dies Alles wurde damals so rund herausgesagt, im Jubel des Siegesbewußtseins nach den eben verabredeten Concordaten mit Frankreich und Baiern. Als dann bald nachher das französische sich zerschlug und das baierische durch die Verfassung interpretirt wurde, zog Consalvi mildere Saiten auf, und ließ sich allmählich herbei, unter Absehen von den unversöhnlichen Principien über solche einzelne praktische Punkte zu verhandeln, über die eine Einigung möglich war, über die Einrichtung und Abgrenzung neuer Bisthümer durch den Papst, und die Dotation und Bezahlung derselben durch die Regierungen. Man wählte dafür die Form

nicht eines völkerrechtlichen Vertrags, sondern einer vom Papste zu erlassenden Bulle, welche dann von der betreffenden Regierung als Staatsgesetz publicirt wurde. Fast alle Regierungen, Preußen, Baden, beide Hessen, Hannover vollzogen diese Publication unter ausdrücklichem Vorbehalt aller ihrer Staatshoheits- und Aufsichtsrechte. Natürlicher Weise überließ sich Rom seinerseits der stillen Hoffnung, daß die jetzt wieder eingesetzten Bischöfe bald möglichst diese Aufsichtsrechte abschütteln und das kanonische Recht zur vollen Geltung bringen würden. Das Erste wurde dadurch aber nicht verhindert, daß ein volles Menschenalter hindurch in ganz Deutschland, trotz des kanonischen Rechtes, die Gleichberechtigung der Confessionen, die [illegible] der Schule durch den Staat, die Unabhängigkeit der [illegible] von der Kirche, ein starker Einfluß des Staats auf [illegible] der Bisthümer und der Pfarreien durchaus an[illegible] öffentliches Recht blieb.

[illegible] interessirt nun vor Allem die Entwicklung dieser [illegible] in Preußen.

[illegible] verschiedene Strömungen machten sich in Bezug auf [illegible] Dinge unter den damaligen Lenkern in Berlin be[illegible]. Die Eine war hauptsächlich durch den Minister [illegible], den geheimen Rath von Raumer, den rheinischen [illegible] Grafen Solms-Laubach, den Generalconsul [illegible] in Rom vertreten, und wurde in der Hauptsache [illegible] v. Humboldt unterstützt: diese Männer waren [illegible] Gesinnungen Friedrich des Großen, wollten die [illegible] des Staates in kirchlichen Angelegenheiten [illegible] auch ihnen [illegible] Benehmen mit Rom zur [illegible] Orb[illegible]lich schien (Solms

meinte sogar, der König solle die Bisthümer auf eigne Hand einrichten und gut dotiren, der Papst werde es zuletzt mit Dank anerkennen müssen), so gingen sie doch an jede Verhandlung mit der Curie nur in dem Gefühle tiefsten Mißtrauens, und wollten von Anfang an kein Concordat, sondern nur eine Circumscriptionsbulle. Anderer Meinung waren die geheimen Räthe Nicolovius (Protestant) und Schmedding (Katholik), in gewisser Hinsicht der geistliche Minister Altenstein und vor Allem der preußische Gesandte in Rom, der berühmte Historiker Niebuhr. Sie hatten durchaus nicht den Gedanken, ihren Staat der römischen Kirche unterzuordnen. Aber sie waren lebhaft von jenem Gefühle erfüllt, daß alle conservativen Mächte sich gegen den Dämon der Revolution enge verbinden müßten, daß die legitimen Könige den einst von Revolution und Empire bedrängten Papst zu ehren und zu stützen hätten, daß ein mächtiger Staat die kirchlichen Dinge mit Uneigennützigkeit und Großherzigkeit behandeln müßte. Keiner von ihnen hatte den mindesten Argwohn, daß der Papst seine Gewalt gelegentlich auch einmal wieder gegen die Autorität des Königthums verwenden könnte. Niebuhr, ein lebhafter und leidenschaftlicher Mann, schimpfte über die Engherzigkeit und Beschränktheit der hannoverschen und würtembergischen Gesandten, welche dem Papste gegenüber wie verkappte Jacobiner und Kirchenfeinde aufträten. Den baierischen Gesandten aber, der unaufhörlich ganz gegen seine Instructionen der römischen Curie Concessionen machte, nannte er einen höchst ehrwürdigen Greis. Hätte es nur von ihm abgehangen, so würde schon damals die Curie für Preußen den größten Theil ihrer Wünsche durchgesetzt haben. Allein nach fünfjährigen Ueberlegungen und Schwan-

kungen entschieden Friedrich Wilhelm III. und der Staatskanzler Hardenberg im Wesentlichen für die Auffassung Raumer's und Bartholdy's. Man wolle nur eine Circumscriptionsbulle erlangen; der Papst möge die Grenzen, die Capitel und die Pfarreien der Bisthümer feststellen; der Staat werde die Geldmittel dazu geben, wenn dem Könige ein entscheidender Einfluß bei der Ernennung der Bischöfe eingeräumt würde. Wir sahen, wie scharf Consalvi das Letztere 1817 bei Hannover zurückgewiesen hatte. Jetzt aber waren die Zeiten anders. In Neapel hatte man eben eine Revolution erlebt, in Spanien stand sie noch in voller Blüthe, in Frankreich lagen alle Verhältnisse unsicher. Man wünschte also unter solchen Verhältnissen etwas dem Könige von Preußen Angenehmes zu thun. „In die Bulle, sagte Consalvi, kann der Papst eine solche Einräumung an einen nichtkatholischen Fürsten unmöglich setzen. Aber er wird dafür in einem besondern Breve die preußischen Capitel anweisen, niemand zum Bischof zu wählen, über den sie nicht die Ueberzeugung erlangt haben, daß er dem Könige angenehm ist." Niebuhr, selbst äußerst gerade und rechtschaffen und deshalb ohne Mißtrauen gegen Andere, war damit zufrieden. Die Bulle wurde ausgefertigt und das Breve erlassen. Bei der Bekanntmachung der Bulle behielt sich der König alle bisherigen Staatshoheitsrechte ausdrücklich vor, und so gestaltete sich denn auch die Praxis ohne Widerspruch von Rom.

Vergegenwärtigen wir uns die so entstandenen Verhältnisse.

Als die Unterhandlung mit Rom begann, übte die preussische Regierung über die katholischen Kirchen des Landes unbestritten die Rechte, wie sie in den alten Provinzen hergebracht, auf dem linken Rheinufer aber durch die Gesetze Napoleon I.

festgestellt waren. Die letzteren unterwarfen der Genehmigung des Staates den Empfang jedes päpstlichen Schreibens, die Bekanntmachung jedes Concilienschlusses, das Zusammentreten zweier oder mehrerer Bischöfe zu kirchlichen Berathungen, die Gründung eines Klosters oder einer kirchlichen Gemeinde. Die Einrichtungen der Priesterseminarien wurden vom Staate geprüft und beaufsichtigt; jeder directe oder indirecte Angriff auf andere vom Staate anerkannte Glaubensbekenntnisse war dem Kanzelredner untersagt. Jede Ueberschreitung dieser Vorschriften zog Untersuchung und Ahndung wegen Mißbrauchs der Kirchengewalt nach sich. Was die Ernennung der Pfarrer betraf, so behielt sich der Staat die Bestätigung der definitiv anzustellenden Oberpfarrer vor; die große Masse aber der sogenannten Succursalpfarrer und Vicare wurden allein von dem Bischofe beauftragt, wie sie denn auch in jedem Augenblick von diesem versetzt oder abgesetzt werden konnten. Die preußische Gesetzgebung griff hier regulirend ein; sie bestimmte, daß nach Analogie der weltlichen Oberbehörden der Bischof bei Dienstvergehn eines solchen Pfarrers eine Disciplinarstrafe bis zu 20 Thalern oder vier Wochen Gefängniß verhängen könne, und daß andrerseits dem Pfarrer gegen eine ungerechtfertigte Absetzung durch den Bischof die Berufung an den Cultusminister offen stehe. In den rechtsrheinischen und altländischen Provinzen wurde die Anstellung der Pfarrer, wo die Regierung das Patronatrecht besaß, von dieser vollzogen, wo dasselbe in der Hand einer geistlichen Behörde oder eines Grundbesitzers lag, von ihr genehmigt. Wie nach französischem, war auch nach preußischem Recht der Verkehr der geistlichen Behörden mit Rom der Erlaubniß der Staatsgewalt unterworfen. Das staatliche Auf-

sichtsrecht über die Kirche, wie es durch eine Instruction vom 22. October 1817 geordnet war, regelte die Ausübung des Patronatrechtes, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Abgrenzung der Pfarreien, die Censur der Gebetbücher und Hirtenbriefe, die Disciplin der niedern Kirchendiener, die Aufrechthaltung des Friedens zwischen den verschiedenen Confessionen. Auf die Ausbildung des Klerus übte der Staat durch die akademischen Facultäten einen entscheidenden Einfluß; die Aufsicht über das weltliche Schulwesen konnte ein Geistlicher nur im Auftrage des Staates und nach dessen Vorschriften führen.

Dies also war der rechtliche Zustand der katholischen Kirche in Preußen, als Niebuhr und Consalvi unterhandelten, und es ist begreiflich, daß die Curie eine umfassende Aenderung desselben nach ihren Grundsätzen durch ein allgemeines Concordat wünschte. Auf der andern Seite drängte der materielle, durch Revolution und Krieg herbeigeführte Nothstand der Kirche, welchem Preußen in glänzender Weise abzuhelfen anbot, wenn der Papst sich zu einer bloßen Circumscriptionsbulle entschlösse. Diese Erwägung schlug denn endlich in Rom durch, und die Bulle de salute animarum wurde unterzeichnet. Nach der üblichen Weise hatte die Curie darin die bestehenden Rechtsverhältnisse der preußischen Kirche ausdrücklich weder anerkannt noch verworfen; sie hatte darüber geschwiegen. Aber sie that etwas Anderes, was sonst unter irdischen Menschen nach Recht und Ehre noch stärker bindend als bloße Worte erscheint: sie nahm für Bischöfe, Capitulare und Pfarrer die auf Grund des bestehenden Rechtszustandes von Preußen angebotenen Geldsummen an, verstattete sie Jahr für Jahr den Betheiligten auf

Grund des bestehenden Rechtes fortzubeziehen, und sprach mehr als einmal dem Könige ihre Genugthuung über sein bewundernswerthes Verfahren aus. Ja sie selbst richtete ihr eigenes Verhalten in preußischen Kirchensachen nach preußischem Rechte; sie ließ z. B. ihre Correspondenz mit den Bischöfen, ganz wie es das preußische Gesetz vorschrieb, fast zwanzig Jahre lang ausschließlich durch die Hand des preußischen Ministeriums gehn. Kein Mensch in Preußen konnte damals sich träumen lassen, daß der kirchliche Rechtszustand unseres Staates in Rom nicht anerkannt sei, oder gar, daß dort die Auflehnung gegen denselben für eine religiöse Gewissenspflicht gehalten werde.

Jedenfalls hat auf diese Weise die katholische Kirche in Preußen sechzehn Jahre lang bestanden, ohne daß während dieser Zeit auch nur der Versuch eines Protestes erschienen wäre. Das innere Leben der Kirche, ihre Glaubenssätze, ihr Gottesdienst, ihre Seelsorge blieben völlig unberührt von jedem Staatseinfluß: aber ihre äußern Rechtsverhältnisse haben existirt ganz und gar „nach Maßgabe des Staatsgesetzes". Die einzelnen Einrichtungen, durch welche der Staat seine Kirchenhoheitsrechte ausübte, trugen begreiflicher Weise das Gepräge der damaligen Zeit, der absolut monarchischen und bureaukratischen Verfassung, und deshalb wird heute niemand daran denken, sie in den alten Formen ohne Weiteres wiederherzustellen. Genug aber, bureaukratisch oder parlamentarisch, niemand bestritt damals den Grundsatz, daß der Staat die Rechtsverhältnisse der in seinen Landen befindlichen Kirchen zu regeln und zu beaufsichtigen habe. So war es 1820, so war es auch 1840 und 1850, als das bisherige System von der preußischen Regierung verlassen wurde. Alle sodann eintretenden Aende-

rungen erfolgten ohne irgend eine Mitwirkung der kirchlichen Gewalten, lediglich aus dem freien Willen der politischen Machthaber, ausschließlich durch Acte der Staatsverwaltung und der Staatsgesetzgebung. Mit welchem Schatten des Rechtes kann man also heute dem Staate die Befugniß bestreiten, wieder zu ändern, was allein seine Gesetzgebung 1850 geschaffen hat? Wie soll es ihm verwehrt sein, die allein von ihm festgesetzte Ordnung nach Bedürfniß wieder umzugestalten, und in einzelnen Punkten auf das System von 1815 zurückzugreifen! Welch eine Stirne gehört dazu, diesen Thatsachen gegenüber die Empörung gegen dies dreißig Jahre wirksame System als ein Gebot Gottes auszurufen!

Es ist jetzt klerikaler Brauch, jene Zustände von 1821 kurzer Hand als eine Zeit der Knechtschaft der Kirche zu bezeichnen. Die ältern Mitglieder unserer Generation werden sich indessen wohl erinnern, daß unter diesem Systeme Religion und Frömmigkeit nicht schlechter als jetzt beschaffen war. Die Kirchen wurden ebenso eifrig wie heute besucht; an wohlthätigen Vereinen und frommen Werken war kein Mangel; das Kirchenvermögen gedieh unter der überall ordnenden und erhaltenden Aufsicht des Staates; das Unterrichtswesen aller Stufen lieferte glänzende Ergebnisse, jedenfalls bessere als zur Zeit Friedrich Wilhelm IV. Von confessionellem Zank war im Rheinlande wenig zu spüren; die Eifrigen auf beiden Seiten nannten diesen Friedensstand kirchliche Lauigkeit, und klagten über die Pest des religiösen Indifferentismus. Hier und da erhob sich wohl eine Beschwerde, daß die Regierung bei der Besetzung der höhern Staatsämter parteiisch für die Protestanten sei; man hätte mit mehr Grund damals von einer gewissen Vorsicht gegen die neue [illegible]-

zösirte Provinz reden können; später war bei den Anstellungen das Verhältniß des höhern Schulbesuchs entscheidend, wo bis auf den heutigen Tag die protestantische Bevölkerung einen ungleich höhern Procentsatz an Schülern und folglich an künftigen Beamten als die katholische liefert. Im Allgemeinen dauerte bei der Regierung jene Grundstimmung fort, jeden positiven Glauben, also auch den katholischen, als einen Schutzwall für conservative Gesinnung zu betrachten. Als in Schlesien einmal einige katholische Pfarrer deutsche Messen zu lesen begannen, und der Fürstbischof Schimonski gegen sie einschritt, erließ auf der Stelle auch das Ministerium eine donnernde Verfügung gegen die Neuerer und bedrohte sie als Demagogen und Revolutionsmänner mit den härtesten Strafen. Der Cölner Erzbischof, Graf Spiegel, ein gebildeter Weltmann, der erfüllt von ächter Frömmigkeit, aber ohne eine fanatische Ader war, stand während seiner ganzen Verwaltung mit der Staatsgewalt im besten Einvernehmen.

Es bedarf nach allem Angeführten nicht erst der Bemerkung, daß man in Rom diesen Zustand zwar thatsächlich anerkannte und mitmachte, innerlich aber nicht mit zufriedenen Blicken betrachtete. Mochten die Millionen deutscher Katholiken jetzt wieder ungestörten, glänzenden Gottesdienst, mochten sie rechtgläubige und wohlunterrichtete Seelsorger haben: dies hätte ausgereicht, wenn das klerikale Programm nichts als Freiheit des Glaubens begehrte. Ihm aber kam es auf andere Freiheiten an, auf die Freiheiten, welche Consalvi 1803 und 1817 von Baiern und Hannover gefordert hatte, die Freiheit, die Nichtkatholiken zu verjagen oder zu bestrafen, die Freiheit, durch die Schule die Jugend zu blinder geistiger Abhängigkeit

zu erziehen, die Freiheit, jedes unliebsame Buch oder Zeitungsblatt zu vernichten, die Freiheit, gewaltige Güter und Reichthümer als Mittel weiteren Einflusses anzuhäufen. Einstweilen fand sich in Deutschland keine Handhabe, die Verhältnisse zu ändern. Um so eifriger war Rom bestrebt, die günstigen Conjuncturen auszubeuten, welche damals in Südeuropa eine neue Epoche geistlicher Machtentfaltung zu eröffnen schienen.

II.

Wir wenden uns zunächst zu der Betrachtung der französischen Verhältnisse unter der bourbonischen Restauration 1815 bis 1830.

Man hat nicht selten die innere Bewegung Frankreichs aufgefaßt als den Kampf zwischen einem nach Unumschränktheit strebenden Königthum und den liberalen Verfechtern des constitutionellen Systems. Diese Vorstellung ist unrichtig. Das Königthum war damals schwach und ohne Wurzeln im Lande; es stand anfangs neutral, dann lange Jahre wechselnd und schwankend zwischen den Parteien. Die eigentlich kämpfenden Mächte waren eben diese Parteien, die klerikale und altadliche auf der einen, die bürgerlich-liberale auf der andern Seite.

Der verunglückte Versuch Napoleon's auf Herstellung des Kaiserthrons, der mit Waterloo und St. Helena endigte, hatte in ganz Frankreich einen unermeßlichen Aufschwung der klerikalen Partei, die sich in diesem Augenblick die royalistische zu nennen pflegte, zur Folge. Der Schrecken über die letzte Erhebung des militärischen und revolutionären Despotismus war ähnlich groß, wie heute der Schrecken vor der Commune. Der Ruf ging damals durch das Land, zur Rettung aus solchen Gefahren bedürfe man nicht bloß einer tüchtigen Staatsgewalt;

eben diese war ja bei Napoleon's Erscheinen haltlos zusammengebrochen; es bedürfe einer tiefen und heilsamen Wiedergeburt des ganzen socialen Zustandes unter der Lenkung eines ewigen und unerschütterlichen Moralprincips. Dies Princip meinte man damals wie heute in der Erhöhung der katholischen Kirche zu finden, und die royalistische Partei entwickelte dann einen unermeßlichen Eifer für diesen Zweck. Am Hofe fand sie bei König Ludwig XVIII. nur eine sehr bedingte Zustimmung; der alte Herr war sein Lebenlang voll von Geist und kalt von Herzen gewesen, ein kluger Rechner, ein ästhetischer Genußmensch, ohne irgend einen starken Affect und mithin allem hitzigen und extremen Auftreten abgeneigt; so gut katholisch, wie es seine königliche Anstandsrolle erforderte, im innersten Sinne aber Rationalist aus Voltaire's Schule, sehr erfreut über jede Stärkung seiner königlichen Autorität, aber vom ersten Tage an etwas bedenklich, welchen Preis an Machtbefugnissen der diensteifrige Klerus sich von dem Königthum würde zahlen lassen. Desto gründlicher warf sich der Thronfolger, der Bruder des Königs, Graf Carl von Artois, in die klerikale Bahn. Er war ein sehr lustiger Lebemann in seiner Jugend gewesen, und wie es bei solchen Leuten der Brauch ist, im Alter devot ohne Maß. Noch immer war er übrigens warmblütig und rasch entschlossen, in vollem Gegensatz zu seinem rechnenden Bruder in jeder Stimmung aus Einem Stück. So sammelte er die hitzigsten Eiferer der klerikalen Partei um sich, wurde das Haupt einer jesuitischen Congregation, die unter seinem Schutz sehr rasch ihre Verzweigungen durch die vornehme Welt, die Beamtenschaft, die Pfarrgeistlichkeit des ganzen Landes ausdehnte, und bildete so neben den officiellen Behörden eine

fest geschlossene, äußerst rührige Nebenregierung, die alle Mittel des politischen Einflusses für die kirchlichen Zwecke in Bewegung setzte. Man verfolgte die politisch Mißliebigen durch geistliche und weltliche Polizei, man ließ die Beförderung keines Beamten zu, der nicht seinen regelmäßigen Beicht- und Communionzettel vorlegte, man drängte Schullehrer und Professoren aus dem Amte, die nicht eine tadellose kirchliche Rechtgläubigkeit zur Schau trugen. In allen Departements organisirte der Klerus Missionspredigten zur Ausrottung des modernen Heidenthums; Geistliche und Mönche hielten solche Predigten auf dem Marktplatz der Stadt, auf freiem Felde vor dem Dorf. Nagelneue Mirakel fanden sich ebenso zahlreich wie heute; große Wallfahrten zogen in aufgeputzten Massen von einem Ende des Landes zum andern. Unter all diesem Getümmel ging man weiter daran, die kirchliche Macht durch große gesetzliche Einrichtungen bleibend auf breitester Grundlage zu befestigen. Da der alte Adel an der Spitze der klerikalen Bewegung stand, so wollte man die Centralisation der Verwaltung, die ihren Mittelpunkt in dem profanen Paris hatte, auflösen, in jedem Bezirk die leitende Macht in die Hand der großen Grundherren legen, einzelne Provinzen als halb selbständige Kronlehn unter die Leitung gottseliger Prinzen stellen. Trotz aller Finanznoth sollten dann die Bisthümer mit Staatswaldungen ausgestattet, die Zahl derselben von 62 auf 92 vermehrt, dem Papste ein verstärkter Einfluß auf die Bischofswahlen eingeräumt, alle bisherigen Aufsichtsrechte des Staates über kirchliches Wesen abgeschafft, gottlose Leute polizeilich ausgewiesen werden. Wie Sie sehen, handelte es sich nicht allein um die Freiheit des katholischen Gewissens, um die Unverletzlichkeit des katholischen

Glaubens: es handelte sich noch um viele andere schöne Dinge, um den Besitz herrlicher Wälder, Schwächung der Staatsgewalt, Verbannung ruchloser Ungläubiger; es handelte sich um Reichthum und Macht. Die Franzosen trugen dies Alles der Curie eifrig entgegen und erlebten zu ihrer großen Ueberraschung, daß der immer behutsame Consalvi dringend warnte, nicht zu hitzig vorzugehen, und dadurch eine unangenehme Reaction in Frankreich hervorzurufen. Er hatte ganz richtig gesehen; 1817 schlug sowohl König Ludwig, der weder die Staatsforsten noch die Provinzialverwaltung hergeben wollte, als auch die öffentliche Meinung in Frankreich um. Selbst bei den unbefangenen gläubigen Bauern hatte der unermeßliche Eifer der Geistlichkeit die Sorge wach gerufen, daß es dieser nicht bloß auf Gottseligkeit und Heiligkeit, sondern zugleich auf gewisse irdische Annehmlichkeiten, wie die Herstellung der Zehnten und Herrenrechte ankomme. Genug, die klerikale Kammer wurde aufgelöst; die Neuwahlen lieferten eine liberale Mehrheit, und ein gemäßigt liberales Ministerium kam zur Macht. Die römische Unterhandlung verlief darauf mit geringfügigen Ergebnissen im Sande.

Die liberale Partei hätte es bei der Gesinnung des Königs und des Landes in der Hand gehabt, auf lange hin die Geschicke Frankreichs im constitutionellen Sinne zu beherrschen. Sie besaß dafür nicht bloß ausreichende, sondern glänzende Talente; die Aufgabe war, fest zusammen zu halten, planmäßig zu verfahren, und mit Vermeidung unnützer Zänkereien den Ausbau des liberalen Staatswesens fortzusetzen. Mit einem Worte, was sie bedurfte, war Einigkeit und Mäßigung. Leider trat davon in jeder Beziehung das Gegentheil ein. Dem

Liberalismus, der auf individuelle Selbständigkeit arbeitet, wird es immer schwerer als den übrigen Parteien, sich zu disciplиniren und zu zügeln, obgleich ohne diese Fähigkeit für ihn so wenig wie für irgend jemand sonst im politischen Kampfe sich etwas Bleibendes erreichen läßt. Damals in Frankreich bildete sich auf der Stelle eine radicale Partei, die es für liberale Pflicht hielt, auch den liberalen Ministern Opposition zu machen, der kein liberaler Gesetzentwurf liberal genug war, deren Presse von Schmähungen gegen die königliche Familie und von Lobeserhebung der großen Revolution, der Republik und der Schreckenszeit widerhallte. Die klerikale Partei sah diesem unvernünftigen Treiben mit tiefer Schadenfreude zu; sie sah, wie die Stellung der liberalen Minister durch die liberalen Heißsporne untergraben, große Massen der Bevölkerung ängstlich, der König immer stärker abgestoßen wurde. Als dann endlich ein revolutionärer Fanatiker den Neffen des Königs, den Herzog von Berry, ermordete, war ihre Stunde gekommen. Durch ganz Europa ging der Ruf, daß Ludwig XVIII. die unheilvolle Bahn des Liberalismus verlassen müsse, und im December 1821 zogen die Klerikalen unter der einsichtigen Leitung des Herrn von Villèle auf's neue triumphirend in den Besitz der Staatsgewalt ein. Sie hatten wieder die Mehrheit in der Kammer; der König, der sie auch jetzt nicht liebte, war alt und krank und schwach; die thatsächliche Herrschaft lag bereits in der Hand ihres frommen Anhängers, des Grafen Carl von Artois. Draußen zeigten ihnen, als den Feinden des schlimmen Liberalismus, die Höfe von Wien, Berlin und Petersburg die lebhafteste Zuneigung. Nirgend sahen sie noch ein Hinderniß gegen die vollständige Verwirklichung ihres Pro=

gramms, und nicht zufrieden, Frankreich der klerikalen Herrschaft zu unterwerfen, drängten sie mit glühendem Eifer zu weiteren Eroberungen hinaus, zu einem neuen Kreuzzug französischer Ritterschaft im päpstlichen Dienste. Es war damals Spanien, welches sie zunächst im Auge hatten.

Auch für unsere Betrachtung ist das damalige Spanien von höchstem Interesse. Es ist das einzige große Reich in Europa, wo durch 250 Jahre das klerikale System die unbedingte Herrschaft gehabt hat. In allen andern Ländern ist ihm stets nur eine unvollständige Durchführung seiner Grundsätze gelungen, und seine Anhänger haben dann nicht ermangelt, nicht die Existenz des Systems, sondern die Unvollständigkeit desselben für die Quelle aller übeln Erscheinungen auszugeben. In Spanien ist diese Ausrede unmöglich; seit 1550 hat dort das klerikale System den Staat und die Politik, die Gesellschaft und die Wissenschaft in jeder Hinsicht beherrscht; zur Belehrung aller Zeiten hat es hier der Welt gezeigt, welche Wirkungen seine Macht über die ihm überlieferten Völker verhängt.

Seit Philipp II. bis auf Carl III. lenkte die Kirche das spanische Staatswesen unbedingt. Sie trieb die Könige zu steten Kriegen für die Ausrottung der Ketzer und die Ausdehnung der päpstlichen Herrschaft. Sie vertilgte jede abweichende Regung und jeden freien Gedanken durch die Scheiterhaufen der Inquisition, und machte bald durch die Beherrschung der Presse, der Literatur und des gesammten Unterrichts jede fremde Richtung unmöglich. Sie häufte colossalen Güterbesitz an, von dem viele tausende halbhöriger Bauern in unbedingter Abhängigkeit standen. Sie erfüllte alle Stände mit der schwärmerischen Begeisterung für klösterliche Weltflucht und kirchliches

Ritterthum. Die Nation entwöhnte sich vom Denken und Lernen; sie entwöhnte sich bald auch von Thätigkeit und erwerbendem Schaffen. Jeder Spanier hielt sich als Mitglied des frömmsten und tapfersten Volkes für einen gebornen Edelmann, und arbeitete nur so viel als er mußte, um nicht zu verhungern. Ackerbau und Handwerk standen in tiefer Verachtung; jeder strebte, Soldat oder Geistlicher zu werden, Hunderttausende lebten von den Bettelsuppen der 30,000 Klöster. Alles Gewerbe Castiliens lag in der Hand von 160,000 Fremden; alle Gold- und Silbermassen Amerika's rannen spurlos durch das Land hindurch in die Casse der fleißigen und producirenden Nachbarn. So ging in einem Jahrhundert die Bevölkerung von zehn auf sechs, die Staatseinnahme von 280 auf 38 Millionen herunter. Die höhern Stände sanken durch das träge Schmarotzerleben in tiefe Entsittlichung; bei dem Volke blieb die volle Leidenschaftlichkeit des von keiner Bildung berührten Naturmenschen. In der That, das System hatte sich bewährt: es gibt kein anderes, welches das Volk so sicher zu devotem Gehorsam erzieht. Aber durch die Zerrüttung aller Bildung war der Staat ruinirt und die Volksgesittung auf der Stufe des Wilden zurückgehalten.

Ueber diese Zustände ergoß sich nun 1808 die napoleonische Eroberung. König Ferdinand VII. wurde hinterlistig gefangen, Napoleons Bruder Joseph auf den Thron gesetzt, das ganze Land mit französischen Heeresmassen überschwemmt. Aber auf der Stelle erfolgte dagegen ein furchtbarer Ausbruch. Nationalstolz und kirchlicher Eifer riefen mit gleichem Ungestüm das Volk zum Freiheitskampfe.

Hier war Anfangs kein Unterschied der Parteien, der

kirchliche und der nationale Haß gegen den Usurpator wirkten zusammen. Als die Cortes die Verfassung von 1812 ausarbeiteten, stimmten Liberale und Klerikale gemeinsam für die römisch-katholische Kirche als die ausschließlich herrschende, als die einzig im katholischen Spanien erlaubte, — denn in Spanien waren damals auch die Liberalen noch völlig gläubige Verehrer der Kirche. Sie stimmten ferner gemeinsam für das Princip der Volkssouveränität, für die stärksten Beschränkungen der königlichen Gewalt, für Einkammersystem und gleiches allgemeines Stimmrecht. Denn der König war abwesend in Napoleons Haft; wer konnte wissen, was aus ihm wurde? Der Klerus aber war sicher, bei gleichem allgemeinem Stimmrecht durch die von ihm völlig abhängigen Bauern die Wahlen zu den Cortes, und dann durch diese das Ministerium und künftig auch den König zu beherrschen. Diese schöne Eintracht zwischen gläubigen Liberalen und demokratischen Klerikalen dauerte jedoch nicht lange, und es ist wieder charakteristisch, wodurch sie gestört wurde. Die Liberalen meinten, es gehöre nicht zum Wesen ächter Frömmigkeit, elende Administration, schleppende Justiz, halbhörige Bauern und ein schlecht unterrichtetes Volk zu haben: als diese Ansichten dann bei den Cortes die Mehrheit gewannen, als demnach die Inquisition abgeschafft, Schulreformen verfügt, die gutsherrlichen Rechte und bäuerlichen Lasten und damit auch die Einkünfte der Kirchen vermindert wurden, da erhob sich der Klerus mit wüthender Heftigkeit, erklärte die Liberalen alle für verruchte Freimaurer und gottlose Aufklärer, und begann geradezu den Bürgerkrieg gegen die Regierung der Cortes. Eben jetzt, 1814, kam Ferdinand VII. aus der Gefangenschaft zurück, und der

Klerus, der zwei Jahre früher die Volkssouveränität hatte verkünden helfen, beeilte sich, dem Könige salbungsvolle Begeisterung entgegen zu tragen und die Ausrottung der Liberalen, den Sturz der Verfassung zu begehren.

Dieser König Ferdinand war nun einer der nichtswürdigsten Menschen, der jemals einen Thron verunehrt hat. Es wurde ihm nur wohl in niedriger Liederlichkeit und völlig gemeiner Gesellschaft; seine Zechgenossen waren seine Lakaien, Kammerdiener und Kuppler, die Leute des Vorzimmers, der camera, die Camarilla. Dabei war er schlau und feig, hatte sich einst gegen seinen schwachen und gutmüthigen Vater empört, und war vor der rauhen Macht Napoleons gekrochen; er war hinterhaltig und tückisch, und zugleich grausam wie alle verdorbenen Wollüstlinge. Ein wirklich religiöses Gemüth, eine reine und christliche Gesinnung hätte sich mit Abscheu von dem Gedanken abwenden müssen, einen Menschen dieses Schlages von den Schranken jeder Verfassung zu befreien und Spaniens ganzes Geschick seiner lasterhaften Willkür anheim zu geben. Aber von einer solchen Stimmung war die klerikale Partei weit entfernt. Wenn der König ihr die alte Macht wieder gab, so mochte er sonst wirthschaften wie er wollte. Und Ferdinand war allerdings, im Sinne äußerer Kirchlichkeit, erstaunlich fromm. Er hörte täglich die Messe, küßte andächtig die Hand seines Beichtvaters, und stickte höchst eigenhändig kostbare Gewänder für wunderthätige Marienbilder. So kam das Bündniß zwischen ihm und dem Klerus ohne Schwierigkeit zu Stande. Noch ehe er in Madrid eingezogen, verfügte er am 12. Mai die Aufhebung der Verfassung; dann folgte am 9. Juni ein königlicher Erlaß zum Preise der Jesuiten und am 21. Juli

die Herstellung der Inquisition. Ueberall wetteiferte man in der Rückkehr zu den goldenen Zeiten der Kirche. Alle Minister waren abhängig von den Intriguen und Launen der Camarilla, aber die festen politischen Rathgeber des Königs waren der Beichtvater Ostolaza und der päpstliche Nuntius Gravina, der übrigens in Consalvi's Auftrag oft zu Mäßigung und Vorsicht zu rathen hatte. Indessen, wie hätte er zürnen können, wenn er überall die Klöster hergestellt, die Freidenker verfolgt, die Kathedralen neugeschmückt sah? wenn Prälaten und Abteien binnen fünf Jahren durch königliche Freigebigkeit mit Pfründen und Gütern, 300 Millionen werth, beschenkt wurden? wenn jede Reform des Unterrichts als höllische Ketzerei beseitigt und alle Schulen wieder in die geistliche Hand gelegt wurden? Genug, Spanien wurde aufs neue die katholische Monarchie par excellence. Sonst freilich war der Zustand erbärmlich und empörend über alle Begriffe. Ueberall wurden die großen Geschäfte mit voller Unfähigkeit, Unstätigkeit und Unthätigkeit verwaltet. Der Hof praßte, die höhere Beamtenschaft bedachte sich mit schamlosen Unterschleifen; alle Steuererträge sanken bei der Erneuerung der alten Mißbräuche und Privilegien. Die Noth des Staates wurde binnen drei Jahren so arg, daß man nicht einmal den Regimentern ihre Löhnung zahlen konnte; die Soldaten bettelten und stahlen, um nicht zu verhungern; von militärischer Disciplin war keine Rede mehr. Die bürgerliche Ordnung zerfiel. Wie im Kirchenstaate rief die Verarmung und Aufregung zahlreiche Räuberbanden in allen Provinzen in das Leben.

In ganz ähnlicher Richtung entwickelten sich in diesen Jahren die Zustände in Portugal, Neapel, Modena, dem

Königreich Sardinien, also dem größten Theil von Italien. Allerdings nirgendwo in diesen Ländern war eine so brutale Niederträchtigkeit am Ruder wie unter dem spanischen Ferdinand. Aber in Portugal, Modena, Sardinien wurde gleich nach dem Abzug der Franzosen der ganze alte Zustand, und mit ihm die jede andere Regung erdrückende Allgewalt des Klerus hergestellt. Man sah wieder gewaltige Kirchengüter, zahlreiche Klöster, jesuitische Lenkung der Regierung und des Unterrichts. In Portugal wie in Spanien ließ die Ausstattung der Kirchen der Regierung kein Geld zur Löhnung der Soldaten übrig. Mit Neapel brachte Consalvi 1818 ein Concordat zu Stande, welches dem Könige das Recht der Ernennung der Bischöfe ließ, dafür aber die Ernannten völlig unabhängig von der Krone, völlig unterthan unter den Papst stellte, und alle Schulen des Landes unbedingt der geistlichen Hand überwies. Die Folge war dieselbe wie in Rom und Spanien, eine tiefe Unbildung und Unwissenheit des Volkes. Noch 40 Jahre später zählte man unter 3000 Gemeinden 1100 ohne Schulen, und 900 mit Schulmeistern, die selbst nicht lesen noch schreiben konnten.

Es war also bei solchen Verhältnissen kein Wunder, daß es 1820 zuerst in dem am ärgsten mißhandelten Spanien, und dann wie im Lauffeuer nach dessen Vorgang in Portugal, Neapel, Piemont zu gewaltsamer Empörung kam. Bei der innern Rohheit, in welcher das klerikale System das Volk gehalten, bei der Rachgier, welche der verfolgende Fanatismus der kirchlichen Herrschaft entzündet hatte, nahm die Bewegung gleich nach dem Siege einen wilden anarchischen Charakter an; jetzt verfolgten die triumphirenden Liberalen die Kirche, ohne im Staat eine gedeihliche Ordnung herstellen zu können. Zwar

in Italien schlug Oesterreich, welches dort unter keinen Umständen irgend welche Revolution dulden wollte, schon 1821 die neuen constitutionellen Einrichtungen mit Waffengewalt zu Boden. In Spanien aber erhitzte der Kampf sich immer mehr; 1822 war es dahin gekommen, daß die radicale Partei den König beinahe gefangen hielt, die Inquisition wieder aufhob, Kirchen- und Klostergut einzog, während der meuterische Pöbel in vielen Städten Priester und Mönche massacrirte. Dagegen sammelte im Norden der Erzbischof von Tarragona fanatisirte Bauernhaufen als sogenannte Glaubensarmee, welche an hundert Punkten mit blutigem Angriff über die Liberalen herfiel, bald aber von dem tapfern General Mina mit raschen Schlägen schwer bedrängt wurde.

So war es sehr begreiflich, daß die französischen Klerikalen mit glühendem Eifer die Herstellung und Wiedereinsetzung ihrer Parteigenossen in der pyrenäischen Halbinsel betrieben. Da die Höfe des Festlandes aus Haß gegen den Liberalismus und die Revolution sie unterstützten, da England nur in schlaffer Weise widersprach, so hielt sie nur ein einziger Umstand noch eine Weile zurück, die Bedenklichkeit ihres eignen Führers und Ministers, des Herrn von Villele. Dieser war ein gläubiger Katholik, aber vor Allem ein praktischer Staats- und Finanzmann. Er besorgte Kriegsgefahr, schwere Ausgaben, Unsicherheit der eignen Truppen, und wenn es dennoch gelänge, maßlose Ueberhebung der eignen Partei. Aber die Kammermehrheit, der französische Episkopat, die Hitzköpfe seiner Genossen rissen ihn fort: im Sommer 1823 überschritt der Herzog von Angoulême mit 100,000 Mann die spanische Grenze. Die klerikale Partei [illegible]

revolutionäre Anarchie vollkommen zerrüttet, Ende September war Alles vorbei und das ganze Land dem absoluten König und der allmächtigen Kirche wieder unterworfen. Der König ernannte für eine Weile seinen Beichtvater Saez nicht zum Premier- sondern zum einzigen Minister. Ein unbeschränkter Despotismus legte sich über das Land; Inquisition, Polizei, die Banden der Glaubensarmee wirkten zusammen. Wer irgendwie mit der Revolution, mit den Cortes, mit der liberalen Partei in Verbindung gestanden, war geächtet. In allen Provinzen floß das Blut in Strömen, füllten sich die Kerker, wurde jede freie Regung erstickt. Es war eine Schreckensherrschaft, ganz so tyrannisch, so mörderisch und so habgierig, wie jene von 1793 in Frankreich. Die Gesandten der Großmächte suchten zu mäßigen; Ferdinand hörte sie gar nicht an.

Während dieser Triumphe, im Dec. 1823, starb Pius VII., im Januar 1824 Cardinal Consalvi. Die Zelanten setzten die Wahl della Genga's, Leo XII., eines ihrer Eifrigsten durch, eines Mannes von 62 Jahren, krank und gebrechlich, aber nur um so hitziger, seine kurze Lebensspanne für die Beförderung der kirchlichen Macht zu verwerthen. Von nun an verschwand aus der Haltung der Curie jede Spur der Milde und der Vorsicht, durch welche Consalvi die kirchlichen Interessen bleibend zu fördern gemeint hatte. Mit energischem Fanatismus beantragte die Curie jetzt die äußersten Maßregeln selbst; nach dem Siege ihrer Anhänger in Frankreich, Spanien, Italien glaubte sie stark genug zu sein, um ohne Rückhalt überall das letzte Wort ihrer Wünsche auszusprechen. Im Kirchenstaate wurden alle Reformversuche Consalvi's beseitigt, alle Immunitäten des Klerus hergestellt, keine weltlichen Lehrer mehr ge-

duldet die Juden wieder in das Ghetto eingesperrt und unter polizeiliche Aufsicht der Inquisition gestellt. So eifrig katholisch sich die damalige österreichische Regierung hielt, so wenig sie protestantische oder freigläubige Regungen aufkommen ließ, so zeigte der alte Papst ihr dennoch eine offen feindselige Gesinnung, weil der Kaiser nicht jeden Einfluß auf die kirchlichen Behörden aus der Hand geben wollte. In Madrid wirkte der päpstliche Nuntius nicht mehr mäßigend wie unter Consalvi's Leitung, sondern im Sinne der [illegible] Zelanti, der wildesten [illegible]. In diesen Jahren von 1824 bis 1829, [illegible] Kirchengeschichte, [illegible] und hoffnungs[illegible]

Mensch, seinen Anhängern jede Empörung verbot, schritten die Klerikalen dennoch 1827 zu einem bewaffneten Aufstande gegen Ferdinand, wurden aber niedergeworfen, und seitdem ihr Uebermuth, wenn auch fürs Erste noch ohne wesentliche Aenderung des Systemes, ohne irgend einen Eingriff in die kirchlichen Verhältnisse, erheblich gedämpft. Ebenso drastische Vorgänge erlebte gleichzeitig **Portugal**. In dem kleinen Lande hatte Spaniens Beispiel zuerst 1820 eine Militärrevolte zu liberalen Zwecken veranlaßt. Der alte, willensschwache aber ganz verständige und wohlwollende König Johann VI. hatte seit 1808 in Brasilien residirt, auf die Nachricht aber von der Lissaboner Revolution die Regierung Brasiliens seinem ältesten Sohne Don Pedro übertragen, und war mit seiner übrigen Familie nach Portugal zurückgeeilt. Als die Franzosen 1823 ihren Siegeslauf in Spanien begannen, setzte sich des Königs zweiter Sohn Don Miguel, der von jesuitischem Fanatismus erfüllt war, sonst aber keine andere Bildung besaß, als er sie von den Lakaien seines Vaters und den Stierjägern der brasilianischen Pampas gelernt hatte, an die Spitze einiger Regimenter und erhob den Ruf des absoluten Königthums. Der Vater war zuerst sehr ärgerlich, ließ es sich aber schließlich gefallen und die Versammlung der Cortes ging ganz gelassen ohne einen Versuch des Widerstandes auseinander. Der alte König war, sehr einsichtig, der Meinung, seine Macht in mäßigem Sinne zu gebrauchen; der Infant aber, voll der Begierde, eine klerikale Schreckensherrschaft nach spanischem Muster einzuführen, versuchte offenen Aufstand gegen den Vater, unter dem Pro[illegible] und Volk vor dem Gifte der Freimaurerei zu [illegible] jedoch an der kräftigen Einmischung des

englischen Gesandten und der englischen Kriegsschiffe im Tajo, so daß er das Land verlassen mußte, und in Wien von allen Absolutisten und Klerikalen Europa's hoch gefeiert wurde. Als dann 1826 der Vater starb und die portugiesische Krone an Don Pedro überging, trat dieser, um in Brasilien zu bleiben, sein Erbrecht an seine Tochter Donna Maria ab, mit der Bestimmung, daß sie ihren Oheim Don Miguel heirathen, und beide dann nach einer von Don Pedro sofort publicirten Verfassung regieren sollten. Es fuhren demnach Don Miguel von Wien, Donna Maria von Rio aus nach Lissabon; natürlich kam Don Miguel früher an, schwor 1828 zuerst den Eid für Donna Maria und auf die Verfassung, wurde dort als Regent anerkannt, und warf dann sogleich die Verfassung um und ließ sich allein als absoluter König ausrufen. Der Papst sprach ihm Glückwunsch und Segen aus, und schickte ihm eine Anzahl Jesuiten als einsichtige Rathgeber bei seiner Regierung, welche dort ganz und gar nach dem Sinn und Muster der spanischen Zeloten geführt wurde, mit herrschendem Einfluß der Prälaten, mit reicher Beschenkung der Kirchen, mit tyrannischer Unterdrückung jeder abweichenden Regung. Nach dreijähriger Dauer seiner Herrschaft waren wegen politisch-kirchlicher Vergehen 1600 Personen deportirt, 13,000 ausgewandert, 5000 im Lande versteckt, 26,000 gefangen (auf eine Bevölkerung von kaum 3½ Millionen).

In Frankreich brachte der siegreiche Zug durch ganz Spanien der Regierung weder Kriegsruhm noch diplomatischen Machtgewinn: das Heer hatte keine Schlachten zu schlagen gehabt, der französische Gesandte hatte nach dem Siege nicht den mindesten Einfluß bei König Ferdinand. Wohl aber trat

die von Villele gleich anfangs befürchtete Folge ein: der Uebermuth der französischen Klerikalen stieg unermeßlich und wurde von Rom aus zu immer schärferem Vorgehen angestachelt. Vollends als 1824 Ludwig XVIII. starb und Artois als Karl X. den Thron bestieg, kannte die Herrschbegier der Partei keine Grenzen mehr. Alle Forderungen von 1815 wurden wieder hervorgesucht, Herstellung der alten Adelsrechte, Auflösung der centralisirten Verwaltung, reichere Dotirung der kirchlichen Behörden, Unabhängigkeit der Bischöfe von der Staatsgewalt, Freiheit für die Gründung von Klöstern und Schenkungen an die todte Hand, Ueberantwortung des Unterrichts an den Klerus, Unterdrückung aller ketzerischen Richtungen, Todesstrafe für Entweihung einer Kirche, Führung der Civilstandsregister durch die Geistlichen, Ueberlieferung aller Aemter an streng kirchliche Katholiken. Villele that, was er konnte, die Partei zu befriedigen, ohne gar zu arg mit der Gesinnung des modernen Frankreich zusammenzustoßen. Aber die Klerikalen waren nicht zu sättigen. Es ging Villele wie Ferdinand VII. Weil er sich nicht völlig blind der geistlichen Herrschaft unterwarf, wurde er bald von den Eifrigsten als gesinnungslos angegriffen, erlebte die heftigsten Stürme in der Kammer, wurde allmählich als ein lauer Mensch auch dem Könige verdächtig. Indessen dehnten sich trotz positiven Verbotes in der bestehenden Gesetzgebung die Jesuiten in zahlreichen Niederlassungen aus, [illegible] ihre weltlichen Affiliirten in allen Ministerien, an allen [illegible]hen Stellen, begannen kolossale Reichthümer anzu[illegible] [illegible]öfe verkündeten in öffentlichen Hirten[illegible] [illegible]e französische Recht mit den göttlichen [illegible]i und abgeändert werden müsse.

Alle diese Wühlerei, welche mit der zusammenwirkenden Kraft des Staates und der Kirche das Land in Unruhe versetzte, rief natürlich in den liberalen Kreisen eine wachsende Erbitterung hervor, und da die hitzigen Gruppen der klerikalen Partei fortfuhren, am Hofe und bei den Gläubigen gegen Herrn von Villele zu hetzen, so gaben Ende 1827 die Wahlen der Opposition eine starke Mehrheit gegen das Ministerium. Karl X., von seiner göttlichen Mission durchdrungen, hätte am liebsten sogleich zur Gewalt gegriffen, ließ sich aber bestimmen, noch eine Weile hinzuhalten und ernannte das gemäßigte Ministerium Martignac, royalistisch, aber nicht klerikal. Jetzt wurden die Jesuiten ausgewiesen; einige Bischöfe protestirten, der Papst selbst ermahnte sie aber zur Ruhe, damit dem völlig zuverlässigen Könige keine Verlegenheit bereitet würde. Weniger klug und umsichtig war auch dieses Mal die liberale Partei. Anstatt Martignac auf alle Weise zu stärken und die liberale Tendenz desselben sich ruhig fortentwickeln zu lassen, drängten sie ihn mit radicaler Principienreiterei, und ließen im Juli 1829 seine wichtigsten Gesetzentwürfe, die große Fortschritte enthielten, als halbe und ungenügende Maßregeln durchfallen. Der König jubelte in seinem Herzen; er meinte jetzt dem Lande bewiesen zu haben, daß mit gelinder Haltung das revolutionäre Treiben nicht zu beschwichtigen sei, und berief im August 1829 das völlig klerikale Ministerium Polignac. Das Land war sofort der Ueberzeugung, daß dies die Ankündigung des Staatsstreiches, des Verfassungssturzes bedeute, um dann mit absoluter Gewalt das klerikale System durchzusetzen. Der König selbst wußte es und wollte es nicht anders. Als die Kammermehrheit in ihrer Opposition beharrte, war sein Entschluß fertig.

Ich will nicht, sagte er, mich geduldig wie Ludwig XVI. auf das Blutgerüst schleppen lassen, ich will zu Pferde steigen und die Revolution bekämpfen. Der russische und preußische Gesandte warnten; Wellington aber lobte und billigte, er meinte, nur durch die Macht der Kirche lasse sich die Macht der Revolution besiegen, eine Auffassung, die bei ihm um so verwunderlicher war, als der in Frankreich so überlegitimistische Klerus damals in Irland eine starke demokratische, halb revolutionäre Agitation unterhielt, um den Katholiken in Großbritannien die Wählbarkeit zum Parlamente zu verschaffen. Es zeigte sich wieder, daß der klerikalen Partei jede Art von Politik genehm ist, wenn sie irgendwie den Zwecken der Hierarchie dient. Polignac hielt übrigens seine Pläne längere Zeit tief verborgen und war auch selbst Monate lang zu keinem Entschlusse zu bringen. Außer dem Dauphin und den Ministern war damals nur noch Einer im Geheimniß der Entwürfe, der päpstliche Nuntius Lambruschini, der mit höchstem Eifer den König vorwärts drängte. In Rom herrschte seit Februar 1829 Pius VIII. (Castiglione), von Natur eine gutmüthige freundliche Seele, aber ohne alle Kenntniß der Welt und der Politik, ein frommer und eifriger Jesuitenzögling, der nach seiner persönlichen Natur eigentlich friedliebend war, aber aus bester Ueberzeugung es für das Werk der höchsten Menschenliebe und reinsten Rechtschaffenheit hielt, die heilige Sache der Kirche mit allen Mitteln, auch den allerbedenklichsten, zu fördern. Seine erste That war eine donnernde Encyclika gegen alle Ketzer, Freidenker und Toleranzmänner; dann kam ein Edict für den Kirchenstaat, worin allen Einwohnern bei Strafe der großen Excommunication befohlen wurde, allmonatlich jeden Fall oder Verdacht

der Ketzerei der Inquisition anzuzeigen — die Folge war ein entsetzliches Aufblühen der geheimen Denunciation, eine bodenlose Zerrüttung aller Familien- und geselligen Verhältnisse. Damals brachte Wellington in das englische Parlament das Gesetz über die Wählbarkeit der Katholiken; um nachzuweisen, daß dasselbe weder für den Staat noch für die anglikanische Kirche gefährlich sei, bezog er sich auf eine officielle Erklärung aller katholischen Bischöfe in Irland, die katholische Kirche behaupte **nicht**, daß der Papst einen König absetzen, sie behaupte **nicht**, daß ein katholischer Unterthan einem vom Papste abgesetzten Könige nicht länger gehorchen dürfe, sie behaupte **nicht**, daß der Papst in Glaubenssachen unfehlbar sei. Pius VIII., der alle diese Sätze für unbestreitbar, und die entgegengesetzte Erklärung der irischen Bischöfe für eine arge Ketzerei hielt, hüllte sich dieses Mal in vorsichtiges Schweigen, damit nur das erwünschte Gesetz keine Schwierigkeit fände. Bei einer solchen Gesinnung konnte er natürlich auch kein Bedenken gegen ein so gottseliges Werk wie die Vernichtung des französischen Liberalismus haben, selbst wenn ein kleiner Rechtsbruch und Verfassungsbruch dabei mit unterliefe. Bei der andächtigen Hingebung Karl's X. würde ein Wink des Papstes ihn zurückgehalten haben: aber das Gegentheil erfolgte, der Nuntius gehörte mit zu den Urhebern der königlichen Ordonnanzen, welche am 26. Juli 1830 Frankreich verkündeten, daß es ein neues Wahlgesetz erhalten und die Preßfreiheit verloren habe.

Wenn dies gelang, wenn Karl X. seine Absichten durchset[illegible] [illegible] sich ein sicherer Besitz für das klerikale [illegible] [illegible]ich von selbst, daß die französische [illegible] alle Nachbarlande zurückwirkte;

man meinte sehr bestimmte Aussichten in Belgien und am Rheine zu haben; in Spanien wäre dann der Sieg des Don Carlos, in Portugal die Herrschaft Don Miguel's gesichert gewesen; Rom, in dessen Händen die leitenden Fäden aller dieser Regierungen zusammengelaufen wären, hätte dann nach allen Seiten seine herrschenden Gebote über Europa gelegt.

Fragen wir im Rückblick auf die bisher beobachtete Entwicklung noch einmal: was war es, um das es sich bei den klerikalen Bestrebungen handelte: Religionsfreiheit oder Weltmacht? Schwerlich wird die Antwort zweifelhaft sein. Es war nicht die Sorge um die katholische Religion, welche die spanischen Klerikalen zum Kampfe gegen die Verfassung von 1812 aufstachelte, die Verfassung, welche jedes andere Bekenntniß als das katholische in Spanien verbot. Es war nicht Sorge um die Religion, welche in Spanien den Bruder gegen den Bruder aufstellen wollte, in Portugal den Sohn zur Empörung gegen den Vater, den Oheim zum Eidbruch gegen die Nichte trieb, welche in Frankreich die katholischen Minister befeindete, den frommen König zum Staatsstreich drängte, und in Italien 90 Procent der Bevölkerung ohne die dürftigste Elementarkenntniß ließ. Nirgendwo war dort die Freiheit in Frage, zu Gott dem Herrn auf katholische Weise zu beten: um was es sich handelte, war die Macht des Klerus, und allein die Macht.

Aber so glänzend im Juli 1830 seine Aussichten standen, damals war diesen Hoffnungen eine jähe Unterbrechung bestimmt. Ein plötzlicher Donnerschlag zerriß das weltumspannende Gewebe. Auf die Ordonnanzen antwortete Frankreich mit der Julirevolution. An die Stelle des andächtigen König Karl trat der durchaus rationalistische und bürgerliche Ludwig Phi-

lippe, und was vorher die Klerikalen für sich gehofft, erlebten jetzt ihre Gegner. Frankreich gab das Signal zu einem weiten Aufschwung der siegenden Gesinnung in halb Europa. Don Carlos verlor das spanische Erbe, Don Miguel wurde aus Portugal vertrieben, in der Schweiz kam eine radikale, entschieden antihierarchische Partei an das Ruder, die Niederwerfung der polnischen Revolution brachte der katholischen Kirche jener Lande die schwerste Bedrängniß, im Kirchenstaate selbst erhob sich drohend der Ruf nach Beseitigung der Priesterherrschaft. Alle Machtpläne der Klerikalen kamen in gründliches Stocken. Die einzige lichte Stelle in dieser Nacht der Trübsal bot der römischen Curie damals die belgische Revolution, wo es den Brüsseler Klerikalen gelang, im augenblicklichen Bündniß mit dem Liberalismus die nationale Antipathie gegen Holland auszubeuten und Belgien unabhängig von dem oranischen König unter immer wachsenden klerikalen Einfluß zu stellen.

III.

Nachdem das brausende Unwetter der Julirevolution und ihrer Ausläufer abgerauscht war, finden wir sehr bald die klerikale Thätigkeit in alter Weise am Werke, die erlittenen Verluste wieder gut zu machen, die zerstörten Canäle herzustellen, allmählich von den früheren Positionen wieder Besitz zu nehmen. Ende 1830 folgte auf Pius VIII. Papst Gregor XVI., ein Camaldulensermönch aus dem Venetianischen, ein gelehrter Theologe und Orientalist, voll von Selbstbewußtsein und Thätigkeitsdrang, im privaten Verkehr, trotz der Häßlichkeit seiner wulstigen Lippen und seinem Fistelgeschwür an der Nasenspitze, vergnüglich und leutselig, bei einem Glase Wein stets zu gemüthlichen Späßen aufgelegt — aber seit 30 Jahren war er unermüdlicher Vorkämpfer der päpstlichen Machtvollkommenheit und Unfehlbarkeit gewesen, und fest entschlossen, dieselbe in seinem Pontificate trotz aller Tücken der argen Welt zur allseitigen Geltung zu bringen. In diesem Sinne verfuhr seine Verwaltung nach Innen wie nach Außen. Im Kirchenstaate weigerte er jede weltliche Reform, wie nachdrücklich ihn auch die fünf Großmächte dazu ermahnten, um bei dem leidenden und gährenden Volke einige Beruhigung hervorzubringen. In Frankreich faßte allmählich der größere Theil des Episcopates

wieder Muth zur klerikalen Agitation, kündigte den gesetzlichen Aufsichtsrechten des Staates den Gehorsam auf, setzte gemeinsam der Regierung einen zähen passiven Widerstand entgegen. Noch immer war jede Niederlassung des Jesuitenordens in Frankreich verboten; trotzdem aber nisteten die Patres sich mit solchem Erfolge ein, daß eine amtliche Untersuchung im Jahre 1845 den Werth ihres Grundbesitzes auf 2 Millionen Franken, und ihre sonstigen Jahreseinnahmen auf nahe $^{1}/_{2}$ Million schätzte. Auf einen Antrag von Thiers forderte damals die Kammer die Regierung auf, die Gesetze zu handhaben, d. h. die Jesuiten auszuweisen. Der Minister Guizot, der, obwohl Protestant, die Klerikalen begünstigte, versuchte eine Unterhandlung mit Rom. Da war es charakteristisch für den dortigen Zustand, daß der Papst erklärte, er vermöge die Jesuiten aus Frankreich nicht abzuberufen, der Gesandte sich darauf an den Jesuitengeneral wenden mußte, und dieser es dann für angemessen hielt, seinen Vätern wenigstens das öffentliche Auftreten in Frankreich zu untersagen.

Größere Fortschritte aber wurden unter Gregor XVI. dem klerikalen System in Deutschland zu Theil, und wurden ihm von den Regierungen selbst entgegengetragen.

Zunächst in Baiern unter König Ludwig I. Der eigenwillige, anfangs aber liberal auftretende Fürst war durch die Julirevolution in hohem Maße erschreckt worden, und fiel in die Vorstellung zurück, daß nur die Kirche stark genug sei, die Throne gegen die Revolution zu schützen. Ohne gerade die baierischen Gesetze zu ändern, gab er demnach den Bischöfen größeren Einfluß auf den Unterricht, berief klerikale Professoren an die Universitäten, und ließ in der Presse und der Literatur

der ultramontanen Thätigkeit freien Lauf. Noch wichtiger für die Curie wurde etwas später die Entwicklung der Dinge in Preußen. Zwar die Regierung Friedrich Wilhelm's III. behauptete die seit 1820 eingenommene Stellung. Lange Jahre blieb unter der oben geschilderten Gesetzgebung der kirchliche und confessionelle Friede ungestört; nur in einer Frage zeigte sich eine Differenz, nämlich in Betreff der Kindererziehung bei gemischten Ehen, wo bekanntlich das kanonische Recht in jedem Falle katholische Erziehung aller Kinder fordert, das Staatsgesetz aber, nach den Grundsätzen der Religionsfreiheit und der Parität, den Eltern die Entscheidung anheim gab und in deren Ermangelung die Kinder der Religion des Vaters überwies. Viele katholische Pfarrer weigerten die Trauung oder die Aussegnung der Wöchnerin, wo nicht die katholische Kindererziehung verheißen war; die Regierung veranlaßte die Bischöfe 1828 zu einer Unterhandlung mit Rom. Am 25. März 1830 erließ darauf Papst Pius VIII. ein vermittelndes Breve, welches die Pfarrer anwies, die katholische Braut kräftig von einer Ehe abzumahnen, bei der, wie der Papst sich ausdrückte, *sie wisse*, daß die Religion der Kinder in die Willkür des Mannes gestellt sei; wenn sie leider dennoch fest bleibe, möchte der Pfarrer bei der Trauung passive Assistenz leisten. Die Bräute und die Regierung wünschten aber mehr, und als von Gregor XVI. nichts Weiteres zu erlangen war, entschloß sich Erzbischof Spiegel mit seinen Suffraganen 1834 zu einer Instruction, welche das Breve in dem mildesten Sinne interpretirte, und den Pfarrern auch die active Trauung überall da befahl, wo die Braut *nicht* ausdrücklich *wisse*, daß die Kinder protestantisch werden sollten. Es waren beinahe wörtlich die Worte

des Breve, aber allerdings der ursprüngliche Sinn war mit einer leichten Stilwendung nicht unerheblich verändert. Indessen man hoffte auf die bekannte Weise der Curie, nachdem sie die eignen Grundsätze gewahrt, dann in der Praxis gefällig zu sein und ein Auge zuzudrücken.

Unglücklicher Weise starb Spiegel 1835, und sein Tod wurde das Signal für alle klerikalen Eiferer in Rom, Belgien, München. Ganz plötzlich verkündete der Papst die Verdammung der Hermes'schen Philosophie, zu der sich fast alle Bonner Theologen bekannten; die klerikalen Zeitungen arbeiteten mit Macht; im Stillen hetzte Fürst Metternich, damals auf Preußen eifersüchtig wegen des Zollvereins, die päpstliche Curie zu kräftigem Vorgehen. Da wurde die Welt durch die Kunde überrascht, daß Preußen selbst in Cöln den klerikalsten und eifrigsten aller Prälaten, den Herrn von Droste-Vischering, zum Nachfolger Spiegel's vorschlage. Cardinal Lambruschini selbst sagte dem preußischen Gesandten auf die Nachricht: ist Ihre Regierung toll geworden? Es war der Einfluß des damaligen Kronprinzen, der aus Bewunderung für Droste's asketische Frömmigkeit jede andere Rücksicht auf die Seite geschoben hatte. Man sollte bald genug erfahren, in wie weit eine Frömmigkeit dieser Qualität die gewöhnliche bürgerliche Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit verbürgt. Der Minister Altenstein, welcher den Mann kannte, hatte ihn vor der Wahl wenigstens gefragt, ob er versprechen wolle, sich an die gemäß Breve und Instruction eingerichtete Praxis zu halten, und darauf eine unbedingte Bejahung in salbungsvollen Worten erhalten. Kaum aber war Droste demnach Bischof geworden, so zerriß er die Instruction, und verbot jede Trauung, wo nicht das Versprechen katholischer

Kindererziehung vorliege. Als man ihn an sein Versprechen erinnerte, sagte er, daß er gemäß dem Breve und der Instruction handele, wo er sie übereinstimmend finde, aber gemäß dem Breve allein, wo sie von einander abwichen. Es war eine Interpretation des gegebenen Wortes, ganz von demselben Schlage, wie vorher Spiegel's Interpretation des päpstlichen Breve's, so daß der ganze Handel ein vollkommen würdiges Seitenstück zu der baierischen Schachpartie zwischen Rechberg und Consalvi bildete, freilich mit dem wesentlichen Unterschiede, daß 1818 die Curie, 1837 aber die preußische Regierung der geprellte Theil war. Das Lütticher Journal klatschte öffentlichen Beifall, der ehrwürdige Erzbischof habe die Regierung getäuscht und in ihren eigenen Netzen gefangen. Der Minister Rochow machte einen Versuch, den Prälaten freundlicher zu stimmen; Droste aber erklärte rund heraus, daß er die bestehende Gesetzgebung in kirchlichen Dingen überhaupt nicht weiter anerkenne, da der Staat in keiner Weise ein Recht habe, in kirchlichen Dingen mitzureden. Darauf wurde er aufgefordert, das durch ein gebrochenes Versprechen erschlichene Amt niederzulegen, und als er dies weigerte, verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt. Aus ähnlichen Gründen erlitt sein Posener College Dunin ein ähnliches Schicksal.

In der Hauptsache hatte die Regierung zweifellos Recht. Kein Staat der Welt kann es dulden, daß ein Unterthan den bestehenden, unbestrittenen Gesetzen plötzlich den Gehorsam aufkündigt. Aber entsetzlich viel wurde durch das stumpfe Ungeschick der Ausführung verdorben. Vor allem zürnten auch die Liberalen über die Freiheitsberaubung ohne vorausgegangenes klares Gesetz, ohne nachfolgendes richterliches Verfahren. Man

sah deshalb in der Haft der Erzbischöfe eine Art willkürlicher absolutistischer Kabinetsjustiz. Indessen trotz alles Lärmens kam es zu keiner Auflehnung. Der Breslauer Fürstbischof, das Cölner Domcapitel waren für die Regierung. Ohne Zweifel hätte diese ihre Absichten durchgesetzt.

Da trat 1840 der Tod des alten Königs ein, und mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. begann eine neue Zeit für Staat und Kirche in Preußen. Niemals in unserem Jahrhundert, hat Bischof Ketteler gesagt, hat sich ein Fürst größere Verdienste um die Kirche erworben als dieser protestantische König. Er war geistreich und vielseitig gebildet, durchaus von ästhetischen, idealen, romantischen Anschauungen erfüllt, von tiefem Respect vor jeder kirchlichen Einrichtung und jeder religiösen Ueberzeugung durchdrungen. Jede Einmischung einer rohen weltlichen Gewalt in diese heiligen und geweihten Kreise war ihm widerwärtig im tiefsten Herzen. Ich dürste nach dem Augenblick, sagte er, in dem ich mein bischöfliches Amt über die evangelische Kirche niederlegen kann. Er war in demselben Sinne bereit, der katholischen Kirche die begehrte Freiheit zu verstatten, überzeugt, daß die Freiheit einer christlichen Kirche einem christlichen Staate nur Segen bringen könne. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Absendung des katholischen Grafen Brühl nach Rom, um den Frieden mit der Curie herzustellen. Noch ehe dieser etwas erreicht hatte, schaffte der König das placetum regium ab und gab die Correspondenz der Bischöfe mit Rom frei. In der Cölner Streitsache war er zufrieden, als der Papst an Droste's Stelle den Herrn v. Geissel setzte, und verzichtete auf alle Forderungen in der Sache. Aus freiem Antrieb beschränkte er die Rechte

der Krone bei Bischofswahlen, und fuhr fort, im einzelnen Falle die eifrigst klerikalen Candidaten zu begünstigen und selbst zu empfehlen. Wenn es in Preußen freilich nicht wohl anging, die Ketzerei wie in Spanien und Rom mit Tod oder Gefängniß zu bestrafen, so wurden doch die Bischöfe bei der Verfolgung der sogenannten Deutschkatholiken 1844 mit allen Mitteln der polizeilichen Chicane unterstützt. Am Besten schien es natürlich, das Entstehen jeder Ketzerei im voraus zu verhüten, und deshalb wurde die Schule vollständig den Kirchenbehörden unterworfen. Durch Ministerialverfügung wurde jetzt festgestellt, daß jeder Pfarrer der geborene Schulpfleger seines Bezirkes sein, daß die Gymnasien nach den Confessionen gesondert und an jedem nur Lehrer der einen Confession angestellt werden sollten. In dem Cultusministerium wurde für die katholischen Kirchen- und Schulsachen eine besondere katholische Abtheilung gebildet, deren Räthe den Auftrag hatten, die Rechte des Staates gegenüber den Kirchenbehörden wahrzunehmen, die aber bald genug sich lediglich als Vertreter der kirchlichen Interessen innerhalb der Staatsregierung gerirten. So erreichte die römische Kirche hier ohne eigne Anstrengung alles, was sie in dem katholischen Baiern und Oesterreich bisher vergeblich angestrebt hatte. Die Erziehung der Jugend und des Klerus lag vollständig in ihrer Hand; hier wuchs die Generation auf, die seit 1873 auf Commando der Pfarrer in geschlossenen Gliedern zur Wahlurne zieht.

In dieser Lage der Dinge wurde die Curie wie ganz Europa durch das Ereigniß überrascht, welches der Ausgangspunkt für die heutigen Zustände werden sollte, die Pariser Februarrevolution von 1848 und die daraus ent-

springenden Bewegungen in Deutschland, Oesterreich und Italien.

Anfangs schien davon das Papstthum selbst auf das Schwerste bedroht. Kurz zuvor hatte Pius IX. den päpstlichen Thron bestiegen, und zu aller Welt Erstaunen seine Regierung mit liberalen und nationalen Maßregeln begonnen. Schon seit langer Zeit war die römische Curie mit Oesterreich nur scheinbar auf gutem Fuße; Oesterreichs Bataillone schützten den Kirchenstaat vor inneren Umwälzungen, dafür aber schaltete auch des Kaisers Wille mächtiger durch Italien, als der Curie erwünscht war. So ging Pius auf einen damals in Italien weit verbreiteten Gedanken ein, mit den Kräften aller italienischen Staaten das Land von der österreichischen Herrschaft zu befreien und dann die Halbinsel zu einem Staatenbunde unter Vorsitz des Papstes zu machen. Dafür war es dann allerdings erforderlich, den volksthümlichen Wünschen einigermaßen Rechnung zu tragen, um wie einst im 12. Jahrhundert Papst Innocenz III. das italienische Nationalgefühl zum Verbündeten zu gewinnen. In diese Entwürfe schlug nun 1848 die demokratische Revolution hinein, mit gleichem Grimme gegen die Curie, wie gegen Oesterreich. Der päpstliche Reformminister wurde ermordet, in Rom die Republik verkündet und der Papst zur Flucht nach Gaëta gezwungen. Seitdem hatte Pius die Lust an Reformen und nationalen Freiheitsbestrebungen vollständig verloren; die Zelanten und Jesuiten überzeugten ihn gründlich, daß das klerikale System mit jeder Spur von Liberalismus und Nationalitätsprincip ein für alle Male unverträglich sei.

Zunächst brachte ihm die Wendung der französischen Angel Herstellung. Aus den innern

Kämpfen der Republik stieg das Präsidium Louis Napoleon's hervor. Der Prinz wünschte das Kaiserthum zu erneuern und dafür die Unterstützung der starken klerikalen Partei in Frankreich. Um sie zu gewinnen, stürzte er durch ein französisches Armeecorps die Republik in Rom, und unter dem Schutze der französischen Bajonette konnte Pius wieder als absoluter Herrscher in den Vatican einziehn. In Frankreich selbst fuhr das Kaiserthum fort, sich den kirchlichen Ansprüchen gefällig zu zeigen, wie es Louis Philippe niemals gethan. Die lästigen Gesetze des ersten Napoleon kamen nicht mehr zur Anwendung, der Einfluß des Klerus wuchs mit jedem Jahre.

Noch reichere Früchte aber trug die Revolution dem klerikalen Systeme in Deutschland und Oesterreich. Das absolute Königthum hatte es in Preußen zu Stande gebracht, alle liberalen Elemente ebenso gegen seine Kirchenpolitik wie gegen seine weltliche Verwaltung in Harnisch zu bringen. Nachdem es 1837 die beiden Erzbischöfe ohne Gesetz noch Gericht ihrer persönlichen Freiheit beraubt, hatte es seit 1840 der herrschenden Orthodoxie beider Kirchen seinen starken Arm geliehen, um Philosophen und Kritiker, Lichtfreunde und Deutschkatholiken nieder zu halten. Alle gesinnungstüchtigen Liberalen waren damals überzeugt, der individuellen Freiheit einen unermeßlichen Dienst zu leisten, wenn sie jede Einwirkung des Staates auf die kirchlichen Verhältnisse beseitigten. So decretirte das Frankfurter Parlament und nach seinem Beispiel der preußische Landtag in den Grundrechten der Deutschen und der Preußen, nicht bloß die Freiheit des persönlichen Religionsbekenntnisses, sondern den berühmten Satz: die bestehenden Kirchen verwalten ihre innern Angelegenheiten selbständig. Sie dachten gar nicht

daran, daß sie damit die Selbständigkeit, nicht des persönlichen Gewissens, sondern die Entfesselung einer Weltmacht verkündeten, deren erstes und letztes Wort die Vertilgung der persönlichen Religionsfreiheit ist, einer Macht, die damals seit 30 Jahren allen Regierungen Europas Schach geboten und in Frankreich und Italien, in Spanien und Portugal einen Krieg auf Leben und Tod gegen den Liberalismus geführt hatte. Wer dieser Macht sich nicht unterwerfen will, bedarf, wie sich versteht, vor Allem eines ihr überlegenen geistigen Grundsatzes, denn es ist eine geistige Macht, die er bekämpft, und die allein mit materiellen Waffen nicht zu besiegen ist. Aber diese Macht ist seit Jahrhunderten nicht bloß geistig, sie ist nicht bloß eine Lehre geblieben, die durch die überzeugende Kraft der Gründe und der Wahrheit wirken will. Seit Jahrhunderten hat sie sich äußerlich organisirt und mit allen Mitteln der Herrschaft gerüstet. Sie will ihre Gegner nicht widerlegen, sondern vertilgen. Sie beruft sich nicht auf die selbständige Ueberzeugung, sondern sie rottet dieselbe aus, so weit sie es kann. Sie ermahnt ihre Anhänger nicht, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, sondern sie verbietet der Masse derselben das Lesen jeder liberalen Schrift und das Anhören jeder liberalen Rede. Sie strebt vor Allem den Alleinbesitz der Schule zu ergreifen, um hier den Menschen von der zartesten Kindheit an die Vorstellung von der bedingungslosen Allgewalt der Kirche einzupflanzen, die Vorstellung, daß der Staat den Ungehorsam vielleicht mit der Kleinigkeit von einigen Jahren Gefängniß, die Kirche aber mit einigen Jahrhunderten Fegefeuer, wenn nicht mit ewiger Höllenpein bestrafen kann. Um mit einer so
o [illegible] t den Kampf nur beginnen zu

können, müssen die Anhänger der Freiheit nicht bloß freien Geistes, sondern auch sie müssen als Macht organisirt sein; sie müssen ebenfalls vereinigt, in geordneter Disciplin, unter fester Führung kämpfen, und es gibt hiefür auf der Welt keine andere Führung als die einer zugleich nationalen und liberalen Staatsgewalt. Kein einzelner Mensch ist stark genug, der erdrückenden Wucht der Priesterherrschaft zu widerstehn; dazu reicht nichts Anderes aus, als die Gesammtkraft eines patriotischen Volkes, die von einer kräftigen und einsichtigen Staatsgewalt gelenkt wird. Niemals ist eine politische Partei in einen verderblichern Irrthum gerathen, als die liberale 1848 und 1850, in ihrem Wahne, die religiöse Freiheit zu erlangen durch die Selbständigkeit der päpstlichen Weltmacht, durch die Absetzung des Staates auf kirchlichem Gebiet. Wer dabei im innersten Herzen frohlockte, waren Pius IX. und Friedrich Wilhelm IV. Jetzt war oder schien doch in Preußen Verfassungsgesetz, was bisher nur freiwillige Vergünstigung der Staatsbehörden gewesen. Wohl hatte die Volksvertretung in ihrer Mehrheit es für unzweifelhaft gehalten, daß die selbständige Kirchenverwaltung deshalb noch nicht auf Souveränität Anspruch machen könnte, sondern daß sie sich innerhalb der Schranken der allgemeinen Staatsgesetze zu bewegen hätte, wie z. B. die ebenfalls garantirte Selbständigkeit der bürgerlichen Gemeinde, wie die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre. Aber die Person, auf die es hier ankam, der König, war völlig bereit, den Bischöfen die weiteste Auslegung zu gestatten. Der Staat ließ alle Rechte über die Kirche fallen, die er von 1815 bis 1840 widerspruchslos gehandhabt hatte. Er erklärte jetzt die Leitung der Volksschule durch den Klerus und die

Sonderung der Gymnasien nach dem Religionsbekenntniß für ein festes Verfassungsrecht. Er verzichtete auf jede Mitwirkung bei Anstellung, Versetzung und Absetzung der Pfarrer, so daß diese jetzt der Willkür des Bischofs ohne jede Rechtsregel Preis gegeben blieben, in derselben Zeit, in welcher es als fester Grundsatz anerkannt wurde, daß kein Staatsbeamter ohne gesetzlichen Grund und geregeltes Verfahren seine Stellung verlieren dürfe. Ferner verzichtete der Staat auf jede Einsicht und Aufsicht bei den kirchlichen Orden und Corporationen, und vor Allem die Jesuiten dehnten seitdem das Netz ihrer Verbindungen durch ganz Norddeutschland aus. Endlich gab der Staat jede Theilnahme an der Verwaltung des Kirchenvermögens aus der Hand; die von dem Bischof ernannten und weiter durch Cooptation ergänzten Kirchenvorstände waren dafür weder den Gemeinden noch der Staatsbehörde, sondern einzig dem Bischofe und dessen Rechnungskammer verantwortlich. Mit einem Worte, so vollständig wurden alle Wünsche Roms in Preußen erfüllt, daß mir vor etwa zehn Jahren der berühmte englische Schriftsteller und Staatsmann, Lord Houghton, erzählen konnte, er habe auf seine Frage, wie die englische Regierung die katholische Geistlichkeit in Irland befriedigen könnte, von dem Cardinalstaatssecretär Antonelli die Antwort erhalten: Das kann ich mit Einem Worte sagen, führen Sie die preußischen Kirchengesetze ein.

Diese Dinge haben denn bei uns ein Menschenalter bestanden, und es verlohnt sich der Mühe nach ihren Wirkungen zu fragen. Sind unter der Herrschaft dieses Systems die Menschen glücklicher, weiser, tugendhafter geworden? Es ist unmöglich, diese Frage zu bejahen. Sieht man auf den Zu-

stand der Kirche selbst, so ist es allerdings unmöglich, dem allseitigen Gehorsam und Zusammenschließen bei jedem Winke der geistlichen Obern die Anerkennung zu versagen. Aber dies Ergebniß ist theuer bezahlt; es ist erkauft mit der Beseitigung jeder Rechtsform und Rechtssicherheit der untergebenen gegenüber der vorgesetzten Behörde, wie dies noch neuerlich das völlig formlose, dem Kirchenrecht schlechthin widersprechende Verfahren der Bischöfe gegen altkatholische Pfründenbesitzer gezeigt hat. Ebenso deutlich erscheint das Absterben wissenschaftlicher Bildung in der theologischen Literatur, und die heutigen Parteikämpfe werden in zahlreichen Fällen mit gemeiner Gewissenlosigkeit in der Anwendung der schlechtesten Mittel geführt. Durch die gepriesene Selbständigkeit der Kirche haben die Vermögensinteressen der Pfarrgemeinden schwerlich gewonnen. Die Abhörung der Rechnungen, meist von einigen jüngern Geistlichen besorgt, verschleppte sich oft Jahre lang; die Anlage der Capitalien, nicht mehr von sachverständigen Behörden beaufsichtigt, hat in manchen Fällen schwere Verluste verursacht; eine vom Gewöhnlichen stark abweichende Verwaltungsweise war es jedenfalls, wenn die Brandversicherung der Kirchen einer Diöcese nach der Höhe der Tantieme vergeben wurde, welche die betreffenden Gesellschaften der bischöflichen Casse dafür zahlten. Was den sittlichen und geistigen Zustand der seit 1850 herangewachsenen Bevölkerung betrifft, so weiß jedermann, daß die Ergebnisse der Verbrecherstatistik seitdem nicht günstiger geworden sind. Ebenso würde es Staunen erregen, wenn Jemand behaupten wollte, die große Masse des Volkes, [illegible]beitende Classe, sei in der letzten Zeit fleißiger, spar[illegible] [illegible]lichttreuer geworden. Niemand wird nun darauf ver-

fallen, die hier erscheinenden Schäden ohne Weiteres als Folge des klerikalen Systems zu bezeichnen: sicher aber ist so viel, daß aus der Beseitigung der Staatsaufsicht die Kirche schlechterdings keine gesteigerte Kraft zur Bekämpfung dieser Uebel geschöpft hat, daß sie für diese Aufgabe durchaus nicht mehr leistet, als die dem Staatsgesetz gehorchende protestantische Geistlichkeit. Bestimmter lassen sich die Wirkungen des Systems auf dem Gebiete der geistigen Bildung bemessen: hier ist es zweifellos, daß die letzten dreißig Jahre einen entschiedenen Rückschritt gebracht haben, bei dem allerdings auch sonstige Ursachen mitwirken, neben denselben aber die geistlichen Einflüsse ganz unverkennbar sind. Hierher gehören die häufigen Klagen der Staatsbehörden, daß die geistlichen Schulpfleger das Streben solcher Eltern begünstigen, welche ihre Kinder vor Ablauf des schulpflichtigen Alters aus der Schule zurückziehen wollen. Schon lange eifert die klerikale Partei gegen die allgemeine Schulpflicht; sie sieht die Verletzung eines heiligen Freiheitsrechtes darin, daß der Staat den Vätern nicht erlaubt, ihre Kinder in völliger Unwissenheit aufwachsen zu lassen. Wie wenig von dieser Seite das Volk auf den Segen höherer Bildung aufmerksam gemacht wird, zeigt die schon früher erwähnte, stets gleichbleibende Thatsache, daß auf unsern Gymnasien und Realschulen die Zahl der katholischen Schüler im Vergleich zu den evangelischen kaum halb so groß ist, wie sie es nach dem Verhältniß der Bevölkerungszahlen sein müßte. Diese Ziffer allein reicht völlig aus, zu erklären, warum in der Besetzung der höhern Staatsämter ein entsprechendes Uebergewicht der [illegible] ttfindet, und warum in fast allen rheinischen [illegible] be Bevölkerung reicher als die katholische

ist: denn Bildung allein ist die Leiter des Emporsteigens und die Quelle des Reichthums. Auch die Leistungen der katholischen Gymnasien sind in der Rheinprovinz, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, traurig zurückgegangen. Ich konnte es 1874 mit amtlicher Sicherheit, nach zwölfjähriger Erfahrung aussprechen, daß von den dorther uns gelieferten Studenten ein Viertel nicht grammatisch richtiges Deutsch schreiben, und vielleicht drei Viertel einen leichten griechischen oder lateinischen Schriftsteller nicht ohne Mühe lesen konnten. Sagt man zu viel, wenn man die Meinung ausspricht, daß wir zwar noch nicht in spanischen Zuständen leben, daß aber das klerikale System Alles gethan hat, um uns auf solche Wege zu bringen?

Die so leicht gewonnene und so energisch wirkende Selbständigkeit der preußischen Kirche war nun in Rom sehr gerne gesehn; wir bemerkten, wie Cardinal Antonelli die Aufführung Preußens belobte. Aber der klerikalen Partei stand ein weiterer Triumph bevor, der alle Verdienste Preußens in Schatten stellte.

Ich habe angeführt, wie wenig man in Rom mit dem österreichischen Hofe, trotz seiner katholischen Rechtgläubigkeit, zufrieden war. Längst galt in Oesterreich der Satz, daß der Kaiser das Land durch zwei Armeen zusammenhalte, die Weißröcke und die Schwarzröcke, die Soldaten und die Geistlichen. Darin lag, daß der Klerus das Volk beherrschte — und dies war sehr angenehm in Rom —, aber auch, daß er dem Kaiser Ordre pariren mußte — und dies erschien verdrießlich und allmählich unerträglich. In Folge der Revolution von 1848 kam nun auch in Oesterreich der alte Wahrspruch zu Ehren, daß nur die Kirche den Thron vor dem umwälzenden Dämon

schützen könne. Nach der Niederwerfung der Aufstände wurde zuerst die Herrschaft des Klerus über das Volk erneuert; überall wirkten die Behörden im eifrigsten kirchlichen Sinne. Die Literatur und die Presse wurde vor jeder Freidenkerei behütet; während sonst das Vereinsrecht völlig unterdrückt war, bedeckte sich das Land mit kirchlichen Congregationen und Bruderschaften, und kein Beamter kam vorwärts, der nicht Mitglied einer solchen war. In Tyrol durfte kein Protestant, in Galizien kein Jude Grundbesitz erwerben; die griechischen Popen in Illyrien verloren sehr erhebliche Rechte, den Jesuiten aber wurde eine große Anzahl von Gymnasien überliefert, nachdem der Minister Graf Thun darüber einen höchst charakteristischen Briefwechsel mit dem General der Gesellschaft geführt, und hier die Belehrung empfangen hatte, daß der Orden jede Staatsaufsicht über seine Studien ablehne, daß nur die lateinische, nicht aber die deutsche Sprache zum wissenschaftlichen Unterricht geeignet, und daß als lateinische Lesebücher die Kirchenväter den heidnischen Classikern bei Weitem vorzuziehen seien.

Dies Alles ging jedoch noch nicht erheblich über die vormärzlichen Zustände hinaus. Die Maßregelung der Ketzer und Ungläubigen war etwas schärfer und schneidiger geworden; die Regierung kam begeistert den Wünschen der Kirche entgegen. Aber sie that es aus Neigung, ohne bindende Verpflichtung; sie hatte ihrerseits immer noch die alten Gesetze, welche den Klerus von ihr in Abhängigkeit erhielten. Es erübrigte also der letzte Schritt, die Kirche als souveränen Verbündeten, als Staat im Staate anzuerkennen, und durch förmlichen Vertrag dem Klerus wichtige Regierungsrechte zu überantworten, dem Einfluß auf die Kirche zu entziehen. In

diesem Sinne benutzte 1853 Cardinal Rauscher ein Wundfieber des Kaisers nach dem Mordversuch Libeny's, um bei dem kranken Monarchen den Verzicht auf die Beherrschung des Klerus durch die Krone zu erwirken. Dies führte dann zu dem Concordate von 1855, dem massivsten Erfolge der klerikalen Partei in unserem Jahrhundert. Darin wurde ohne irgend eine Beschränkung die vollständige Herrschaft des kanonischen Rechtes in Oesterreich anerkannt, eben des Rechtes, nach welchem der Papst jeden ihm ungehorsamen Monarchen abzusetzen, jedes ihm bedenklich erscheinende Landesgesetz aufzuheben befugt ist. Die Bischöfe erhielten unbedingte Strafgewalt über den Pfarrklerus, unbeschränkte Censur über Bücher und Zeitungen, umfassende Aufsicht über alle Zweige des Unterrichtswesens. Das gesammte Kirchenvermögen, im Werthe von 200 Millionen Gulden, bisher als Eigenthum der Gemeinden unter staatlicher Verwaltung wurde den Bischöfen zur Verfügung gestellt. Auch hier, sehen wir, strebte man nicht bloß nach Religionsfreiheit und ungestörtem Gottesdienst; auch hier handelte es sich nicht weniger um Reichthum und Macht. In materieller wie in geistiger Beziehung war Alles geschehen, um die Kirche zu erhöhen und den Staat unter das milde Joch derselben zu beugen.

Nach solchen Fortschritten in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, bei starken klerikalen Regungen in Spanien, bei raschem Wachsthum der katholischen Bisthümer und Klöster in England und Nordamerika begreift es sich, daß man in Rom allmählich die Zeit gekommen erachtete, um mit dem vollen Umfang der Ansprüche, mit der offenen Erneuerung aller mittelalterlichen Herrscherrechte hervorzutreten. Verdrießlich und bedrohlich unterbrach allerdings für den Augenblick diesen Sieges-

lauf Napoleon's italienischer Krieg von 1859, mit der daran sich anknüpfenden Erhebung des italienischen Volkes und der Abreißung des halben Kirchenstaats. Indessen schließlich meinte trotz mehrfacher Schwankungen Napoleon's die Curie durch die klerikale Partei in Frankreich hinlänglich gedeckt zu sein, und so erfolgte December 1864 die Bekanntmachung des berühmten Rundschreibens mit der Liste von 80 ketzerischen Sätzen, mit der Verdammung der Glaubensfreiheit und der Preßfreiheit, mit der Verwerfung der Ansicht, daß die Kirche keine Körperstrafen gegen die Ketzer anwenden dürfe, mit der Verfluchung des Satzes, daß die ältern Päpste jemals ihre Rechte gegenüber den Fürsten mißbraucht hätten. Diese Behauptung für sich allein war ausreichend, den Anspruch auf Weltherrschaft unverkennbar zu machen. Wenn die ältern Päpste niemals ihre Rechte mißbraucht hatten, so war auch Pius IX. berechtigt, bei erster Gelegenheit zu handeln, wie z. B. Gregor IX. und Innocenz IV., welche den deutschen Kaiser Friedrich II. gebannt und abgesetzt hatten, nicht wegen religiöser Vergehen, sondern wegen Verzögerung eines dem Papste verheißenen Kriegs und wegen Streitigkeiten um den Besitz italienischer Provinzen. Der Leichtsinn oder die Unkenntniß, womit die Staatsgewalten Europa's diese unumwundene Erklärung der päpstlichen Oberhoheit unbeachtet ließen, hat wenige Seitenstücke in der Geschichte.

Unmittelbar nach diesem ersten großen Manifest der Curie begann andrerseits eine neue nationale Bewegung, welche in Rom mit gleich ungünstigen Blicken wie die italienische betrachtet wurde, ich meine die Bewegung unserer Nation zur deutschen Einheit unter Preußens Leitung. Daß Alles, was klerikal heißt, von jeher dieser unserer Nationalsache feindlich

gewesen, daran ist ein Zweifel gar nicht möglich. Die römische Curie hat vor 800 Jahren unsere Zersplitterung bewirkt; sie hat eben auf Deutschlands Spaltung ihre Weltmacht gegründet, um seitdem in Deutschland wie überall die Bildung großer Staatsgewalten zu hindern und die Auflösung der Nation in kleine Staaten zu fördern, nach der alten Regel: theile und herrsche. Hienach gefiel ihr die deutsche Bundesacte von 1815 wohl. Wäre aber eine Umgestaltung derselben einmal nicht zu vermeiden, so gehörten dann alle Sympathien Roms nicht Preußen, sondern Oesterreich, dem katholischen Kaiser, dem Schöpfer des Concordats von 1855, mit dessen Herrlichkeit sich doch alle preußischen Verdienste um die Kirche entfernt nicht messen konnten. Sehr bestimmt hatten auch in Wien Gedanken dieser Art bei der Bewilligung des Concordates mitgewirkt. Dasselbe sollte in ganz Deutschland die klerikale Partei um Oesterreich schaaren, etwa wie einst der Zollverein die materiellen Interessen an Preußen gekettet hatte. Die damalige officiöse Presse in Wien gab dieser Hoffnung laut und unbefangen Worte. „Im Concordate, hieß es, spricht der Kaiser, und so werden die Markgrafen [von Brandenburg] wohl- oder übelwollend folgen müssen.“ Oder: „Der Kaiser hat die Bahn vorgezeichnet, in welche früher oder später die Kleinen, Mittleren und ein gewisser Großer werden einlenken müssen.“ In der That war fortan jeder klerikale Einfluß in den deutschen Staaten ein Bundesgenosse und Agent der großdeutschen Politik, der österreichischen Spitze, und umgekehrt alle österreichisch gesinnten Regierungen nahmen mehr oder weniger klerikale Färbung an. Die damaligen Minister in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt waren entschiedene Gegner Preußens, sie Alle be-

eilten sich, mit dem Papste oder dem Landesbischof Concordate nach dem Muster des österreichischen zu schließen. Die klerikalen Kräfte wurden die Hebel der Propaganda für Oesterreich gegen Preußen. Als der Krieg von 1866 begann, wurde in Wien ohne Rückhalt erklärt, man habe bündige Nachrichten aus den preußischen Diöcesen erhalten, daß kein katholischer Soldat seine Flinte gegen den katholischen Kaiser abdrücken würde. Als nach dem Friedensschluß jemand einem hohen Beamten des auswärtigen Ministeriums sein Erstaunen über eine Broschüre aussprach, in welcher Bischof Ketteler von Mainz seinen Uebertritt zu der neuen Ordnung der Dinge in Preußen und Deutschland verkündete, antwortete ihm der Ministerialrath: nun, Sie wissen ja, wir lieben es, immer in jeder Partei unsere Freunde zu haben. Wo man die klerikale Presse jener Jahre aufschlägt, die Civiltà cattolica in Rom, den Univers in Paris, die historisch-politischen Blätter in München: überall erklingt derselbe Ton des tiefen Hasses, der rührigsten Feindseligkeit gegen Preußen. Dieses einzige Factum würde genügen, das ganze System zu kennzeichnen. Von einer Gefahr der religiösen Interessen ist in diesem Falle entfernt keine Rede, denn Preußens Verhalten gegen die Kirche ist ja damals anerkannt musterwürdig für alle Welt. Aber ein großes Machtinteresse steht bei dem Aufstreben Preußens und Deutschlands in Frage, und so erfolgt eine rasselnde Schilderhebung in ganz Europa, bei einer Partei, die in strenger Disciplin dem leisesten Winke der Obern folgt, und demnach bei solcher Einstimmigkeit schlechterdings nur die Gesinnung ihrer Lenker verkündet.

Wie bekannt, endete der Krieg von 1866 mit einem völligen Triumphe der nationalen Bestrebungen über die klerikalen.

Italien gewann die venetianischen Lande, Preußen schaarte Norddeutschland um sich, die deutsche Nation wurde von Oesterreichs Obervormundschaft befreit.

Und noch mehr. Es war nicht genug, daß Preußen den österreichischen Nebenbuhler trotz seines klerikalen Anhangs aus Deutschland hinausschlug: die Niederlage von Königgrätz bewirkte außerdem einen tiefen Umschwung in Oesterreich selbst, und es kam 1867 dort zu einer Verfassung, welche durch die Gewährung von Glaubensfreiheit, Preßfreiheit und Lehrfreiheit vom Concordate völlig abwich und auf deren Grundlage dann Gesetze folgten, welche die Civilehe einführten, die Schule unter Staatsaufsicht stellten, und, schrecklich zu sagen, selbst Ketzern erlaubten, Schulen zu errichten und Lehrer zu werden. Papst Pius besann sich nicht lange; obgleich er unter den damaligen Verhältnissen wenig Aussicht auf augenblicklichen Erfolg hatte, erklärte er in feierlicher Allocution die neue Verfassung für abscheulich, die neuen Gesetze auf alle Zeiten für null und nichtig und befahl allen katholischen Oesterreichern, dieselben weder zu billigen noch auszuführen. Die 1864 verkündeten Grundsätze erhielten hier eine praktische Anwendung größten Styles. Der Papst stellte sich als höhere Behörde über die gesetzgebenden Gewalten, über Kaiser und Volksvertretung der österreichischen Monarchie, cassirte die dortige Verfassung, bedrohte die Befolgung derselben mit allen kirchlichen Strafen, und wies sämmtliche Bischöfe des Reiches an, in diesem Sinne zu wirken. Und man will uns noch einreden, die Ansprüche Roms auf Herrschaft über alle Staaten seien harmlose Kanzleiphrasen! Und während der Papst die Preßfreiheit, Lehrfreiheit und Glaubensfreiheit für verrucht erklärt, nennen sich unsere

Klerikalen die Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht! Während auf solche Art der Papst in die österreichische Gesetzgebung einzugreifen suchte, gingen in der klerikalen Presse von ganz Europa die Angriffe auf Preußen unablässig fort; niemand war eifriger in Frankreich als die Genossen dieser Partei, zum Kriege gegen den verhaßten Emporkömmling zu rufen, und uns Allen ist es noch in Erinnerung, wie dieselbe Partei in Baiern bei dem hereinbrechenden Angriff der Franzosen alle Kräfte aufbot, um Süddeutschland von der Unterstützung des norddeutschen Bundes gegen den Nationalfeind abzuhalten. In demselben Augenblicke verkündete das vaticanische Concil die Unfehlbarkeit des Papstes. Aber zum zweiten Male und in noch glorreicherem Maße blieb in dem Kriege, welchen die klerikale Partei heraufzubeschwören geholfen, der Sieg den Vertheidigern der nationalen Interessen; Italien zog in Rom ein, Deutschland brachte seine Einheit zum Abschluß.

Wir sehen, wenn jemals ein Staat aus Nothwehr, aus der Pflicht der Selbsterhaltung, sich gegen die klerikalen Anmaßungen erhoben hat, so ist es der unsere. Zu einer Zeit, wo die preußische Regierung in keinem Punkte die Selbstherrlichkeit der Bischöfe beschränkte, wo sie bei einer zu zwei Dritteln evangelischen Bevölkerung für die katholischen Cultuskosten einen zu einem Drittel höhern Zuschuß als zu den evangelischen leistete, wo sie selbst noch Alles that, um ein Drittel ihrer Bürger in eine geistestödtende Abhängigkeit von dem Klerus zu stellen: unter solchen Verhältnissen hat die klerikale Partei in ganz Europa den Angriff gegen uns eröffnet, sicher nicht weil Preußen die Religion bedrohte, sondern weil es die Einheit Deutschlands erstrebte. Wo sich damals ein Widersacher

Preußens zeigte, war die klerikale Partei eifrig an seiner Seite, ohne daß jemals die päpstliche Curie ein Wort der Mißbilligung gegen diese feindseligen Umtriebe gehabt hätte. Unsere Centrumsmänner haben wohl gefragt, was denn die Ursache gewesen, daß sie noch Anfang 1871 von dem Kaiser mit aller Huld empfangen worden, daß dann 1872 der Staat den Kampf gegen sie eröffnet habe, was in aller Welt denn unterdessen vorgefallen sei, um eine solche Sinnesänderung herbeizuführen? Ist diese Verwunderung in der That bei ihnen ernstlich gemeint? ist es wirklich nur ein Fehler überklugen Scharfsinns, das Allereinfachste und Offenkundigste nicht zu sehen? Eine durch ganz Europa verzweigte, streng disciplinirte, den päpstlichen Befehlen unbedingt unterwürfige Partei bietet sechs Jahre lang alle Mittel auf, um Preußens Erhebung und Deutschlands Einheit zu hindern. Unmittelbar nach Deutschlands Sieg constituiren sich dann die deutschen Genossen dieser Partei als parlamentarische Fraction, um hier, wie ihre Aufrufe offen sagen, die Interessen des Papstes wahrzunehmen, desselben Papstes, dessen Diener und Werkzeuge aller Orten gegen die deutsche Sache mit leidenschaftlicher Erbitterung unter den Waffen stehen. Wahrhaftig, über Höflichkeit und Menschenverstand geht doch die Zumuthung hinaus, gegen diesen Zusammenhang die Augen verschließen, und in der Bildung der Centrumspartei etwas Anderes finden zu sollen, als die Erklärung, daß der alte klerikale Kriegsstand gegen Deutschlands Einheit fortdauere. Es mochte politisch klug gewesen sein, vor der Besiegung der französischen Armee von der klerikalen Feindseligkeit möglichst wenig Notiz zu nehmen; nach der Ueberwältigung Frankreichs aber war es dringende Staatspflicht, den innern

Feind unserer Nationalsache ungefährlich zu machen. Nie hat es einen gerechteren Kampf der Abwehr gegeben.

Fassen wir hier am Schlusse die Ergebnisse unserer Betrachtung zusammen, so stellen sich folgende Punkte als sichere Thatsache heraus.

Wo die klerikale Partei von Freiheit und Sicherheit der Kirche redet, hat sie stets einen Zustand der Macht im Sinne, bei dem sie einerseits keiner Art von Beschränkung in der kirchlichen Strafgewalt, in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und in der Ansammlung von Besitz und Reichthum unterliegt, und andrerseits allen abweichenden Meinungen auch die leiseste Möglichkeit einer störenden Einwirkung abschneidet, d. h. also, sie mit allen Mitteln verfolgt und ausrottet. Wo es ihr gelingt, die Staatsgewalt selbst zu ergreifen, in Italien, Spanien und Portugal, und zeitweise in Frankreich und Oesterreich, sehen wir mit diesem Motiv der ungestörten Seelsorge den härtesten Zwang beschönigt, Verbannung der Protestanten, Ausweisung der Gottlosen, Monopol des Grundbesitzes und der politischen Rechte für die Gläubigen, Unterdrückung der Presse, der freien Wissenschaft, des weltlichen Unterrichts. In diesen Fällen empfiehlt sich die Partei den dienstwilligen Staatsbehörden als die größte Meisterin der Völkerdressur. Steht ihr dagegen eine Regierung selbstständig, gleichviel beinahe ob gleichgültig oder feindlich gegenüber, so verwandelt sich die Partei in eine nicht minder glänzende Virtuosin revolutionärer Demagogie, wie wir das in Irland, Belgien, und zeitweise in Preußen beobachtet haben. Dort begehrt sie im Namen der Freiheit für die ihrem Befehle lauschenden Volksmassen die unveräußerlichen Menschenrechte, die ewigen Grundrechte, Preßfreiheit und

Vereinsrecht, Unabhängigkeit des einzelnen Menschen vom Staate, Auflösung und Zersplitterung der Staatsgewalt. Dann gebraucht sie alle Künste des Radicalismus und Socialismus, bis der Sieg erfochten ist und der Staat zerbrochen oder zerknirscht ihr zu Füßen liegt. So weit gediehen, wird plötzlich die Advocatin der Menschenrechte wieder zum festesten Horte der Autorität, und die kurzsichtigen Freiheitsmänner, die ihr bis dahin im Kampfe gegen das Königthum geholfen, mögen nachdenken, was sie bei dem Tausche der Herrschaft gewonnen haben.

Fragt man nach den Mitteln, womit die Partei die ersten Schritte zu ihrem Ziele thut, so treten sie uns gleich deutlich bei den römischen Verhandlungen mit Baiern, Hannover, Oesterreich, wie in den Erörterungen der französischen Kammern und Hirtenbriefe und in den Zuständen Spaniens und Italiens während der Restaurationszeit entgegen: eine mehr als militärische Disciplin der Geistlichkeit mit unbedingter Allmacht des Vorgesetzten und unbedingter Rechtlosigkeit des Untergebenen, Erziehung der Jugend zu blinder Verehrung der kirchlichen Macht und allmählicher Ablösung von Staat und Vaterland, Anhäufung eines möglichst großen Kirchenvermögens zu freier Verfügung der Bischöfe ohne jeden Rechtsschutz für das Interesse der Gemeinden. Ausnahmslos und einförmig kehren diese Haupt- und Cardinalpunkte aller Orten wieder. Wo der Staat die Partei darin gewähren läßt oder gar unterstützt, ist sie binnen eines Menschenalters die Herrin des Bodens. Es ist damit von selbst ausgesprochen, an welchen Stellen der Widerstand einsetzen muß, wenn er Aussicht auf Erfolg gewinnen soll. Der Staat muß geordnete Selbständigkeit und sichern Rechtsschutz dort herstellen, wo das klerikale System eine

allmächtige Willkür zur Herrschaft gebracht hat. Er muß den Gemeinden die Verfügung über das Kirchenvermögen unter staatlicher Aufsicht, und damit einen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung ihrer kirchlichen Aemter zurückgeben. Er muß die rechtliche Stellung des Pfarrklerus vor despotischer Willkür der geistlichen Obern sichern. Er muß die Einflüsse des ultramontanen Systems auf die Schule vollständig beseitigen. Der Besitz der Schule, pflegte Generalvicar Windischmann in München zu sagen, ist im 19. Jahrhundert, was die Besetzung der Bisthümer im 11. war, die Entscheidung über die Weltherrschaft.

Man sieht hieraus, daß die wesentlichen Aufgaben in dem Kampfe gegen das klerikale System nur durch positives Wirken der Staatsgewalt zu lösen sind, und daß mithin ein lediglich negatives Verhalten, ein Aufhören der Staatsunterstützung, die entscheidenden Punkte gar nicht trifft. Die oft gehörte Losung: Trennung der Kirche vom Staat, ist für das klerikale System ein leerer Schall. Es handelt sich, wie oben bemerkt, nicht allein um die wissenschaftliche Prüfung und Widerlegung eines dogmatischen Lehrgebäudes: es handelt sich um eine militärisch organisirte Corporation, die in Deutschland mehr als 30,000 auf strengen Gehorsam vereidigte Agenten, und unter mannichfaltigen Formen Geldmittel im Betrage von vielen Millionen besitzt. Es ist richtig, der Staat kann gegen sie nichts ausrichten ohne Hülfe der wissenschaftlichen Erörterung, umgekehrt aber ohne die Wirksamkeit des Staates würde die theoretische Kritik spurlos im Winde verhallen. Eine Compagnie Infanterie kann man bekämpfen, aber nicht widerlegen, so wenig wie den Einfluß einer Million Thaler: die Compagnie Jesu aber ist stärker als irgend ein Infanterie-Regiment und verfügt über

viel mehr als Eine Million. Sie ist sehr zufrieden, wenn sie die officielle Unterstützung des Staates gewinnen kann, aber im Nothfall bedarf sie derselben heute in Deutschland nicht mehr, um Schüler zu gewinnen, die Priester in Zucht zu halten, Vermögen zu sammeln; sie kann das Alles, wenn der Staat nur nicht positiv auf diesen Gebieten eingreift. Irland und Nordamerika liefern täglich die Belege zu der Wahrheit, daß die Trennung der Kirche vom Staat nichts ist als bequemeres Regiment für den Augenblick, langsames Erstarken der klerikalen Macht, und sichere Unterwerfung des Staats in der Zukunft.

Ein weiterer Punkt, der nicht minder einleuchtend aus allen Vorkommnissen der letzten sechzig Jahre erhellt, ist die völlige Nutzlosigkeit und Nichtigkeit diplomatischer Verhandlungen und Vereinbarungen mit dem klerikalen System. Der erste Grundsatz desselben ist, niemals eine Berechtigung des Staates ausdrücklich anzuerkennen, sondern höchstens schweigend geschehen zu lassen, was man nicht hindern kann. Jede, dem klerikalen Interesse ungünstige Einräumung gilt durchaus als widerruflich in jedem Augenblick nach dem Ermessen der Curie. Umgekehrt wird jede Maßregel der Staatsgesetzgebung, welche den klerikalen Wünschen entspricht, sofort als wohlerworbenes, für den Staat unantastbares Recht betrachtet. Es ist einleuchtend, daß mit solchen Gegnern Verträge nicht zu schließen sind. Der Staat hat hier keine andere Möglichkeit zu bleibender Ordnung zu gelangen, als mit reiflicher Erwägung aus eigner Kraft das Erforderliche vorzukehren, allerdings jede Berührung des innern religiösen Lebens zu meiden, aber für die äußern Rechtsverhältnisse die Macht seiner Gesetzgebung unerschütterlich zur Geltung zu bringen. Wem es unbequem er-

scheint, daß eine Nation ihren Rechtszustand nach eigenem Ermessen gestaltet und für ihre Gesetzgebung von jedem Bewohner des Landes Gehorsam fordert, dem kann man lediglich anheimgeben, eine ihm so wenig wohlgefällige Gegend zu verlassen.

Wenn der Staat den Kampf gegen das klerikale System nach diesen Gesichtspunkten führt, so ist er sicher, der großen Sache der Freiheit und der Bildung zu dienen, und ihr Raum und Schutz gegen den erdrückendsten Despotismus der Welt zu verschaffen. Aber so gerecht und gut die Sache, so schwer ist auch, wie heute die Dinge einmal stehen, der Kampf. Man hört noch immer vertrauensselige Liberale sagen, in unserem aufgeklärten 19. Jahrhundert sei auf die Dauer die Pfaffenherrschaft unmöglich. Unser ereignißreiches Jahrhundert hat ganz gewiß viele schöne Seiten, aber in religiöser Beziehung zählt es, wie uns alle Thatsachen gezeigt haben, eben nicht zu den aufgeklärten, sondern zu den reactionären Zeitaltern. Die gelehrte Literatur ist freilich mit jedem Jahrzehnt immer kritischer und verneinender geworden, in Deutschland aber hat in demselben Maße die Zahl ihrer Anhänger abgenommen, und niemand kann es bestreiten, daß im deutschen Reichstag die Tübinger Schule viel weniger Freunde besitzt als Pater Beckx. Je demokratischer die Zeitströmung ist, desto schwerer fällt eine Partei in das Gewicht, welche über anderthalb Millionen Wähler mit militärischem Commando verfügt. Wenn die Liberalen einstweilen in der Kopfzahl ihr noch überlegen sind, so ersetzt sie das reichlich durch die Wucht ihrer Disciplin. Ihre Wähler und ihre Abgeordnete stimmen wie Ein Mann nach dem Befehlswort der Führer, während auf liberaler Seite gerade die persönlichste Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue

hochgeschätzt wird, Tugenden trefflicher Art, nur daß sie nicht immer unter der Leitung mäßigender Klugheit stehen, und nicht selten in Rechthaberei und Zersplitterung der Kräfte ausarten. Es kommt dazu, daß bei einem Kampfe zwischen Staat und Kirche die klerikale Partei, wie wir sahen, überall radikale Mienen annimmt, und nun ist eine gewisse Art von Freisinnigkeit, welche Opposition gegen die Regierung für gleichbedeutend mit Liberalismus hält, noch immer weit verbreitet, und wird stutzig bei jedem Vorschlage, die Befugnisse der Regierung zu stärken, gegenüber der klerikalen Opposition, die doch immer das Verdienst hat, Opposition zu sein. So bemerkten wir, wie 1818 und 1829 in Frankreich die Radikalen den ultramontanen Bestrebungen in die Hände arbeiteten, und erst vor wenigen Jahren, 1870, haben wir in Brüssel dasselbe Schauspiel vor Augen gehabt, wie der dreizehnjährige Bestand des liberalen Systems durch die innere Spaltung der Partei, durch die Zwietracht zwischen Ministeriellen und Radikalen vernichtet, und eine klerikale Regierung zur Beherrschung des Staates geführt wurde. Es würde auch in Deutschland nicht anders gehen, wenn der liberalen Partei die nöthige Einsicht und Selbstbeherrschung fehlen sollte, wenn sie sich in ihrem Innern spaltete oder mit der Staatsregierung überwürfe: das sichere Ergebniß wäre, nicht eine parlamentarische Entwicklung im radikalen Sinne, sondern der Umschwung zu Gunsten eines conservativ-klerikalen Regimentes, zu welchem, wie wir wissen, die Tories der evangelischen Kirche ebenso freudig ihren Beitrag liefern würden wie die katholisch-klerikalen Kreise. Oft genug sind die Fälle vorgekommen, wo Radikale und Klerikale gemeinsam einer Staatsregierung zu Leibe gegangen sind: aber

noch niemals hat die Welt es erlebt, daß der Gewinn des Sieges nach einem solchen Kampfe in die liberale Hand gefallen wäre. Die klerikale Partei hat einzelne Eigenschaften, Zähigkeit, Geschmeidigkeit, leisen Tritt und scharfe Kralle mit dem Katzengeschlechte gemein: wo sie aber im Bunde mit den Radikalen dem Staate die Kastanien aus den Kohlen zu holen sucht, da ist *sie* es niemals gewesen, welche die Rolle der Katze übernommen hätte.

Für Deutschland sind, wie wir Alle wissen, diese Dinge um so ernsterer Erwägung werth, als unser Reich nicht allein die klerikale Partei zur innern Feindin hat, sondern gleichzeitig durch den Rachedurst des täglich erstarkenden Frankreich von Außen bedroht wird. Wie sehr auch Tausende unserer klerikalen Mitbürger den Landesverrath und die Verschwörung mit dem fremden Feinde verabscheuen mögen, das Bündniß liegt, wenn nicht in der Gesinnung, so doch in den Verhältnissen. Aus sehr verschiedenen Gründen verfolgen Klerikale und Franzosen dasselbe Ziel, die Auflösung des jungen Reiches deutscher Nation. Um so einfacher ist die Frage, um so deutlicher die Verantwortung für jeden deutschen Patrioten. Wer in einer wichtigen Angelegenheit die Wünsche der Klerikalen fördert, eröffnet auch dem fremden Reichsfeind die Grenzen.

Vor Kurzem las ich in einer ultramontanen Zeitschrift die warme Empfehlung eines charakteristischen Schlachtrufs an alle Parteigenossen: unsere Leiber in Deutschland, unsere Seelen für den Himmel, unsere Herzen für Rom. Wir, hoffe ich, wir werden bei den Worten unseres großen Dichters bleiben:

> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen.

Auf Anlaß eines kürzlich erschienenen Pamphlets.

1871.

In den folgenden Blättern soll das Buch des Herrn Alfred Michiels, les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine, Bruxelles 1871*), einer kurzen Erörterung unterzogen werden. Es ist nicht der wissenschaftliche Werth des Buches, der mich zu dieser Polemik bestimmt, denn es ist nach Form und Inhalt, wie man sehn wird, so beschaffen, daß die einzig angemessene Kritik der Wissenschaft die Nichtbeachtung sein würde. Dies Schweigen zu brechen, veranlaßt mich zunächst die Persönlichkeit des Autors. Herr Alfred Michiels ist kein obscurer Pamphletist, sondern ein Historiker, der sich wenigstens bei einem Theile des französischen Publicums eines gewissen Rufes erfreut, Verfasser einer „histoire des Anabaptistes dans les Vosges", verschiedener kunstgeschichtlicher Monographien, und einer „histoire secrête du gouvernement autrichien", von welcher er eben die vierte Auflage ankündigt, und von der Herr Michelet gesagt hat: c'est un travail immense et de premier mérite, il a été traduit en allemand, en hollandais et le sera en toute langue.

Und dieser hochgepriesene Autor, nachdem er den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich „un travail immense" gewidmet, behandelt jetzt eine Streitfrage, welche

---

*) So eben in zweiter Auflage ausgegeben.

aus der Domäne der Literatur herausgetreten ist, um aufs Neue eine hervorragende praktische Bedeutung zu gewinnen. Hier zieht denn die Schrift des Herrn Michiels gerade durch ihre wissenschaftliche Nichtigkeit unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es muß übel um die droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine stehn, wenn selbst ein qualificirter Sachwalter wie Herr Alfred Michiels zu solchen Chicanen und Sophismen, in Ermangelung wirklicher Beweise, seine Zuflucht nehmen muß. Die Wissenschaft möchte es unter ihrer Würde halten, seine Schnitzer zu corrigiren: Deutschland aber darf Act davon nehmen, mit wie elenden Waffen hier seine gerechten Ansprüche bekämpft werden.

Nach Herrn Michiels hat Frankreich allerdings nicht immer ohne Anwendung von Waffengewalt Elsaß und Lothringen reunirt. Aber nach seiner Ansicht gab es niemals loyalere Kämpfe und besser begründete Erfolge. Frankreich hat die drei Bisthümer auf Antrag der deutschen Fürsten als gerechten Lohn für die Rettung des deutschen Protestantismus empfangen. Es hat den Elsaß und Straßburg, im Dienste derselben Sache, also im Dienste der Freiheit und der Civilisation, mit dem Blute Turenne's bezahlt und 1648 durch den feierlichsten aller Friedensverträge gegen höchst ansehnliche Gegenleistungen und Verzichte gewonnen. Es hat das Herzogthum Lothringen, welches als souveräner Staat niemals zum deutschen Reiche gehört hat, durch das freie Einverständniß des Herzogs erhalten. Sein Besitz ist durch eine Verjährung von zwei, ja drei Jahrhunderten geheiligt, und von Deutschland und Europa durch wiederholte Friedensverträge, zuletzt 1815, bestätigt worden. Frankreichs Herrschaft in diesen Landen entspricht der

Natur der Dinge, denn Lothringen ist eine durch und durch französische Provinz, und der Elsaß hat eine Bevölkerung, die zwar einen deutschen Jargon redet, aber aus altgallischem Blute stammt. Der deutsche Anspruch auf diese Länder ist nichts als eine böswillige Erfindung des Herrn v. Bismarck, wiederholt durch einen Schwarm gewissenloser deutscher Scribenten, um dadurch die Süddeutschen gegen Frankreich aufzureizen, gegen den Hüter des Prager Friedens, gegen den Beschützer der süddeutschen Freiheit vor der Habgier des preußischen Despotismus.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird für jeden Kundigen der Charakter unserer Aufgabe deutlich. Welcher Schüler in Frankreich und Deutschland wäre so unwissend, um nicht einen Autor auszulachen, der ihm von dem Tod Turenne's im dreißigjährigen Kriege und von der Abtretung Straßburgs durch den westfälischen Frieden erzählte? und welcher Gelehrte würde sich herbeilassen wollen, Herrn Michiels heute noch zu beweisen, daß Lothringen durch acht Jahrhunderte hindurch, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, integrirender Bestandtheil des deutschen Reiches war? Wie mit diesen Punkten steht es aber mit jedem andern seiner Beweisführung. Ueberall ist sie im flagrantesten Widerspruche zu den Thatsachen, und zu den sichersten Ergebnissen nicht bloß der deutschen, sondern auch der französischen Forschung. Eben durch diese gänzliche Abwesenheit der Wahrheit wird das Buch für uns interessant. Herr Michiels schreibt die Geschichte der Vergangenheit mit derselben Methode, wie die Bulletins des Herrn Gambetta die Geschichte des jetzigen Krieges. Wir dürfen uns die Genugthuung verstatten, diese Thatsache Schritt auf Schritt bei jedem

seiner Sätze zu constatiren, und überall durch die Mittel seines Beweisverfahrens selbst die Gerechtigkeit der deutschen Sache hervortreten zu sehen.

Das Buch des Herrn Michiels strotzt von dem wildesten Hasse gegen Alles was deutsch heißt, und erschöpft alle Injurien der französischen Sprache, um unsere Abscheulichkeit zu kennzeichnen. Ich bin gewiß, daß meine Antwort keine Spur einer entsprechenden Gesinnung gegen die französische Nation verrathen wird, nicht bloß weil einem Angehörigen der siegenden Partei ein ruhiges und gerechtes Urtheil leichter wird, sondern weil jene feindselige Stimmung in meiner Seele nicht vorhanden ist. So glühend ich bei dem französischen Angriffe den Sieg unserer guten Sache gewünscht habe, so wenig hat mir die Energie schlimmer Leidenschaften, die wir damals in Frankreich erlebten, die Erinnerung an die großen und guten Qualitäten des französischen Charakters verdunkelt. Aber diese Achtung und diese Dankbarkeit können mich nicht von der Pflicht entbinden, nach bestem Gewissen die Wahrheit der historischen Thatsachen auszusprechen. Im Gegentheil, wer die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen beiden Nationen als ihre Aufgabe nach dem Frieden betrachtet, fühlt sich doppelt gedrungen, zur Verhütung künftigen Haders durch möglichst genaue, möglichst wahre Bezeichnung der Ursachen der jetzigen Uebel beizutragen. Ich denke nicht daran, in diesen Blättern die Einzelnheiten der diplomatischen Schachpartie zu erörtern, welche in den letzten Jahren zwischen Herrn v. Bismarck und Herrn v. Benedetti gespielt worden ist, und nachzuforschen, welcher Zug des Einen oder des Andern den letzten Anstoß zu der verhängnißvollen Explosion gegeben hat. Nicht auf den

Funken, welcher die Mine entzündet, sondern auf die Thätigkeit, welche sie geladen hat, kommt es mir an. Und hier belehren mich die Stimmen fast aller einflußreichen Männer in Frankreich, die Reden der Führer aller Parteien, die Manifeste der wichtigsten Organe der Presse; wetteifernd haben sie seit Jahren keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie Alle in einem heißen Gefühle übereinstimmten, welches den Krieg unter allen Umständen unvermeidlich machen mußte. Sie Alle behaupteten für Frankreich das Recht und die Pflicht der Einmischung in die inneren Fragen der deutschen Verfassung. Und man muß es sagen, nicht die kaiserliche Regierung, sondern die öffentliche Meinung hatte die Initiative dieser Anmaßung ergriffen. Von allen Seiten her wurde jener das unthätige Geschehenlassen von 1866 als eine Sünde an Frankreichs heiligsten Interessen vorgeworfen, und die Vollendung der deutschen Einheit, die Verbindung unserer Südstaaten mit dem norddeutschen Bunde als nothwendiger Kriegsfall bezeichnet. So gedrängt und gehetzt und in ihrem Prestige bedroht, schlug die kaiserliche Regierung endlich los, um auf deutschen Schlachtfeldern sich die Achtung des französischen Volkes wieder zu erobern, noch ehe die gefürchtete Reunion der Südstaaten eingetreten war, mit einer Uebereilung, äußerst heilsam für uns, und nur erklärlich durch ihre gepreßte innere Lage. Wir wußten, bei jenem Treiben der französischen Presse und Tribüne, auf alle Fälle, was uns bevorstand. Der Krieg war gewiß, bei dem Anspruche des französischen Volkes, unsere Bundesverfassung zu regeln; und der Kriegsstand wird für uns auch ferner bestehen bleiben, so lange der kleinste Rest einer solchen Stimmung in Frankreich lebendig ist. Es ist für Deutschland während des

ganzen Jahrhunderts feste Regel gewesen, dem französischen Volke das Recht der Selbstbestimmung seiner Verfassung in keiner Weise zu bestreiten; wir haben seinen Revolutionen und Restaurationen ruhig zugesehen, eingedenk der Regel, daß jede Nation Herrin in ihrem Hause ist. Eben deshalb forderten wir unbedingt die Gegenseitigkeit. Wenn innerhalb der deutschen Grenzen eine Reform der Bundesverfassung vor sich geht, sei es in unitarischem oder föderalistischem Sinne, sei es mit Erhaltung oder mit Zerstörung der Kleinstaaten, sei es durch Parlament oder Armee, auf legalem oder auf revolutionärem Wege: auf alle Fälle verbietet Deutschland jeder auswärtigen Macht die Einmischung. Herr Thiers fragte im Jahre 1867 das corps législatif: „wenn man euch zuruft, daß ihr im Innern Deutschlands Alles geschehen lassen müßt, daß ihr nur um diesen Preis den Frieden erhalten könnt, ist das eine Frankreichs würdige Stellung?“ und der brausende Zuruf der Versammlung erklärte der Welt, daß Frankreich seine Würde verletzt halte, wenn es die inneren Fragen der deutschen Politik nicht beherrschen könne. Die erste Bedingung des guten Vernehmens, der für alle Theile nothwendigen und segensreichen Eintracht, ist Frankreichs Verzicht auf solche Ansprüche. Und man sage nicht, daß heute, gegenüber dem entsetzlichen Unheil, welches Frankreich getroffen, eine solche Erinnerung überflüssig und deshalb gefühllos sei. Noch am 1. Januar 1871 schrieb das Organ der Regierung in Bordeaux: „vernichtet werde ein Jeder — nicht etwa wer Frankreich verletzt oder angreift, nein — ein Jeder, welcher Frankreich den ersten Rang in Europa streitig macht.“ Deutschland ist entschlossen, das zu thun, wahrhaftig nicht, um selbst einen solchen ersten Rang

zu erstreben, sondern um überhaupt keinen Primat in Europa zu dulden. Was es fordert, ist eine einfache Sache, Gleichberechtigung der Nationen. Es will für die Zukunft kein politisches System in unserem Welttheil, wie wir es während des letzten Jahrzehnts erlebt haben, wo eine Nation „ersten Ranges" den Spaniern unter vier Throncandidaten drei verbieten, den Römern den Eintritt in das italienische Reich verwehren, den Süddeutschen die Verbindung mit ihren norddeutschen Stammesgenossen untersagen konnte. Deutschland begehrt, daß dem Einen Recht sei, was dem Andern billig ist.

Es ist derselbe Punkt, um den sich auch unsere historische Betrachtung bewegen wird. Durch drei lange Jahrhunderte hindurch hat Frankreich, von der innern Zwietracht Deutschlands Vortheil ziehend, ohne jemals durch die geringste Beleidigung oder Bedrohung deutscher Seite herausgefordert zu werden, deutsche Territorien sich annectirt, ohne den Schatten eines Rechtstitels, gegen den Willen der unterworfenen Einwohner, lediglich durch die brutale Gewalt des Schwertes. Das erscheint jetzt unsern Nachbarn als eine längst verjährte Sache, an die zu erinnern ein Zeichen unsittlicher Habgier der Deutschen ist. Nachdem sie im letzten Juli uns unter frivolem Vorwand den Krieg erklärt, und damit die bestehenden Verträge selbst zerrissen haben, soll es jetzt ein Verbrechen gegen das Völkerrecht sein, wenn Deutschland sich nicht weiter an diese Verträge, die Denkmäler unserer Beraubung, bindet, und einen Theil des entrissenen Gutes zur Sicherung seiner Grenzen zurücknimmt. Die Anstrengung, mit welcher Frankreich bis zum letzten Augenblick für die Integrität seines Bodens gekämpft hat, flößt auch seinem Gegner hohe Achtung ein. Uns

aber, denen es Straßburg und Metz entrissen hat, darf es nicht vor Europa anklagen, daß wir durch die Rückforderung dieser Städte seine nationale Ehre, ja seine politische Existenz vernichteten. Herausgefordert in der heftigsten Art, thun wir nichts, als was Frankreich uns ohne jede Reizung Jahrhunderte lang gethan hat. Wenn die Beraubung mit der Ehre Frankreichs vereinbar war, so muß es auch die Herstellung sein: wer dies läugnet, bekennt damit ohne Weiteres, daß für ihn gleiches Recht unter den Völkern ein Gräuel, und die Rechtlosigkeit aller Andern für Frankreich eine Bedingung des Daseins ist. Wer in diesem Sinne die Geschichte unserer Vergangenheit schreibt, der vergiftet damit auch den Frieden unserer Zukunft, da dieser seine Sicherheit nur aus voller und aufrichtiger Anerkennung des gleichen und gegenseitigen Rechts gewinnen kann. Ein Werk des Friedens also, und nicht der Erbitterung und der Recrimination scheint es zu sein, wenn ich den Nachweis der völligen Nichtigkeit aller von Herrn Michiels aufgestellten Argumente unternehme.

Folgen wir also dem Gange seiner Entwickelungen; beginnen wir, wie er selbst, mit den Vorbereitungen der französischen Eroberung Lothringens.

I.

Daß Lothringen während des Mittelalters in seinem ganzen Umfange anerkannter Maßen eine Provinz des deutschen Reiches war, weiß ein Jeder, der auch in der oberflächlichsten Weise von der Geschichte Deutschlands Kenntniß genommen hat. Es ist ein historisches Factum, so gewiß und zweifellos, wie die Entdeckung Amerika's durch Columbus oder der Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789. Indem Herr Michiels das Gegentheil ankündigt, ist man mit Grund gespannt, welche neuen, bisher völlig verborgenen Materialien er für seine Behauptung beibringen wird. Er belehrt uns zunächst, daß im Mittelalter das deutsche Reich keineswegs ein compacter und unitarischer Staat unter der Herrschaft erblicher Monarchen gewesen, daß es dort kein festes und unveränderliches Territorium gegeben. Vielmehr sei Deutschland eine Agglomeration von Königreichen und Fürstenthümern gewesen, die ihrem freigewählten Oberherrn nur kraft einer Lehnshuldigung gehorchten. Mais par la nature nême de la féodalité, fährt er fort, cet hommage, cette foi promise pouvaient passer du chef de l'empire à un autre souverain. Toute l'histoire du moyen âge abonde en mutations de cette espèce. — — Or nulle part ces engagements ne devaient être et n'étaient en rea-

lité, aussi variables que dans les pays limitrophes. Précisément parcequ'un fief se trouvait placé entre deux grands états, la moindre cause faisait osciller les feudataires de l'un à l'autre.

Man erkennt sofort, auf welche Consequenz diese Bemerkungen zielen. Lothringen war ein Grenzland, also war nichts leichter, nichts logischer als sein Uebertritt von dem deutschen zum französischen Lehnsherrn. Dabei ist charakteristisch für die ganze Manier, wie die zu beweisende Thatsache ohne Weiteres schon vorausgesetzt und das fragliche Lehn zwischen die beiden großen Staaten placirt wird: in Wahrheit befand sich Lothringen nicht zwischen zwei großen Staaten, sondern war ein an der französischen Grenze gelegener Theil des deutschen Staats. Was würde Herr Michiels sagen, wenn jemand das Departement du Nord als „placé entre la France et la Belgique“ bezeichnete? Ist es nöthig, erst ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß bei der schwachen Organisation der Staatsgewalten im Mittelalter freilich oft genug der thatsächliche Abfall eines Vasallen von seinem Lehnsherrn vorkam, daß aber gesetzlich bei jedem Lehn die Bedingungen für die Aufhebung des Lehnsverbands sehr bestimmt festgestellt waren, und die Aufkündigung der Vasallität gegen Kaiser und Reich unter allen Umständen, damals so gut wie heute, das Verbrechen des Hochverraths constituirte, und mit Bann und Acht bedroht war?

Doch, bis hierhin hat sich Herr Michiels auf das Gebiet der möglichen Eventualitäten beschränkt. Er hat uns belehrt, daß Lothringen, als Grenzland, ohne Schwierigkeit dem deutschen Reiche den Gehorsam hätte kündigen können. Es bleibt die wesentliche Frage, ob die Möglichkeit wirklich geworden, ob

Lothringen sich in der That vom Reiche getrennt hat. Um es darzuthun, geht Herr Michiels nicht auf die Einzelnheiten der lothringischen Geschichte ein, die ihm allerdings in ihrem ganzen Verlaufe das Gegentheil dargethan hätten. Er greift zu einem andern Mittel; er beruft sich auf die Autorität eines Gelehrten, der in lothringischen Angelegenheiten ohne Zweifel trefflich unterrichtet war, des Verfassers der histoire écclesiastique et civile de la Lorraine, des Benedictiners Dom Calmet. Wie weit wird er damit gelangen?

Herr Michiels druckt zunächst eine längere Stelle aus dieser histoire ab, in welcher Dom Calmet auseinandersetzt, daß die lothringischen Herzoge oft einen schweren Stand in der Bewahrung ihrer Hoheitsrechte über ihre Barone und Prälaten gehabt, weil diese sich in zahlreichen Fällen Privilegien von den Candidaten deutscher Kaiserkrone erwirkt hätten, wodurch die Herrschaft der Herzöge beeinträchtigt worden sei. Oder wenn der Kaiser sie nicht begünstigen wollte, wandten sie sich auch wohl an den benachbarten König von Frankreich. Für jeden Leser von gewöhnlicher Logik enthält offenbar die Stelle den Beweis, daß Lothringen zum deutschen Reiche gehörte, denn im entgegengesetzten Falle hätte ja für den deutschen Thronbewerber die Unterstützung der lothringischen Magnaten nicht den mindesten Werth gehabt. Aber Herr Michiels hat seine Logik für sich. Indem er Dom Calmet lobt und preist, zieht er aus dessen Worten sofort den Schluß: la Lorraine ne faisait donc pas partie intégrante de l'empire d'Allemagne, ne lui était même pas associée d'aucune manière. Er könnte mit gleicher Bündigkeit erklären: Louis VII. befreite durch seine Privilegien mehrere Communen von Jle de France und Champagne von

der Herrschaft ihrer Bischöfe: l'Ile de France et la Champagne ne faisaient dons pas partie intégrante du royaume de France. Oder meint er etwa, die Unabhängigkeit Lothringens sei durch den Umstand bewiesen, daß zuweilen einzelne Magnaten des Landes den Beistand der französischen Könige anriefen? Im 10. Jahrhundert kam es mehrmals vor, daß die Herzoge von Bourgogne, Francien, Normandie den Schutz des deutschen Königs Otto anriefen: waren deshalb diese Gebiete unabhängige Staaten? Noch dazu möge er bei Dom Calmet die dort mitgetheilten Urkunden über solche Schutzverträge ansehen, z. B. die Allianz des Bischofs von Verdun mit König Philipp IV.: ausdrücklich reservirt dort der Bischof seine Unterthanenpflichten gegen den Kaiser und das Reich*). Doch ich bemerke, daß Herr Michiels für die drei Bisthümer die Abhängigkeit vom deutschen Reiche selbst einräumt. Aber um so dictatorischer beseitigt er sie für das Herzogthum Lothringen im engeren Sinne. La Lorraine ne figurait pas, ruft er, dans aucun des cercles Germaniques, et ses souverains ne prétaient pas hommage à l'empereur. Außer ihm weiß es freilich die ganze übrige Welt, daß Lothringen seit der Einrichtung der Kreise im Jahre 1512 zu dem oberrheinischen Kreise gehörte, daß jeder seiner Herzoge dem Kaiser Huldigung leistete, und dann, bis 1737, im Reichsfürstencollegium Sitz und Stimme hatte**). Er aber fährt unerschrocken fort: „l'immense ouvrage de Dom Calmet ne cite pas un seul duc de Lorraine qui eût accepté comme suzerain l'empereur d'Allemagne, et pas un seul

*) Calmet vol. II, pièces p. 557.

**) Ficker, vom Reichsfürstenstande S. 263 ff.

des nombreux documents joint à son livre, pas un seul des traités conclus par la maison regnante, ne fait allusion au prétendu vasselage des seigneurs qui gouvernaient cette province.“ Ich bekenne, daß mir selten eine stärkere Abweichung von der historischen Wahrheit vorgekommen ist. Herr Michiels ist durch nichts verpflichtet, von der lothringischen Geschichte das Geringste zu wissen, das aber ist ihm nicht erlaubt, ein Buch mit solchem Nachdruck zu citiren und das gerade Gegentheil seines Inhalts zu verkünden. Ich will absehen von dem ersten Bande des gelehrten Benedictiners, wo bei der stärkern Kraft der deutschen Monarchie in den früheren Jahrhunderten die Einwirkung der deutschen Herrscher auf jeder Seite erscheint, die Erwerbung Lothringens durch den Vertrag von Mersen 870, die wiederholte Unterwerfung des Landes durch König Heinrich I., 925, die Besiegung des Aufstandes von 939 durch Otto I., die Verwaltung des Landes durch dessen Bruder Bruno, die Einsetzung neuer Herzöge, die Theilung der Provinz in Nieder- und Oberlothringen, die Insurrection Herzogs Gottfried gegen Kaiser Heinrich III. und seine Unterwerfung, die Einsetzung des Stammvaters des seitdem herrschenden Hauses im Mosellande 1047 durch denselben Kaiser. Aber auch weiter, als seit dem Angriff Papst Gregor VII. die deutsche Monarchie an Macht und Wirksamkeit immer tiefer sank, hat Herr Michiels in der That unter den Belegstücken im zweiten Bande des Benedictiners die Urkunde von 1248 nicht gesehen, in welcher der Herzog den neuen deutschen König Wilhelm anerkennt *)? nicht das hundert Mal angeführte Diplom von

*) Vol. II pièces p. 455.

1258, worin der deutsche König Alfons die fünf fürstlichen Lehne aufzählt, aus welchen die Herrschaft des Herzogs besteht, und sie dann demselben als Vasallen der deutschen Krone überträgt *)? nicht den Brief des deutschen Kaiser Karl IV. von 1354, worin dieser den Grafen von Bar und Pont-à-Mousson zur Würde eines Markgrafen erhebt **)? nicht den berühmten Vertrag von 1539, auf dem die ganze spätere Stellung Lothringens beruht, und wo der deutsche König Ferdinand erklärt, daß der Herzog von jeher Unterthan des Reichs gewesen, und auch ferner gegen Erlegung gewisser Taxen unter dem Schutze des Reiches bleibe, daß er aber souveräne Unabhängigkeit von den Befehlen und Urtheilen der Reichsgerichte haben solle ***)? Hat Herr Michiels dies Alles wirklich nicht gesehen, so kann er nicht auf den Namen eines gründlichen Historikers, hat er es gesehen, nicht mehr auf den Charakter eines wahrheitliebenden Mannes Anspruch machen.

Besser steht es um seine fernere Behauptung, daß seit der Erwerbung der herzoglichen Würde durch René von Anjou und Guise im Jahre 1431 die äußere Politik Lothringens vielfach mit der französischen verflochten, und dadurch thatsächlich den deutschen Beziehungen entzogen wurde. Es war die Zeit der

---

*) Ibid. p. 481. Sedentibus nobis in publica curia nostra, et te dicto duce et comite flexis genibus ante pedes Majestatis nostrae existente, investimus te dictum Ducem et comitem de quinque vexillis in signum quinque dignitatum quas in feodum ab imperio tenere debes .... Primum vexillum damus tibi pro ducatu in feudum ... et si contigerit ire ad parlamentum in armis contra regem Franciae, debes facere nobis ante-custodiam in eundo, et retro-custodiam in redeundo.

**) Ibidem p. 619.

***) Calmet histoire vol II, p. 1191.

tiefsten Entkräftung des deutschen Kaiserthums, der gründlichsten Zerrüttung der deutschen Einheit. Eben damals, zehn Jahre nach der Erhebung des französischen Prinzen in Lothringen, sprach ein französischer König, Carl VII., das früher unerhörte Wort aus, daß Frankreich seine Grenzen bis zum Rheine ausdehnen müsse, und sandte zur Vollstreckung dieser Absicht die wilden Banden der Armagnaken in den Elsaß. Damals wurden sie durch die Elsasser, Schwaben und Schweizer zurückgewiesen: aber die Gesinnung blieb vorhanden, um bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder aufgenommen zu werden. Weil damals die Eroberungslust der Franzosen durch deutsche Gebiete gereizt wurde, daraus zieht Herr Michiels die Folgerung, daß Lothringen rechtlich nicht zum deutschen Reiche gehört habe. Eine andere Lehre redet aus diesen Vorgängen für die deutsche Nation. Kaum hatte sich französischer Einfluß in Lothringen eingenistet, so erwachte in Paris der Gedanke der „natürlichen Grenzen", die Begierde nach dem linken Rheinufer. Wer kann uns den Gedanken verübeln, daß wir diese offensive Leidenschaft erst dann wieder mit der Wurzel ausrotten, wenn wir feste Stellung auf Lothringens Boden zurückgewinnen?

Zu der politischen Auflösung mußte in Deutschland der religiöse Zwiespalt hinzutreten, um den Franzosen den ersten Schritt in der Ausführung ihrer Eroberungspläne zu ermöglichen. Kaiser Karl V. hatte die deutschen Protestanten besiegt, und bedrohte durch seine spanische Verwaltung sowohl die Religionsfreiheit als die Nationalität des deutschen Volkes. Dagegen erhob sich 1552 Churfürst Moritz von Sachsen, und bat, besorgt wegen der Uebermacht des Kaisers, König Heinrich II. von Frankreich um Unterstützung. Diesen Anlaß benutzte der

König, um unter dem Vorwand der Beschützung des protestantischen Glaubens und der deutschen Freiheit die drei Bisthümer, Metz, Toul und Verdun von dem Reiche abzureißen und dauernd mit Frankreich zu vereinigen. Es war der Beginn einer erfolgreichen Aggression, welche dann durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzt worden ist.

Herr Michiels klagt mit gutem Grunde, daß in Deutschland das Verfahren Heinrich II. nicht bloß von den Katholiken, sondern auch von den Protestanten immer in der schärfsten Weise beurtheilt worden ist. Man hat den bittern Contrast zwischen seinen Worten und Thaten, zwischen seiner uneigennützigen Freundschaft und der Annexion der drei Bisthümer, zwischen seiner Beschützung der deutschen Religionsfreiheit und seiner blutigen Verfolgung der französischen Hugenotten hervorgehoben: man hat einstimmig seine Politik als eine rechtlose und unredliche bezeichnet. Herr Michiels ist über diese allgemeine Undankbarkeit sehr entrüstet. Er sieht daraus, daß la mauvaise foi de l'Allemagne atteint des profondeurs où n'était pas encore parvenue la déloyauté humaine. Sehen wir vor allen Dingen, in wie weit seine Kenntniß des Vorgangs ihn zu einer Beurtheilung desselben befähigt.

Zunächst bestätigt er selbst, daß Frankreich im Jahre 1551 von Deutschland in keiner Weise verletzt oder bedroht und somit zu feindseligem Auftreten gegen das Reich nicht berechtigt war. Au milieu de l'année 1551, sagt er, la France et la Lorraine jouissaient d'une tranquillité bien rare dans ces temps de luttes et d'agitation. Da erschien, fährt er fort, am Hofe Heinrich II. eine deutsche Gesandtschaft, bestehend aus den wichtigsten Personen des Reiches nach dem Kaiser, zunächst

dem berühmten Feldherrn, dem Churfürsten Moritz von Sachsen, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, dem Herzog von Meklenburg, dem Landgrafen von Hessen, aus dem Churfürsten von Brandenburg, dem Vorfahren König Wilhelms, aus dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Herzog von Zweibrücken und verschiedenen anderen Herren, kurz den Ahnen aller der deutschen Fürsten, welche heute Frankreich verwüsten. Sie klagten über den Despotismus des Kaisers und erbaten französische Hülfe. Ein Bündniß wurde zwischen dem Könige und den Mißvergnügten abgeschlossen: ein Artikel besagte, daß der König sollte se rendre maitre des quatre villes impériales qui ne sont pas de la langue germanique, savoir Cambray, Metz, Toul et Verdun. Um den König noch besser zu verführen, stellten ihm die Fürsten sogar die Erwerbung der Kaiserkrone in Aussicht.

Dies ist denn in der That eine Exposition des Dramas, wie sie ehrenvoller für Frankreich nicht gedacht werden kann. Ein beinahe vollzähliger deutscher Reichstag sammelt sich um König Heinrich, erfleht seine rettende Hülfe, und überweist ihm dafür als geringen Dank die vier Städte. Und das gefühllose Deutschland will heute darüber Klage führen?

Leider haben nun alle diese schönen Dinge niemals existirt als in der Phantasie des Herrn Michiels. Welche Begriffe muß er von der Geistesbeschaffenheit seiner Leser haben, daß er ihnen solche handgreifliche Erfindungen vorzuführen wagt? An der Verschwörung des Churfürsten Moritz nahmen überhaupt nur vier andere deutsche Fürsten Antheil, und weder der Churfürst von der Pfalz noch der Ahnherr König Wilhelm's befanden sich darunter. Bei der großen und bisher siegreichen

Macht des Kaisers wurde das Unternehmen in der tiefsten Stille vorbereitet; ein Agent des Churfürsten ging heimlich zum König, ein Gesandter des Königs reiste unbemerkt nach Sachsen; der Bundesvertrag wurde dort auf deutschem Boden in Lochau geschlossen, und dann vom Könige in Chambord ratificirt*). Es war also nicht das deutsche Reich in seinen glänzendsten Vertretern, welches dem Könige die vier Städte abtrat, sondern fünf Fürsten unter mehr als 300 Reichsständen, die in geheimer Verschwörung dem Könige jene Einräumung machten: ein Vorgang, der, wie keines Beweises bedarf, in keiner Hinsicht einen internationalen Rechtstitel für die französische Eroberung erschaffen konnte.

Aber damit nicht genug. Wenn Herr Michelet die historische Vergangenheit mit einer erfundenen Fürstenversammlung bereichert, so tilgt er dafür aus dem Bundesvertrag die wichtigste, für die Beurtheilung Heinrich II. geradezu entscheidende Clausel. Que le roi, heißt es dort, s'impatronisât des villes impériales .... et les gardât en qualité de vicaire du Saint-Empire — so weit theilt sie Herr Michelet mit — réservés les droits du dit Empire sur les dites villes — hiervon sagt Herr Michelet nichts. Die Meinung der contrahirenden Fürsten war sehr deutlich die, daß die Städte zwar unter die Verwaltung des Königs fallen, aber integrirende Bestandtheile des deutschen Reiches bleiben, der König also in seiner Eigenschaft als ihr Landesherr, Reichsstand mit dem Titel eines Reichsvicars werden sollte. In einem modernen Staate wäre ein

*) [illegible]

solches Verhältniß freilich undenkbar: Herr Michiels selbst aber hat uns darüber belehrt, daß damals das deutsche Reich kein einheitlicher Staat, sondern ein Agglomerat von Königreichen und Fürstenthümern war. So verwaltete der König von Ungarn das Reichslehn Oesterreich, der König von Spanien das Reichslehn Mailand, der König von Dänemark das Reichslehn Holstein. So war es auch früher in Frankreich geschehen, als der König von England im 12. Jahrhundert die Normandie, im 14. Guyenne besaß, ohne daß diese Landschaften deshalb aufgehört hätten, französische Provinzen zu sein. Die Bestimmung des Vertrags hatte also in jener Zeit ihre völlig praktische Bedeutung, und wenn wir Deutsche allerdings Grund haben, dem Churfürsten Moritz es zu verübeln, daß er sich überhaupt mit einem so unzuverlässigen Bundesgenossen einließ, so wird offenbar dadurch die Unzuverlässigkeit des französischen Königs in keiner Weise gerechtfertigt oder entschuldigt.

Der Vertrag an sich war, wie wir sehen, gegen das Recht. Jedenfalls band sich der König nicht einen Augenblick an die Verheißungen desselben. Die Worte klangen anfangs schön genug. Heinrich erließ ein Manifest, in welchem er sich als Beschützer der deutschen Freiheit hinstellte, und jede eigennützige Absicht weit von sich hinweg wies, „entreprenant la dite guerre pour la liberté, non pour son profit particulier.“ Die einzelnen Reichsstände, falls sie nicht ihre Waffen für den Kaiser erhoben, konnten sich hiernach gar nicht im Kriegsstande mit Frankreich betrachten, und so verkündete es auch der französische Feldherr, der Connetable Montmorency, den Metzer Bürgern, indem er ihre Genehmigung zu friedlichem Durchmarsche durch die Stadt begehrte. Die große Masse der Bürger widerstrebte;

der Bischof aber und einige städtische Beamte wirkten für das französische Interesse, und so wurde endlich verabredet, daß der Connetable nur mit einer Compagnie durch die Stadt ziehen sollte. Statt dessen erschien er zur verabredeten Stunde mit fünf Compagnien und 1200 Reitern, das Thor wurde überrumpelt, und die Stadt eingenommen. Es verstand sich von selbst, daß sie auf der Stelle als französische Eroberung behandelt wurde. Traurigen Herzens leisteten ihre Bürger dem Könige ihre Huldigung. Sie verlor ihre politische Autonomie; der Vertheidiger der deutschen Religionsfreiheit suchte die Metzer Protestanten mit einer Bedrückung nach der andern heim, von den Rechten des deutschen Reiches war keine Rede mehr.

Herr Michiels sieht in dem Verfahren des Connetable nichts als eine erlaubte und unschuldige Kriegslist. Gewiß, nach erklärtem Kriege sind solche Listen zwar nicht rühmlich, aber hergebracht. Herr Michiels aber hat gar nicht gesehen, daß hier die gehässige Treulosigkeit in der Anwendung von Kriegsgewalt unter steten Friedensversicherungen lag. Ob der Connetable, wie Herr W. Scherer erzählt, mit eigner Hand einige deutsch gesinnte Magistrate meuchlerisch erschlagen, kann ich nicht verificiren, da Herr Scherer nur eine ungedruckte Metzer Chronik als Quelle anführt: jedenfalls ist es wieder eine der Wahrheit entgegengesetzte Behauptung, wenn Herr Michiels mit gewohnter Sicherheit erklärt: pas un seul texte n'en parle, n'y fait même allusion.

Der König begnügte sich aber nicht einmal mit der Annexion der drei Reichsstädte. Mit ihnen unterwarf er sich auch ihre Bisthümer; er versuchte dann das Herzogthum Lothringen in Besitz zu nehmen, er machte endlich einen, allerdings frucht-

losen Versuch gegen Straßburg und Elsaß. Ueber den letztern schweigt Herr Michiels ebenso gründlich wie über Heinrich's Versprechen die Rechte des deutschen Reichs zu achten; der Angriff auf Lothringen, der keinen andern Anlaß als die französische Habsucht hatte, erscheint ihm als die natürlichste Sache von der Welt. Mit größter Genugthuung berichtet schließlich Herr Michiels, wie nach der Besetzung von Verdun der Cardinal von Lothringen eine Bürgerversammlung beruft, dieser die Gnade des Königs rühmt und ihr die Frage vorlegt, ob sie nicht ihre Municipalverfassung abschaffen und dem Bischof die weltliche Herrschaft überlassen wollen. Natürlich erfolgt kein verneinendes Votum, und Herr Michiels feiert ce grand pacte, cette révolution accomplie sans effort et avec l'aide du suffrage universel. Ein Plebiscit im Jahre 1552! Mit dem ersten Augenblick der französischen Herrschaft ein glänzender Act der Volkssouveränetät! Ganz dieselbe Methode der sublimsten Demokratie, wie 1793 in Belgien oder 1859 in Nizza. Einerlei ob der Dirigent ein Cardinal von Lothringen, oder der Bürger Danton oder Herr Pietri ist, die wesentlichen Züge sind stets dieselben: französische Bataillone als Mittel der Aufklärung, Verlust der politischen und nationalen Selbständigkeit als Ergebniß.

Herr Michiels findet in unserer Verurtheilung dieser Ereignisse, wie wir sehen, ein Symptom der schrecklichsten mauvaise foi de l'Allemagne. Nach seiner Meinung ist nur die Verdrehtheit des deutschen Geistes im Stande, eine so gehässige Auffassung natürlicher und loyaler Vorgänge zu Stande zu bringen. Aber auch diese Behauptung einer nationalen Verschiedenheit in dem Urtheil entspringt wieder aus einer willkür-

König in seinem Benehmen gegen Lothringen gezeigt*). Vollends Michelet findet in der Politik des Königs die ärgsten inneren Widersprüche: ce roi persécuteur, ruft er aus, voilà qu'il se portait en Europe pour le vengeur de la liberté politique. Er beklagt, daß Heinrich durch sein Verfahren sich die Sympathien des deutschen Volkes für immer verscherzt habe. Metz naturellement hésitait. Le connétable y fut très-mal habile, brutalement, impudemment fourbe. On s'empara de même en trahison du duc de Lorraine, âgé de dix ans .... Donc nous gardâmes Metz, Toul et Verdun. Admirable morceau de l'Empire. Mais ce qui valait plus, l'estime de l'Empire et l'amitié de l'Allemagne, nous ne les gardâmes pas. Nous les perdîmes pour toujours. La France resta seule en Europe**).

Was Herr Michiels lobt als die rechtmäßigste Politik, diese großen französischen Historiker nennen es ohne Umschweif trahison et fourberie. In Deutschland wird man vielleicht zweifelhaft sein, ob uns die Zustimmung der Herren Sismondi und Michelet oder die Schmähungen des Herrn Michiels größere Ehre machen.

---

*) Histoire des Français XII, 451, 452, édition de 1833.

**) Michelet, Guerres de religion, p. 123, 125 (édition de 1854).

II.

Was Heinrich II. 1552 begonnen, setzten Richelieu und Mazarin während des dreißigjährigen Krieges fort. Herr Michiels ergeht sich in einer drastischen Schilderung der Gräuel, mit welchen die katholischen Heere Oesterreichs damals den deutschen Boden bedeckten, um dadurch auch hier wieder das Verdienst der Franzosen als Bekämpfer dieser Abscheulichkeiten und die stumpfe Undankbarkeit der deutschen Protestanten in grelles Licht zu setzen.

Si pendant la guerre, sagt er, il y a deux ou trois cent ans, les soldats ennemis ont enlevé une vache, l'Allemagne se le rappelle avec amertume; mais des services immenses, inappréciables, elle n'en garde aucun souvenir: elle a la mémoire du mal, et ne se hâte d'oublier que les bienfaits.

Es reicht hin, auch hier wieder an die bekannten Thatsachen zu erinnern, daß Richelieu, ehe er den Krieg gegen das katholische Oesterreich begann, zuerst die französischen Hugenotten überwältigt hatte, daß sein Gesandter Charnacé, als er den schwedischen Kanzler Oxenstierna zur Ausdauer im Kampfe ermahnte, ihm sehr bestimmt sagte, es handle sich dabei in Wahrheit nicht um das Interesse der Deutschen, sondern um

die Macht der schwedischen und der französischen Kronen, daß seit 1635 der Kaiser die wichtigsten Forderungen der Protestanten bewilligt hatte, und der Krieg in seiner scheußlichsten Gestalt noch 13 Jahre das unglückliche Deutschland verheerte, nur um den Schweden und Franzosen den Besitz deutscher Provinzen zu verschaffen, ja daß bei den Verhandlungen des Friedens zu Münster der französische Gesandte Vernier die Interessen der deutschen Protestanten offen Preis gab, weil, sagte er, les deux couronnes (de France et de Suède) devaient se relâcher sur les articles de l'interêt public de l'Allemagne, à proportion qu'on les satisferait sur leurs interêts particuliers*). Unter diesen Umständen urtheilen die Deutschen, und allerdings auch die deutschen Protestanten über Richelieu's Intervention ganz so wie Sismondi über die protestantischen Sympathien Heinrich's II. Sie haben unsern Staat zerstören wollen durch die Erhaltung des Giftes der Ketzerei: wir danken Gott, daß er uns dieses Gift zur nährenden Speise und zum stärkenden Heilmittel hat werden lassen, aber die Zumuthung, deshalb auch den mörderischen Absichten des Giftmischers dankbar zu sein, dürfen wir als eine lächerliche ablehnen. Vor Allem erheiternd muß uns die Entrüstung des Herrn Michiels erscheinen, daß wir nicht einmal zum Grabe Turenne's wallfahrten, der, wie er meint, als généreux defenseur des libertés allemandes umgekommen sei. Dieser Kenner deutscher und französischer Geschichte weiß also nicht, daß Turenne den dreißigjährigen Krieg um 27 Jahre überlebt hat, daß er Katholik geworden, und dann in einem Kriege gefallen

*) Flassan, histoire de la diplomatie française III, 159.

ist, unter dessen Zwecken bei Ludwig XIV. die Ausrottung des Protestantismus in erster Linie stand. In Deutschland ehrt man wie in Frankreich den tüchtigen Sinn und das militärische Genie Turenne's, aber wir müßten uns selbst verachten, wenn wir vergessen wollten, daß er seine Erfolge hauptsächlich zum Schaden unseres Reiches gehabt, daß er es gewesen, der uns das Elsaß entrissen hat. Wenn Frankreich mit Recht den Helden feiert, welcher mit scharfem Schwerte den großen Kurfürsten von Brandenburg aus dem Elsaß hinausdrängte, so kann es sich nicht wundern, wenn heute ein anderer marquis de Brandebourg mit stärkerem Arme das Werk des Ahnherrn wieder aufnimmt und die deutsche Provinz zu Deutschland zurückbringt.

Sehen wir nun etwas näher zu, auf welche Art sich Frankreich im 17. Jahrhundert des Elsasses bemächtigt hat.

Wie bekannt erhielt Frankreich 1648 durch den Frieden von Münster alle Besitzungen und Rechte, die bisher dem Hause Oesterreich im Elsaß als Reichslehen zugestanden, zu vollem souveränen Besitze. Ebenso bekannt ist es auch, daß wenige Jahre später Ludwig XIV. aus den Bestimmungen des Vertrags neue Ansprüche ableitete und diese mitten im Friedensstande mit offener Gewalt verwirklichte. Daraus entsprangen unendliche Erörterungen und Unterhandlungen, neue Kriege und neue Friedensschlüsse, und, wie sich versteht, eine ganze Literatur von Streitschriften bei beiden Nationen, betreffend die wahre Interpretation des Friedens von Münster. Man sollte glauben, daß ein Schriftsteller, welcher heute die Rechtmäßigkeit des französischen Besitzes zu erweisen sucht, einigermaßen von diesen Verhandlungen vor und nach 1648 Kenntniß

genommen hätte, da ja von deren Inhalt das historische Urtheil über die Eroberungen Ludwig's XIV. ganz ausschließlich abhängen muß. Allein ein starker Geist, wie jener des Herrn Michiels, bedarf solcher verstaubter und weitschichtiger Materialien nicht. Er liest die Artikel des Münsterer Vertrags; er sieht dort nicht den Schatten einer Schwierigkeit; er entdeckt sofort ihren wahren Sinn, an welchen vor ihm kein deutscher und kein französischer Autor gedacht hat, und so ist es ihm eine Kleinigkeit, siegreich zu dem Ergebnisse vorzudringen, daß nichts gerechter, nichts redlicher, nichts nothwendiger gewesen ist, als das Verfahren Ludwig's XIV., des Ministers Louvois, der Reunionskammern. Das ganze Elsaß, erklärt er, war durch die feierlichsten Bestimmungen des Münsterer Vertrags dem Könige abgetreten zu voller Souveränetät. Die einzige Beschränkung lag in einer jener kindischen und spitzfindigen Unterscheidungen, in denen die Deutschen Meister sind. Es gab im Elsaß außer Straßburg noch zehn Reichsstädte, welche wie das übrige Land, nach der Meinung des Herrn Michiels, an Frankreich abgetreten waren. Man ließ nun, immer nach der Meinung des Herrn Michiels, durch Artikel 87 des Münsterer Vertrags, dem Kaiser Ferdinand „die eitle und wirkungslose Genugthuung, die Huldigung der zehn Städte zu empfangen, die sonst in allen Stücken dem König von Frankreich gehorchen sollten; Mazarin hatte der Eitelkeit des dummen Fürsten dies Spielzeug bewilligt.“ Indessen, sagt er, auch dies ergab bald unangenehme Folgen. Die Städte benutzten dieses schwache Band, um gegen die legitime Herrschaft des Königs zu intriguiren und zu meutern. Es war also höchst natürlich, daß Ludwig endlich durchgriff und Ordnung schaffte. Alles, was

er im Elsaß nach 1648 gethan, beschränkte sich nach der Meinung des Herrn Michiels auf die Beseitigung einer völlig leeren und bedeutungslosen Cärimonie.

Diese Entdeckungen sind denn allerdings vollkommen originell. Sie werden noch verschönert durch die Geschicklichkeit, mit welcher Herr Michiels den Text jenes Artikels 87 vor die Augen des vertrauenden Lesers stellt. Er druckt ihn in dem alten Französisch des 17. Jahrhunderts ab*), so daß man nicht anders glauben kann, als den officiellen Wortlaut des Vertrags zu erblicken. Ganz unbefangen bemerkt er dabei, daß Straßburg eine der zehn Städte gewesen, obwohl er zehn Seiten früher die Liste derselben aus der Urkunde selbst mitgetheilt, in welcher Straßburg natürlich fehlt. Ganz harmlos läßt er dann den Artikel nur von den zehn Städten reden, obwohl derselbe noch eine ganze Reihe anderer Fürsten und Corporationen im Elsaß aufzählt, die unter deutscher Hoheit bleiben sollen. Ich glaube nicht einmal, daß dies Alles Sünden einer bewußten Unredlichkeit bei ihm gewesen sind; vielmehr dünkt es mir wahrscheinlich, daß er nur durch seine völlige Unwissenheit verleitet worden ist, seine Aenderungen im Texte des Vertrags für bedeutungslos und deshalb erlaubt zu halten.

Es sei verstattet, in aller Kürze den thatsächlichen Verlauf in Erinnerung zu bringen.

Richelieu hatte, ganz wie im Jahre 1552 Heinrich II., den Krieg gegen Oesterreich mit der Erklärung völliger Uneigennützigkeit als Alliirter der protestantischen Reichsstände begonnen. Frankreich hatte später mehrmals diesen Alliirten

*) S. 49.

die Zusicherung wiederholt*), die von ihm besetzten deutschen Lande gleich nach dem Frieden zu räumen. Noch bei dem Beginne der Friedensverhandlung selbst hatten die französischen Gesandten mit der Erklärung begonnen, „de ne considérer les interêts particuliers, qu'avec intention de pourvoir plutôt à la sureté et aux avantages des Princes et états qu'aux siens propres." Bei dem nächsten Schritte folgte dann die Forderung „que la satisfaction qui est deue aux deux couronnes pour les fatigues, pertes et depenses qu'elles ont souffertes en cette guerre, sera accordée en sorte, qu'elle puisse contribuer tout à la seureté particulière des dites deux Couronnes, qu'à celle de leurs alliés et adhérents dans l'Empire." Kein Mensch konnte nach so vielfachen Erklärungen und Betheuerungen vermuthen, daß diese alliés et adhérents die Kosten der französischen Satisfaction tragen sollten, und in der That, als Frankreich endlich seine bestimmten Forderungen formulirte, richteten sie sich zuerst darauf, daß Deutschland jetzt endlich die Annexion der drei Bisthümer anerkenne, und dann „ut cedat Galliae Alsatia superior et inferior, inclusis Suntgovia, Brisaco et Brisgavia, civitatibus sylvestribus, cum omni causa omnique jure quo ante praesens bellum possidebantur a principibus domus Austriacae." Also außer dem alten Verluste von 1552 sollte es sich nur um Besitzungen und Rechte des Hauses Oesterreich, nicht um Territorien der französischen „alliés et adhérents dans l'Empire" handeln. Hinzugefügt wurde, daß Frankreich bereit sei,

*) Der Gesandte de Lusle den Elsasser Städten, 13. October 1634, König Ludwig XIII. den sächsischen Gesandten in Compiegne, 1. August 1635, der Botschafter Feuquieres in Frankfurt, 17. Juli 1644.

diese Besitzungen, ganz wie bisher Oesterreich, als Reichslehen zu empfangen, wenn der König dafür Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhalte. Als Zweck der Cession wurde auch hier angegeben „la sureté ulterieure des deux couronnes et des princes alliés de l'Empire".

Wie wir sehen, so bestimmt wie möglich forderte Frankreich diejenigen Besitzungen und Rechte im Elsaß, welche bisher Oesterreich besessen. Es forderte sie nicht bloß zu seinem Besten, sondern auch zu dem der deutschen Reichsstände. Was hatte nun Oesterreich bisher im Elsaß inne gehabt?

Die Antwort darauf ist mit jeder wünschenswerthen Bestimmtheit und Sicherheit zu geben. Seit Jahrhunderten waren diese Verhältnisse festgestellt; sie waren nach jeder Richtung anerkannt, in keinem Punkte bestritten.

Oesterreich besaß 1) im Süden des Elsaß den größten Theil des Sundgau, d. h. die Grafschaft Ferrette und die Herrschaften Belfort, Delle, Thann, Altkirch und Isenheim.

2) Es besaß richterliche Amtsrechte in gewissen Theilen des Elsaß, indem ein Mitglied des Hauses erblicher Inhaber von zwei alten Magistraturen des Reichs war, der „Landgrafschaft des obern und niedern Elsaß und der Hagenauer Präfectur der zehn Reichsstädte". Auch was diese Aemter bedeuteten, war zweifellos im deutschen Staatsrecht. Man kennt die Weise des Mittelalters, einzelne politische Functionen einem besondern Inhaber zu übertragen, ohne Beeinträchtigung der sonstigen Unabhängigkeit der Bevölkerung. So hatten auch im Elsaß die Landgrafen richterliche Functionen geübt, niemals aber hatten sie die territoriale Souveränetät über die Bewohner des

im 13. Jahrhundert erworben, und seitdem die Titel fortgeführt. Von jeher aber hatte es im niedern Elsaß die Rechte und Einkünfte der Landgrafschaft den Bischöfen von Straßburg überlassen, und bald auch im obern Lande die richterlichen Functionen nicht mehr ausgeübt, so daß lange vor dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs die Landgrafschaft fast zum bedeutungslosen Ehrentitel geworden war*). Ganz so stand es mit der Präfectur der zehn Städte. Der Präfect hatte noch das Recht, zu jeder Wahl eines Bürgermeisters in den Städten einen Commissar zu senden, er bezog eine kleine Geldrevenue (Stadtgeld) von den zehn Städten; er war endlich Lehensbesitzer des Reichs von einigen Dörfern in der Nähe von Hagenau. Sonst hatte er schlechterdings keine Hoheitsrechte. „Les états d'Alsace, compris dans le landgraviat, et les dix villes impériales soumises à la préfecture, exerçaient une pleine supériorité territoriale avec une entière immédiateté sous l'Empire. Tous avaient le droit de suffrage à la diète, ils acquittaient leurs charges matriculaires, ils tenaient leurs contingents militaires, ils portaient leurs appels directement aux tribunaux suprêmes de l'Empire etc.“**).

Diese Verhältnisse hatten, wie gesagt, im Elsaß Bestand seit Jahrhunderten. Sie konnten den Franzosen nicht unbekannt sein. Wenn diese also die Abtretung der österreichischen

*) Vgl. die Denkschrift der zehn Städte, überreicht zu Münster 14. Juli 1647, und des Bischofs von Straßburg, überreicht zu Osnabrück 20. August 1647, nebst den urkundlichen Beilagen.

**) Archives d'Alsace, ou recueil des actes publics concernant cette province, 1790. P. 383. In diesem Buche sind aus den Verhandlungen und Beschlüssen von Münster, Nymwegen, Ryßwick, Rastadt und Baden alle auf den Elsaß bezüglichen Documente zusammengestellt.

Rechte im Elsaß forderten, so bedeutete dies die Cession des Sundgau's, der Dörfer bei Hagenau, sowie der Ehrenrechte und des „Stadtgeldes" der Präfectur und des Landgraviats.

Nicht anders verstanden die deutschen Unterhändler den Sinn der Forderung. Aber auch in diesem Umfang machte sie einen peinlichen Eindruck. Man hob ihren Contrast mit der früher verheißenen Uneigennützigkeit hervor. Man bemerkte, daß die Elsasser Besitzungen damals nicht dem Kaiser, sondern einer andern Linie des österreichischen Hauses gehörten, dem Erzherzog Ferdinand Carl von Tyrol, einem Reichsstande, der im Kriege stets neutral geblieben war. Vor Allem aber war man besorgt wegen der Gesinnung der Franzosen, ihrer Ehrsucht, ihrer Eroberungslust*). Vom ersten Augenblicke fürchtete man, daß sie die Ehrenämter des Landgraviats und der Präfectur zur Bedrängung der Elsasser Stände und Städte mißbrauchen würden. Man sträubte sich lange, sie im Elsaß auch nur an einer Stelle festen Fuß fassen zu lassen.

Indessen die Kriegsereignisse entschieden für die Franzosen. Der Kaiser mußte sich zu der Abtretung herbeilassen. Indem seine Gesandten sich zu dem schweren Schritte anschickten, erklärten sie vor Allem als unerläßliche Bedingung, daß alle Reichsstände im obern und niedern Elsaß in allen ihren Rechten, wie sie dieselben vor dem Kriege gehabt hätten, erhalten werden müßten. Als man in die Einzelnheiten der Verhandlung eintrat, kam man auf die früher schon erwähnte Frage zurück, ob

*) Sie wollen, sagte damals der kaiserliche Botschafter den Vermittlern, den ganzen Rheinstrom, ganz Frankenland, und endlich das römische Reich erblich haben, das prätendiren sie ab antiquo ex Caroli Magni familia.

Ludwig XIV. das österreichische Elsaß als Reichslehen erhalten und dann Sitz und Stimme am Reichstag haben*), oder ob ihm jene Territorien und Befugnisse zu souveränem Besitze überlassen werden sollten. Aus begreiflichen Gründen entschied man sich in Deutschland für das Letztere: schlimmer als Alles wäre es erschienen, der französischen Regierung durch Zulassung zum Reichstag einen constitutionellen Einfluß in die innern Angelegenheiten des deutschen Reiches zu eröffnen. Hiernach schlugen die kaiserlichen Gesandten die Bestimmung vor, daß der Sundgau, der Landgraviat und die Präfectur nebst sämmtlichen Lehengütern und Dependenzen dem Könige mit aller Souveränetät und Jurisdiction abgetreten würde, der König aber gehalten sei, alle Reichsstände des Elsaß in ihren bisherigen Rechten und in ihrer Reichsunmittelbarkeit zu belassen und sich mit den bisher von Oesterreich ausgeübten Rechten zu begnügen. In einer spätern Fassung wurde diese Clausel wiederholt, und die Reichsstände einzeln namhaft gemacht, die Bischöfe von Straßburg und Basel, die Abteien Murbach, Lure, Andlau, St. Georgsmünster, der Pfalzgraf von Lützelstein, die Grafen von Hanau und Oberstein, die Reichsritterschaft und die Reichsstädte. Die französischen Gesandten acceptirten diese Redaction. Nur einen kurzen Zusatz begehrten sie. Wenn der österreichische Entwurf sagte, der König solle sich begnügen mit den von Oesterreich ausgeübten Rechten, wie sie ihm durch diesen Vertrag ausdrücklich übertragen worden, so forderten sie eine nochmalige Erklärung an dieser Stelle, daß die Abtretung zu voller Souveränetät geschehen sei**).

*) Sowie Schweden damals Pommern empfing.

**) quod ad domum Austriacam antehac spectavit, et in Galliae

Ein solcher Zusatz war unbedenklich, wenn man bei dem Gegner nur einigermaßen auf guten Glauben rechnen konnte. Wenn ohne weiteres gesagt wurde, Frankreich solle im Elsaß kein anderes Recht erhalten als früher Oesterreich, so hätte später daraus vielleicht jemand folgern können, es solle wie Oesterreich dort Mitstand des deutschen Reiches sein. Dies wollten die Oesterreicher selbst nicht; sie waren also bereit, auch an dieser Stelle die Cession der österreichischen Besitzungen zu voller Souveränetät, zu voller Unabhängigkeit zu betonen. Es schien sich von selbst zu verstehen, daß dadurch an dem Umfang der cedirten Rechte, dritten Personen gegenüber, nichts geändert werden konnte. Immer schärfte man noch im Einzelnen die Genauigkeit des Wortlauts in diesem Sinn, und verständigte sich schließlich am 7. September 1646 über die Redaction, wie sie später als Artikel 87 in den allgemeinen Frieden aufgenommen worden ist. „Der König ist gehalten, die Elsasser Stände in der bisherigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit zu belassen, so daß er keine königliche Superiorität über sie ausübt, sondern mit den Rechten zufrieden ist, die dem Hause Oesterreich gehörten und durch diesen Vertrag der französischen Krone abgetreten werden, de manière toutefois, que par cette présente déclaration on n'entende rien déroger au droit de souverain domaine déjà cy dessus accordé." Accordé cy dessus war aber nichts Anderes als der souveräne Besitz der österreichischen Lande und Aemter im Elsaß. Was oben positiv gesagt worden, wurde hier in negativer Form wiederholt: Frankreich soll genau dieselben und keine weiteren Rechte

---

coronam per hunc tractatum expresse translatum erit, inter quae recensendum, quod de supremo dominii iure supra dictum est.

im Elsaß haben, wie früher Oesterreich, jedoch in dieser Eigenschaft nicht, wie es Oesterreich gewesen, Vasall des Reiches sein.

Als diese Uebereinkunft den Gesandten der deutschen Reichsstände zur gesetzlichen Bestätigung vorgelegt wurde, erhoben sich unter diesen zahlreiche Stimmen des Mißtrauens, nicht weil man den Sinn der Urkunde für undeutlich gehalten hätte, sondern weil man den Franzosen überhaupt das Schlimmste zutraute, und deshalb sie völlig aus dem Elsaß fern zu halten wünschte. Die zehn Städte und der Bischof von Straßburg erklärten, daß das Landgraviat in der Hand eines deutschen Inhabers für sie ganz bedeutungslos gewesen; von Ludwig XIV. aber befürchteten sie Händel aller Art, wenn er irgend eine Stellung im Elsaß einmal gewonnen habe. Da dieses aber nicht mehr zu hindern war, so thaten die Stände wenigstens was sie konnten, um das Rechtsverhältniß klar zu stellen; sie überreichten dem französischen Gesandten eine besondere Declaration darüber, und als dieser zur Annahme derselben keine Vollmacht zu haben erklärte, sandten sie dieselbe im August 1648 unmittelbar an den französischen König. Es war stets derselbe Satz: Oesterreich kann und will an Frankreich nur abtreten, was es selbst besessen; die Elsässer Stände bleiben in ihren bisherigen Freiheiten und Rechten. Hierauf wurde ohne weiteren Widerspruch der Münsterer Frieden am 24. October 1648 unterzeichnet.

Man darf fragen, ob hier der Schatten eines Zweifels, die geringste Spur einer Zweideutigkeit vorliegt, sehe man nun auf die ausgesprochene Absicht der contrahirenden Parteien, oder auf das deutlich bezeichnete Object des Vertrags. Abgetreten war nicht das Territorium, in welchem einst die Land-

grafen Recht gesprochen, sondern das Amt des Landgraviats, d. h. seine Einkünfte, nicht die zehn Städte, in denen die Präfectur ihre Wirksamkeit hatte, sondern das Amt der Präfectur mit ihrem „Stadtgeld". Der Papst hat heute gewisse Rechte bei jeder Bischofswahl in Preußen und in Belgien: wer würde nicht lachen, wenn er daraus einen juristischen Anspruch auf souveräne Gewalt in den Ländern dieser Diöcesen ableiten wollte? Der Fall lag damals nicht anders für Frankreich und die Elsasser Stände. Auch zeigte sich anfangs keine Schwierigkeit. Frankreich erkannte die verabredete Stellung der Elsasser Stände in jeder Hinsicht an. Nach dem westphälischen Frieden sollte das deutsche Reich dem schwedischen Heere eine Geldsumme zahlen; die Elsasser Städte leisteten ihre Quote. Es sollten die Truppen der Mächte aller Orten die fremden Landschaften verlassen und jeder in die Heimath zurückgehen: die französischen Gesandten unterzeichneten eine Specialconvention, nach welcher ihre Regimenter die Reichsstädte des Elsaß räumten. Fast zwanzig Jahre lang blieb in Straßburg, Colmar, Hagenau Alles im alten Stande; außer dem Sundgau und den Dörfern bei Hagenau war und blieb das Land eine deutsche Provinz.

Kaum aber hatte Ludwig XIV. nach dem Tode Mazarin's die Selbstregierung 1661 angetreten, so änderte sich das Verhalten der französischen Regierung. Eine Maßregel der Unterdrückung folgte der andern, und bald genug fand man auch die Theorie, welche der Gewaltthat die rechtliche Beschönigung leihen sollte. Man sagte jetzt, daß der Artikel 87 einen offenen Widerspruch in sich schließe; in seiner ersten Hälfte spreche er dem Könige die Souveränetät über die Elsasser Stände ab; in seinem Schlußsatz stelle er diese Souveränetät wieder her; so

sei der ganze Artikel ohne rechtliche Bedeutung; es bleibe nur die vorausgehende Cession des Artikel 73, der dem Könige die volle Souveränetät über den ganzen Elsaß zusichere, nicht bloß die Unabhängigkeit vom deutschen Reiche in den österreichischen Besitzungen, sondern die unbeschränkte Machtfülle der französischen Krone über die ganze Provinz. Und dies Alles bezeichnet Herr Michiels als einen Streit über eine leere Cärimonie, um ein elendes Spielzeug! Er verabscheut allerdings die Jesuiten, aber wie weise hätte er dieses Mal für sein Interesse gesorgt, wenn er die histoire du traité de Westphalie des Jesuiten Bougeant hätte studiren wollen. Eine der historischen Wahrheit entsprechende Rechtfertigung Ludwig XIV. hätte er auch dort nicht gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil sie überall unmöglich ist: aber von dem hochwürdigen Pater hätte er wenigstens lernen können, wie man einer schlechten Sache mit gewandter Dialektik ein einigermaßen leidliches Ansehen gibt.

Es ist nicht nöthig, die Spoliationen Ludwigs XIV., die Verheerungen Turenne's in der Pfalz und im Elsaß, die Bedrängung der zehn Städte, die Prozesse der Reunionskammern und die verrätherische Ueberrumpelung Straßburgs 1681 mitten im Frieden, hier im einzelnen zu verfolgen. Das Urtheil Europa's war damals einstimmig über diese Missethaten gegen das Völkerrecht; es ist seitdem einstimmig geblieben, und niemand, der Sinn für Recht und Freiheit hat, wird Herrn Michiels den Ruhm beneiden, als einsamer Vertheidiger dieser Frevel mitten im 19. Jahrhundert aufgetreten zu sein. Nur wenige Details sei nur noch anzuführen verstattet, weil sie für die Rechtsfrage oder für die Redlichkeit der Franzosen besonders charakteristisch sind.

Im Jahre 1664 verlangte der französische Gouverneur von den zehn Reichsstädten „le serment de fidelité et d'obéissance au Roi comme à leur souverain seigneur“. Die Städte weigerten sich und erboten sich zu einem Eide, die durch den Friedensvertrag ihnen auferlegten Pflichten zu erfüllen. Ludwig XIV., damals wie bekannt mit Schweden verbündet und höchst einflußreich bei vielen deutschen Fürsten, proponirte darauf 1665 dem deutschen Reichstag, die Frage entscheiden zu lassen, „dans l'esprit du traité de Munster“, durch Schweden, Mainz, Cöln und Hessen als Schiedsrichter. Der Vorschlag wurde angenommen, die Conferenzen eröffnet, und der königliche Commissar Gravel stellte die beiden Fragen: ob nicht die Präfectur der zehn Städte mit voller Souveränetät an den König abgetreten, und zweitens was der eigentliche Inhalt dieser souveränen Präfectur sei. Die Schiedsrichter, bei aller günstigen Gesinnung für den König, antworteten: die „Präfektur sei der Krone Frankreichs jure supremi dominii, independenter et absolute (auf welche Weis sie beim Hause Oestreich hiebevor nit gewesen) überlassen worden, die Präfectur bestehe aber theils in den von Alters dazu gehörigen Dorfschaften, theils in einigen iuribus praestandis bei den Reichsstädten, welches jedoch so viel die Städte betrifft eine königliche Superiorität, die der in Artikel 87 reservirten Immunität und Libertät der Städte zuwiderlaufe, nicht inferire“. Gravel selbst hatte keine andere Meinung, und hatte dieselbe 1661 und 1664 als freimüthiger Patriot zuerst dem Minister und dann dem Könige in einer ausführlichen Denkschrift entwickelt, und dort höchst bestimmt hervorgehoben, daß „le souverain domaine cy-dessus accordé“ nur die Unabhängigkeit vom Reiche, nicht aber eine stärkere

Unterwerfung der Elsasser Stände bedeute. Dringend warnt er den König, nicht für einen kleinen Territorialgewinn den Ruf seiner Redlichkeit in Europa und die Sympathie der deutschen Fürsten zu verwirken. Bei diesem Anlaß erzählt er dann weiter, daß er einst dieselben „petits sentiments“ dem verstorbenen Herrn von Servien, dem französischen Gesandten in Münster, mitgetheilt habe: Mr. de Servien, fährt er fort, me dit que nous aurions assez de droit sur les dites villes pour le faire valoir avec l'épée, lorsque quelque occasion favorable se présenterait. Die ganze Fülle der spätern rechtlosen Gewaltthaten ist in diesen Worten bereits im voraus angekündigt.*)

Bekanntlich bezogen sich die Proceduren der Reunionskammern nicht bloß auf das Elsaß, sondern auch auf zahlreiche lothringische Territorien. Sie versuchten die Unterwerfung der Elsasser auf Grund der oben erwähnten Umdeutung des Artikels 87 des Vertrags von Münster; bei den lothringischen beriefen sie sich auf einen andern Ausdruck desselben Vertrags, welcher der Krone Frankreich die Abtretung der drei Bisthümer „avec leurs districts“ bewilligte. Auch an dieser Stelle hatte Servien ein gleiches Spiel wie bei dem Artikel 87 gespielt. Die deutschen Unterhändler hatten bemerkt, daß der Ausdruck districts vieldeutig sei; die Frage sei, ob er die kirchlichen Diöcesen oder die fürstlichen Territorien, ob er nur die unmittelbaren Besitzungen der Bischöfe oder auch die Lehen ihrer

*) Herr Michiels, der so nachdrücklich von der duplicité allemande in Münster zu reden weiß, kennt und benutzt Ranke's französische Geschichte, geht aber an der Stelle des Buchs, III 442, wo Servien's Wort angeführt ist, schweigend vorüber.

Vasallen bezeichne? Aber alle ihre Bemühungen, eine nähere und präcisere Bestimmung in den Vertrag zu bringen, waren vergeblich geblieben; Servien lehnte jedes der vorgeschlagenen Amendements ab. Offenbar wünschte er auch hier für Frankreich so viel Recht zu gewinnen, „pour le faire valoir avec l'épée lorsque quelque occasion favorable se présenterait“. Dem König schien nach dem glänzenden Frieden von Nymwegen die Gelegenheit günstig, und die Reunionskammern begannen ihr Werk. Anfangs war Oesterreich, durch einen gefährlichen Türkenkrieg in Anspruch genommen, nicht in der Lage Widerstand zu leisten, und verschloß sich in systematisches Schweigen, was Herr Michiels als ein consentement tacite de l'Empereur zu qualificiren beliebt. Einige Jahre später aber kam es zum Kriege, und nach dessen Abschluß bestimmte der Frieden von Ryswick, daß im Elsaß Stadt und Bisthum Straßburg und eine Anzahl weiterer Herrschaften bei Frankreich bleiben, daß aber die Urtheile der Reunionskammern cassirt und die sonstigen durch dieselben annexirten Territorien zurückzugeben seien. Deutschland hatte in neue Opfer gewilligt, aber die Grundsätze der Reunionskammern waren verworfen, und damit die wahre Bedeutung des westfälischen Friedens nochmals anerkannt.

Allein, obwohl auch in den Verträgen von Rastadt und Baden, 1714, dieselben Bestimmungen feierlich wiederholt wurden, die Regierung Ludwig XV. schritt auf denselben Wegen gegen Deutschland fort, welche „le grand monarque“ ihr einmal vorgezeichnet. Deutschland war zersplittert und deshalb schwach, Frankreich war ein unitarischer Staat und deshalb stark. So folgte im Elsaß ein Uebergriff dem andern. Mit

allen Mitteln der Ueberredung, der Bestechung, der Drohung nöthigte man die Reichsstände, wenigstens die französische Suzeränetät anzuerkennen, wofür man sie dann im übrigen in ungestörtem Besitze der Landesverwaltung beließ. Auch behielten sie ihren Sitz auf dem deutschen Reichstag, leisteten ihre deutschen Matricularbeiträge, empfingen kaiserliche Belehnung und blieben im kirchlichen Verbande der deutschen Metropolitansitze. Es war eine gemischte Stellung, die bis zur Revolution fortdauerte.

So hatte Frankreich im Elsaß allmählich gewonnen:

1648: 284 Gemeinden mit 226,900 Einwohnern.

1679 ff.: 313 Gemeinden mit 402,600 Einwohnern.

Dann im 18. Jahrhundert, unter französischer Suzeränetät, sonst mit Erhaltung des alten Rechtes:

202 Gemeinden mit 175,600 Einwohnern.

Unter deutscher Hoheit blieben

52 Gemeinden mit 76,400 Einwohnern*).

Noch in höherem Grade als bei den Ereignissen von 1552 ist über die aggressive Politik Ludwig XIV. das Urtheil der ernsten und gewissenhaften Geschichtsschreibung übereinstimmend, in Deutschland und in Frankreich. „Man erkennt", sagt Lemontey**), „das Gepräge italienischer Lehren (Mazarin's), wenn man diesen Monarchen erklären hört, daß Staatsverträge nur Höflichkeitsformeln seien, welche Leute von gesundem Menschenverstande nicht binden, und daß die Feierlichkeit ihrer Clau-

---

*) Richard Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet, 1870 S. 293 ff.

**) Lemontey, die monarchische Staatsverfassung Ludwig XIV., S. 174 der deutschen Uebersetzung.

seln nur darauf hindeute, daß ihre Verletzung in der Folge vortheilhaft sein könnte." Er erläutert dann die Praxis dieses Machiavellismus gegen Spanien und Lothringen, die Anwendung „der Chicanen des Civilrechts und der Ungerechtigkeiten des Lehenrechts", um beschworene Verträge zu zerreißen; „man überrumpelte, nach Art heimlich Verschworener, die Städte Straßburg, Colmar, Casale, bis endlich die Reunionskammern den Friedensstand feindlicher als den Krieg machten." Sismondi *) erklärt, daß im Frieden von Münster das Haus Oesterreich dem Könige im Elsaß nichts abgetreten habe, als was ihm selbst gehörte, unter ausdrücklichem Vorbehalt der Souveränetät über die zehn Städte für das Reich; der König aber habe diesen Rechten Deutschlands keine Rechnung tragen wollen, und so durch die lange Reihe seiner „usurpations violentes" ganz Deutschland in Aufregung versetzt. Allein Deutschland, sagt er, hatte damals nicht die Kraft zum Widerstande; la France seule menaçait, attaquait, et se croyait certaine qu'on ne lui résisterait pas **). Noch schärfer redet M. C. Dareste ***): Il (Louis XIV.) n'avait ni honte ni scrupule quand il s'agissait de son intérêt qu'il confondait avec sa gloire. Vis-à-vis des étrangers, il ignorait ce que c'était que la justice. Auch Henry Martin läßt hier, wie bei 1552, über die Rechtsfrage keinen Zweifel; für die zehn Städte im Elsaß bezieht er sich auf die Anerkennung der königlichen Souveränetät im Frieden von Münster, mit der allerdings andere Clauseln des Vertrags im Widerspruche gestanden; im

*) Histoire des Français XXV, 409.
**) Ibid. p. 411.
***) Histoire de France Vol. V.

übrigen erscheint ihm als einzige Rechtfertigung Ludwig's die Thatsache, daß man Straßburg als freie Reichsstadt nicht mitten im Herzen des französischen Elsaß ertragen konnte, que les limites de la Basse-Alsace et du pays Messin étaient mal définies, entamées, enchêvetrées: cela ne pouvait s'appeler une frontière. Ich will ihm hier nicht widersprechen: dafür wird es ihn nicht befremden, wenn man heute in Deutschland findet, que les limites du Bade et du Palatinat étaient mal définies et entamées; cela ne pouvait s'appeler une frontière.

III.

Auf so traurige und brutale Art war die größere Hälfte von Elsaß und Lothringen im 17. Jahrhundert von Deutschland abgerissen und mit Frankreich vereinigt worden. Die noch selbständigen Theile erlitten dasselbe Schicksal im Laufe des 18. Jahrhunderts.

Zuerst kam das Herzogthum Lothringen an die Reihe. Auf allen Seiten von französischen Besitzungen umgeben, in seinem Innern von französischen Bezirken durchsetzt, war es ein Spielball in der Hand des mächtigen Nachbarn. Schon Heinrich IV., aus den Religionskriegen mit Erbitterung gegen das Haus Guise erfüllt, hatte der bourbonischen Dynastie die Einverleibung Lothringens zur Aufgabe gestellt. Ludwig XIV. war unaufhörlich mit der Unterjochung des Landes beschäftigt, ließ mehrmals seine Heere dort einrücken, erzwang von dem Herzoge einen drückenden Unterwerfungsvertrag, erneuerte bei den ersten Zeichen der wieder sich regenden Selbständigkeit die militärische Occupation. Herr Michiels wiederholt hier die alte Fabel vom Wolf und vom Lamme. Jeder Versuch des Herzogs, der durch rechtlose Gewalt erpreßten Abhängigkeit sich zu entziehen, ist ihm ein schnöder Vertragsbruch, dessen stete Wiederholung endlich selbst die unendliche Geduld des Versailler

Hofes erschöpfen mußte. „Ici encore,“ sagt er, „je le demanderai à tous les hommes d'état de l'Europe, quelle est la puissance moderne qui tolérerait chez un principicule voisin une si astucieuse et pernicieuse conduite?“ Und nun gar bei Fürsten, denen man eine Wohlthat erwiesen hatte, bei der ein dankbares Gemüth alle Verwüstung seines Landes hätte sofort vergessen müssen: sie hatten ihren reservirten Platz am französischen Hofe; sie hatten den Vortritt vor den Herzogen und Pairs. „Quand on lit impartialement leur histoire, ce n'est pas la rigueur de la France qui étonne, mais sa longanimité.“

Ich erspare mir, die traurige Entwickelung dieser „Langmuth“ im Einzelnen zu discutiren. Zunächst weil die Landschaft, um die es sich dabei handelt, nur zum kleinsten Theil einen Gegenstand des heutigen Streites bildet: Deutschlands Forderung beschränkt sich auf Elsaß und Deutschlothringen. Sodann aber, weil auch hier wieder, wie 1552 und 1680, Herr Michiels sich einer wenig beneidenswerthen Originalität erfreut, während die wirkliche Geschichtschreibung auch in Frankreich die entgegengesetzte Auffassung bestätigt. Das classische, überall aus den französischen Archiven geschöpfte Werk, welches hier in Frage kommt, ist die histoire de la réunion de la Lorraine avec la France par M. le comte d'Haussonville. Es ist Herrn Michiels nicht unbekannt geblieben, er benutzt es und citirt es, allerdings in derselben Weise wie die Schriften von Calmet und Ranke. Nun betrachtet Herr von Haussonville das Ergebniß der französischen Offensive gegen Lothringen schließlich als ein heilsames und erwünschtes, aber auf das Weiteste ist er davon entfernt, die Billigkeit oder gar die Recht=

lichkeit des Verfahrens zu bestätigen. Es genügt für unsern Zweck, einige Sätze seiner Einleitung zu wiederholen *). „Je n'épouserai les préventions d'aucun parti. Je resterai de sang-froid. J'aurai même soin de me défendre de la passion posthume et, partant, un peu factice que le récit des faits allume parfois chez l'écrivain qui les raconte. L'impartialité sera ma règle. L'acquisition de la Lorraine, conforme aux intérêts de la France et nécessaire à sa grandeur, fut l'oeuvre d'une politique profondément habile, moins soucieuse du droit que de la force, et plus nationale que scrupuleuse. Les efforts des ducs de Lorraine, de la noblesse et du pays entier, pour préserver leur commune indépendance ont été continuels et opiniâtres. La lutte soutenue pendant un temps si long, n'a pas été sans courage, sans quelque gloire, et surtout, sans beaucoup de souffrances. Moins qu'un autre, je ne voudrais ni être injuste pour la cause la plus faible, ni oublier les souvenirs qui honorent, dans le passé, une province devenue aujourd'hui si complètement française.“ Und in der That, diese Gesinnung geht durch das ganze Buch. Der Verfasser erfreut sich des territorialen Gewinns, den Frankreich gemacht hat, aber seine menschliche Sympathie gehört überall dem Schwachen und Unterdrückten; er läßt keinen Zweifel, auf welcher Seite sich das gute Recht befindet, und ist weit entfernt davon, die Herzoge wegen der Vertheidigung ihrer Selbständigkeit zu insultiren wie Herr Michiels. Auch bei der letzten Katastrophe ist die Haltung der beiden Autoren sehr verschieden.

*) Vol. I, p. 3.

Herzog Leopold, sehr überzeugt, daß endlich der Widerstand gegen Frankreich hoffnungslos sei, suchte seinem Sohne Franz durch die Vermählung mit Maria Theresia von Oesterreich anderwärts eine sichere und glänzende Existenz zu verschaffen, obgleich er wohl wußte, daß er dadurch die Annexion Lothringens beschleunigte, da Frankreich nimmermehr den Erben Oesterreichs in Nancy dulden würde. Herr von Haussonville hebt diese Erwägungen Leopold's hervor, und, um den Eindruck der Spoliation in etwas zu mildern, deutet er die Resignation, mit der Leopold das Unvermeidliche herankommen sieht, als eine Art von Einverständniß. Herr Michiels aber beeilt sich dann, aus einem Einverständniß solcher Art sofort einen förmlichen Rechtstitel für die französische Eroberung zu machen. Der Herzog war einverstanden, Oesterreich begünstigte seine Pläne, Frankreich hatte keinen Grund, sich zu widersetzen: so findet Herr Michiels alles in der schönsten Ordnung. In der That, eine Ordnung von höchster Sittlichkeit, ein Einverständniß von vollster Freiheit — ganz nach der alten Rechtsregel: coactus voluit, voluit tamen — das Einverständniß des Reisenden, der gegenüber dem Revolver des Räubers plötzlich den Wunsch empfindet, jenem seine Börse zu geben. Uebrigens schweigt Herr Michiels sehr weislich ganz und gar über den einen Punkt, der für die heutige Frage der einzig entscheidende ist, nämlich über die Verletzung des deutschen Reichs. Allerdings, hätte er davon geredet, so hätte er seine frühere Erörterung, daß Lothringen längst nicht mehr Provinz des Reichs, sondern ein unabhängiger Staat gewesen, selbst zu nichte gemacht. Ludwig XV. und Cardinal Fleury wußten dies besser. Die Friedensverhandlungen zeigen, daß

Lothringen erst jetzt Sitz und Stimme auf den Reichstag verlor, und die Abtretung an Frankreich nicht durch die Zustimmung des Herzogs oder Oesterreichs, sondern erst durch einen Beschluß des Reichstags rechtskräftig wurde.

Mit großem Stolze sieht sich dafür Herr Michiels an dieser Stelle in der Lage, der „Convoitise" der heutigen Deutschen eine zermalmende deutsche Autorität des vorigen Jahrhunderts entgegen zu halten. Es ist keine geringere als jene König Friedrich's II. von Preußen, des Fürsten, für den die Deutschen, sagt er mit Grund, ont une telle adoration qu'ils ne l'appellent pas Frédéric le Grand mais Frédéric l'Unique; l'opinion de ce prince devra donc leur sembler très-importante. Er druckt dann mit großer Genugthuung einen Abschnitt aus einer Abhandlung ab, welche Friedrich noch als Kronprinz im Jahre 1738, gleich nach der Abtretung Lothringens durch das deutsche Reich geschrieben hat. Und wirklich, welche Freude für die Herren Thiers und Girardin, Duruy und Dussieux und alle die sonstigen Verehrer der „limites naturelles", wenn Herr Michiels schon früher diesen Schatz gehoben hätte! Hier steht es also wörtlich zu lesen, aus der Feder des großen Preußenkönigs selbst: „du côté du Nord-Est, la France n'a d'autres limites que sa modération et sa justice. L'Alsace et la Lorraine, démembrées de l'Empire, ont reculé les bornes de sa domination jusqu'au Rhin. Il serait à souhaiter que le Rhin pût continuer à faire la lisière de leur monarchie." Es würde zuletzt nicht
Anstrengung nöthig sein, dies Ziel zu erreichen, setzt
sich hinzu; die Einverleibung Luxemburgs, Triers, Bel-
s, etwas diplomatische Geschicklichkeit, und die Sache wäre

erledigt. Was kann der größte Chauvinist in Frankreich sich Besseres wünschen? Dieser Friedrich, obgleich er, wie Herr Michiels klagt, zur germanischen Synagoge gehörte, hatte doch ein so richtiges Urtheil fast wie ein geborener Franzose. Ein ganz anderer Mann, nicht wahr, als heute sein unwürdiger Nachfolger, der durch und durch deutsche Kaiser Wilhelm?

Das Quid-pro-quo, das hier Herrn Michiels passirt, ist dann allerdings noch viel erbaulicher als alle seine früheren Schnitzer. Es ist aber auch unleidlich: selbst Friedrich II., trotz aller seiner französischen Bildung, bleibt doch immer noch so weit — deutsch, daß er zuweilen andere Dinge sagt, oder doch zu sagen scheint, als er denkt, ja daß er hier und da sogar sich der Redeform der Ironie bedient, welche zu verstehen einem so biedern Charakter wie Herrn Michiels nimmermehr zuzumuthen ist. Höchstens mag den Fürsten hier ein wenig entschuldigen, daß er im Jahre 1738 erst ein junger Mensch von kaum 25 Jahren war, und bei seiner Abhandlung noch nicht an eine ferne Zukunft dachte, in der so schlimme Mißverständnisse, wie die des Herrn Michiels, möglich werden könnten. Und immer ist es mir selbst bei Herrn Michiels zweifelhaft, ob sein Irrthum möglich geblieben wäre, hätte er nicht die unbesiegbare Gewohnheit, in jedem seiner Bücher stets nur eine oder eine halbe Seite zu lesen, und sich um den Zusammenhang der von ihm benutzten Werke nicht zu kümmern. In der That, jedes Mißverständniß ist unmöglich, wenn man die Abhandlung Friedrichs vollständig überblickt. Er schrieb unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens, durch welchen der künftige Gemahl Maria Theresia's Toscana erhalten, und dafür Lothringen an Frankreich zur Verfügung gestellt, Frank-

reich und Oesterreich also gewonnen und das deutsche Reich die Kosten der Ausgleichung bezahlt hatte. Demnach entwickelt seine Abhandlung die Nothwendigkeit für Deutschland, durch eine feste Verbindung seiner Fürsten sich gegen ähnliche Experimente in corpore vili, sowohl nach Osten als nach Westen, sicher zu stellen. Er zeichnet in scharfen Strichen die Gefahren, die von der einen wie von der andern Seite drohen. Was den französischen Ehrgeiz betrifft, so warnt er insbesondere vor der falschen Sicherheit, in die sich Mancher durch die sanften Mienen und friedfertigen Reden des damaligen leitenden Ministers, des Cardinals Fleury, habe einwiegen lassen. Er ist der Meinung, daß der Vergrößerungsbegier der französischen Regierung niemals zu trauen sei. Im Westen und Süden freilich bieten der Ocean und die Pyrenäen unüberschreitbare Grenzen. Aber solche Grenzen, fährt er fort, gibt es nicht auf der Seite des Nordosten. Dort hat Frankreich keine Schranken, als seine Mäßigung und seine Gerechtigkeit. Im Elsaß hat es schon den Rhein erreicht; es wäre zu wünschen (ist es nöthig hinzuzusetzen: im Sinne des französischen Ehrgeizes?), daß der Rhein auch weiterhin die Grenze bildete. Pour cet effet, il se trouve un petit duché de Luxembourg à envahir, un petit électorat de Trèves à acquérir par quelque traité, un duché de Liège par droit de bienséance; les places de la barrière, la Flandre et quelques bagatelles semblables devraient être nécessairement comprises dans cette réunion; et il ne faudra à la France que le ministère de quelque homme modéré et doux (nach der Art des Cardinals Fleury) qui, prêtant, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi, son caractère à la politique de sa

cour... conduire, à l'abri de déhors respectables, ses desseins à une heureuse issue.

Herr Michiels selbst ist doch etwas verwundert, daß Friedrich hier ganz Belgien als eine Bagatelle behandelt, daß er den Franzosen sogar die Unredlichkeit als Mittel der Eroberung selbst anräth. Aber er kommt nur zu dem Schlusse, daß diese Unredlichkeit einmal in seinem deutschen Charakter liege, und hier einzig die Stärke seines Wunsches bekunde, das linke Rheinufer in französischen Händen zu sehen. Was würde er gesagt haben, wenn er einige Blätter weiter gelesen, und dort Friedrich's ausdrückliches Votum gerade über unsere Frage, über Elsaß und Lothringen, kennen gelernt hätte?

Friedrich erzählt dort, wie Philipp von Macedonien allmählich die Unterwerfung von ganz Griechenland vorbereitet, und zu diesem Zwecke sich zunächst in den Besitz der Thermopylen und dann der Landschaft Phocis gesetzt habe. „Die französische Geschichte," bemerkt er darauf, „liefert uns ein genaues Gegenbild zu diesen Ereignissen des Alterthums. Man versteht, daß ich von der Erwerbung des Elsasses und Straßburgs reden will. Diese Bezirke waren einst die Thermopylen, das Bollwerk des deutschen Reichs. Lothringen, vor Kurzem eben erst einverleibt, entspricht durch seine Lage der Provinz Phocis. Eine solche Art des Eroberns, so ähnlich dem Verfahren Philipp's, deutet klar auf die Gleichheit der weiteren Entwürfe. Philipp blieb nicht in den Thermopylen stehen; er ging weiter. Es erinnert das auch an den König Pyrrhus, der keinen geringern Ehrgeiz hatte, als seine Herrschaft über den ganzen Erdkreis zu erstrecken." Der König führt dann aus, daß alles darauf ankomme, sich gegen Frankreich besser

vorzusehen, als es einst die Athener gegen König Philipp thaten.

Armer Herr Michiels! Ja, wir sind zufrieden mit der Autorität Friedrich des Einzigen, der, wenn er die äußere Macht dazu besessen, nicht lange gezaudert hätte, die französische Eroberung aus den deutschen Thermopylen, aus Elsaß und Lothringen hinauszuweisen. So weit seine Mittel reichten, haben seine Thaten seinen Worten entsprochen. Man weiß, daß Maria Theresia, falls man ihr Schlesien wieder verschaffte, Belgien einem bourbonischen Prinzen und Luxemburg der Krone Frankreich zugesagt hatte. Auf der andern Seite schloß Friedrich 1756 den Vertrag zu Westminster mit England zu keinem andern Zwecke, als die Invasion Rheinlands und Hannovers durch die Franzosen zu verhüten. Man kann sagen, daß Friedrich die furchtbaren Gefahren des siebenjährigen Krieges auf sich genommen hat, damit Belgien und in Folge dessen das linke Rheinufer nicht französisch werde.

IV.

Wie wir oben bemerkten, war nach der Annexion von 1648 und nach den Reunionen von 1681 immer noch ein volles Viertel des Elsasses, 254 Gemeinden mit 252,000 Einwohnern in deutschen Händen geblieben. Es war die Aufgabe der Revolution, diesen letzten Rest der tausendjährigen Gemeinschaft zu entreißen, und, damals im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit, mit Frankreich zu verbinden. Die Decrete, wodurch dies in den Jahren 1789 und 1790 geschah, finden sich in jeder Sammlung der älteren französischen Gesetze; die Verhandlungen, welche zu denselben führten, stehen in voller Ausführlichkeit im Moniteur und anderwärts. Es spielt auch hier wieder die volle Souveränetät, welche Frankreich im Frieden von Münster eingeräumt worden war, ihre zum zweiten Male verhängnißvolle Rolle, und nicht weniger bemerkenswerth ist auch heute noch für uns eine Rede des Abgeordneten Merlin, worin er versichert, es gebe eigentlich kein deutsches Reich, sondern nur eine freie Agglomeration selbständiger Staaten, mit deren jedem gesondert Frankreich sich auseinanderzusetzen habe, ganz so wie vor einigen Jahren Herr Thiers von der nation badoise redete, deren Annexion an ein deutsches Reich Frankreich niemals dulden dürfe, ganz so wie wir oben Herrn

Michiels für das gute Recht Frankreichs plaidiren hörten, ein Stück Landes nach dem andern aus jener lockeren Agglomeration herauszuziehen und sich anzueignen. Vermittelst solcher Argumente wurden also, nicht in grauem Alterthum, sondern noch vor den Augen vieler jetzt lebender Menschen, mehr als 200,000 Deutsche von ihrem Vaterlande völlig getrennt. Es war der erste Schritt zu den furchtbaren Kriegen, die von 1792 bis 1815 den europäischen Continent erschütterten, und auch dies ist wieder charakteristisch für die Art und Weise unserer gallischen Nachbarn, daß sie bis zum heutigen Tage keine andere Ursache des Revolutionskriegs als die angebliche Pilnitzer Convention kennen, und es ihnen gar nicht einmal in den Sinn kommt, jene letzte große Reunion im Elsaß als Kriegsfall für Deutschland gelten zu lassen, ja wie auch nur als solchen zu erwähnen. Wie sollten sie auch? Nach ihrer unbefangenen Selbstgefälligkeit erscheint ihnen die Annexion an Frankreich als ein Ausdruck des Wohlwollens der großen Nation und das sonst verständige Deutschland kann doch im Ernste keinen Krieg beginnen, weil einige seiner Söhne in die französische Familie und damit in die beste Gesellschaft der Welt aufgenommen worden sind. Allerdings haben die deutschen Reichsstände, welche dieses Schicksal traf, ebenso lebhaft und zähe im Jahre 1791 dagegen protestirt, wie einst ihre Nachbarn gegen die Reunionspolitik Ludwig XIV.: auch verkündeten die französischen Demokraten von 1790 ebenso feierlich wie die Republikaner von 1871 das Recht der Selbstbestimmung der Menschen, und verabscheuten in pomphaften Verkündigungen die brutale Gewalt der Eroberung. Da nun aber auf dieser Welt keine Regel ohne Ausnahme ist, ja nach einem bekannten Worte die

Regel durch die Ausnahme bekräftigt wird, so nahmen sie von jenem Gebote der Uneigennützigkeit ein einziges Volk aus, nämlich sich selbst, und annectirten demnach mit dem besten Gewissen von der Welt zuerst die deutschen Besitzungen und Hoheitsrechte im Elsaß, und dann Savoyen und Nizza, und dann Belgien und Lüttich, und dann alle die Bagatellen des Rheinlandes, bis endlich Napoleon erschien, und zu den Bagatellen halb Europa hinzunahm. Um so mehr aber bleibt nach französischer Auffassung anderwärts die allgemeine Regel bestehen: fremdes Land zu erobern ist unerlaubt, und nun gar französische Eroberungen zu revindiciren, das ist, wie uns heute Herr Michiels erklärt*), une extravagance, une sottise et une indignité.

Im übrigen, wie sich versteht, beschäftigt sich Herr Michiels nicht mit den Elsasser Annexionen der Revolutionszeit. Die Thatsache ist ihm unbekannt geblieben, und mußte ihm unbekannt bleiben, nachdem er einmal der Ueberzeugung lebte, das ganze Elsaß sei schon 1648 an Frankreich überlassen worden. Auch ist es gewiß, für die Kraft der französischen Besitztitel nimmt es sich viel stattlicher aus, wenn man kurzweg sagt, Lothringen sei seit 318 und Elsaß seit 222 Jahren französische Provinz, als wenn man die wirkliche Thatsache erzählt, daß die französischen Uebergriffe seit 1552 schrittweise, 1648, 1681, 1737 vorgedrungen, und 1791, oder genauer erst mit dem Luneviller Frieden 1801 zum Abschlusse gekommen sind. Unaufhörlich wiederholt also Herr Michiels jene 318 und 222 Jahre, und betont die lange, unvordenkliche Verjährung, welche

*) P. 69.

hier Frankreich zu Gute komme, die Gefahr für das Völkerrecht in ganz Europa, für den Besitzstand aller Mächte, wenn die Revindicationen über drei Jahrhunderte zurückgreifen dürften. Verhielten sich die Dinge wirklich so, wie er sie schildert, so würde man deutscher Seits immer zurückfragen können, ob es gerade Frankreich erlaubt sei, diese Principien aufzustellen, nachdem alle französischen Parteien ohne Ausnahme auch in unsern Tagen wieder alle linksrheinischen Länder als altes gallisches Land begehrt, und so ihre Revindicationen nicht über drei, sondern über zwanzig Jahrhunderte ausgedehnt haben? Glücklicher Weise aber bedürfen wir, was Elsaß und Lothringen betrifft, dieser Erörterung überhaupt nicht. Wir haben gesehen, daß hier dem französischen Besitze zu einer rechtlichen Verjährung nicht weniger als alles fehlt, guter Glauben, gesetzlicher Titel, und vor allem lange Dauer. Was sich durch drei Jahrhunderte fortgesetzt hat, ist nicht die Verjährung, sondern die Beraubung, und es ist einleuchtend, daß jede neue Beraubung die begonnene Verjährung der vorausgegangenen wieder unterbrechen mußte. Es ist ein unbezweifelter Grundsatz des Völkerrechts, daß mit dem Ausbruche eines Krieges zwischen zwei Nationen alle früher abgeschlossenen Verträge erlöschen, und dann erst der neue Friedensvertrag das alleinige Maß für ihre künftigen Rechtsverhältnisse bildet. So haben die stets erneuerten Angriffe der Franzosen jeden frühern Vertrag für Deutschland wieder aufgehoben; es sind leere Worte, wenn uns Herr Michiels heute noch die Feierlichkeit und Heiligkeit unserer Abtretungen von 1648 oder 1697 zu Gemüthe führt; für unser Verhältniß zu Frankreich gibt es in unserer Zeit keinen anderen Rechtstitel als vor dem 19. Juli 1870 die

Verträge von 1815, und seit jenem Tage die Schärfe des Schwertes.

Herr Michiels appellirt nun freilich auch an jene Verträge von 1815 selbst, um uns die Gehässigkeit der Zurückforderung von Elsaß und Lothringen anschaulich zu machen. Ich bedauere es sagen zu müssen, er beweist auf's neue wie zu 1552 und 1648, daß es ihm ein Leichtes ist, über Verhandlungen und Verträge zu berichten, ohne einen Blick in die betreffenden Urkunden und Bücher geworfen zu haben. Hätte er sich dieser allerdings nicht immer mühelosen Arbeit unterzogen, so würde er weder von 1814 noch von 1815 die dreiste Behauptung gewagt haben, daß damals kein Mensch daran gedacht oder davon geredet hätte, dem besiegten Frankreich Lothringen oder Elsaß abzunehmen. „En a-t-on soufflé mot?“ fragt er. „Un seul orateur, dans le congrès des puissances européennes, a-t-il revendiqué les malheureux territoires?“ . . Nein. „On ne lui reprocha pas (à la France) d'avoir volé l'Alsace et la Lorraine, on ne lui en contesta pas la légitime possession.“

Nun, hienach ist es gewiß, daß ihm die Geschichte dieser Verträge ein unbekanntes Land ist. Denn im entgegengesetzten Falle würde er wissen, daß die Verhandlungen zwischen den alliirten Mächten, welche 1814 zu dem ersten Pariser Frieden führten, bis heute überhaupt unbekannt sind, daß sich also ein Jeder lächerlich macht, welcher über deren Inhalt positive Behauptungen liefert*). Zudem, was würde für unsere

*) Auch Thiers, hist. du consulat etc. Vol. XVIII, weiß nur, was er aus den französischen Berichten lernen konnte, und diese geben natürlicher Weise keine Auskunft über die Erwägungen unter den Alliirten selbst.

So schrieb ich 1871. Jetzt wissen wir, daß Stein und Hardenberg bereits 1814 die Herausgabe des Elsasses gefordert haben.

Frage daraus folgen, wenn damals wirklich keine Stimme den Elsaß und Lothringen begehrt hätte? Der Krieg war begonnen worden von dem kaiserlichen Frankreich, welches Lübeck, Amsterdam und Rom zu seinen Städten zählte; hier konnte es schon für einen ungeheuern Gewinn gelten, wenn man seinen Umfang auf die Grenzen von 1790 zurückführte. Als dann aber dieses alte Frankreich den Sturm der hundert Tage durchgemacht, als es zur Verhandlung des Friedens von 1815 kam, dann soll wieder niemand von Elsaß und Lothringen geredet haben? Hier liegen nun die Verhandlungen der Mächte beinahe vollständig der Oeffentlichkeit vor; der Briefwechsel der Lords Castlereagh und Wellington mit dem Minister Lord Liverpool ist gedruckt; die Biographie des Freiherrn vom Stein, Schaumann's Geschichte des zweiten Pariser Friedens, Bernhardi's Geschichte Rußlands seit 1815 lassen keinen Punkt der Unterhandlung im Dunkeln. Es zeigt sich, daß das Ministerium und die öffentliche Meinung in England die Herausgabe der Eroberungen Ludwig's XIV. forderten, daß Oesterreich und Preußen, Baiern und Württemberg alle Kraft aufboten, um Elsaß und Lothringen für Deutschland zurückzugewinnen, daß die Stimme der Nation in Deutschland in dieser Beziehung die englische noch an Energie überbot. Und diesen längst gedruckten, längst bekannten Thatsachen gegenüber versichert Herr Michiels mit magistraler Sicherheit, kein Mensch habe an die Zurückforderung jener Provinzen gedacht. Ebenso wenig ist es dann ein Geheimniß, weshalb trotz jener Anträge Deutschland damals die Herstellung seiner Einbußen nicht erlangte, und die Erinnerung daran ist auch heute lehrreich genug. Einmal hatte sich Lord Castlereagh von Fouché und Talleyrand einreden lassen,

die legitime Herrschaft der Bourbonen würde in Frankreich völlig unpopulär und deshalb ohne Festigkeit und Dauer sein, wenn sie mit einer Gebietsabtretung beginnen müsse. Um also Europa vor weiteren Umwälzungen zu bewahren, begehrte Castlereagh die Integrität des damaligen französischen Gebietes. Es ist derselbe Spruch, wie man sieht, der auch heute so oft wiederholt wird: eine französische Regierung, welche beim Friedensschlusse eine Scholle opferte, würde damit in Frankreich unmöglich, und so in nächster Zeit ein neuer revolutionärer Ausbruch sicher sein. Die Weisheit dieser Schlußfolgerung ist nun durch die Erfahrung von 1815 nicht eben in glänzender Weise bestätigt worden: damals hat man zur Beschwichtigung der revolutionären Leidenschaft Frankreich Elsaß und Lothringen gelassen, und schon fünf Jahre nachher war das Land mit revolutionären Verschwörungen erfüllt, und noch zehn Jahre weiter die Dynastie Bourbon durch einen revolutionären Ausbruch des größten Stiles gestürzt. Sollte es sich hienach nicht gerade empfehlen, einmal den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, und nicht in der Pflege des französischen Stolzes, sondern in der Stärkung der deutschen Grenze die nöthige Bürgschaft für die Ruhe Europas zu suchen?

Auch unter den Staatsmännern von 1815 war im Grunde diese Meinung die vorherrschende, und nimmermehr hätte es Lord Castlereagh davon getragen, wäre ihm nicht aus himmelweit verschiedenen Beweggründen ein Bundesgenosse von entscheidender Macht zur Seite getreten. Es war Kaiser Alexander von Rußland, auf welchen in dieser Richtung ein doppelter Einfluß wirkte. Einmal hatten ihn die Damen Krüdener und Lezay-Marnésia mit schwärmerisch-religiösen Gedanken erfüllt

aus welchen bald nachher die heilige Allianz hervorwuchs, und diesen Gefühlen schien Demuth im Siege, Milde gegen den Besiegten und warme Freundschaft mit Frankreich angemessen. Dann aber hatte Graf Capodistrias den Ehrgeiz des Kaisers für die Befreiung Griechenlands und die Umwälzung des Orients entflammt; man befürchtete damals auf diesen Wegen Hinderung durch England und die deutschen Mächte, und wünschte sich die Zuneigung eines starken Frankreich zu sichern. Endlich aber fand Alexander es dem russischen Interesse entsprechend, Deutschland nicht völlig sicher gegen Frankreich zu stellen, damit es in dieser Gefahr stets auf russische Hülfe angewiesen und damit von Rußland abhängig sei. Aus diesen Gründen also blieb Elsaß und Lothringen bei Frankreich; damit die heilige Allianz zu Stande komme, Rußland im Orient allmächtig werde, Deutschland unter dem herrschenden Einflusse des Czaren bleiben müsse.

Diese Thatsachen sind unzweifelhaft und seit Jahren der Oeffentlichkeit übergeben. Das hindert aber auch heute eine Menge ehrlicher Liberaler und Republikaner, insbesondere in England, durchaus nicht, aus Leibeskräften gegen unsere Forderung einer gesicherten Grenze deshalb zu protestiren, weil jede Stärkung Deutschlands nur ein Gewinn für Rußland sein würde. Kaiser Alexander war, wie man gesehen hat, der entgegengesetzten Meinung. Er wünschte, wie Freiherr vom Stein es ausdrückte, im Interesse der russischen Macht Deutschland verwundbar zu erhalten, und ohne Zweifel würde er mit großem Behagen erfüllt werden, wenn er sähe, wie jetzt die hitzigsten Feinde seines Nachfolgers seine deutsch-französische Politik den Londoner Massenmeetings anpreisen. Zum Glücke Europas hat

Alexander's Neffe eine bessere Einsicht in die Wahrheit der Verhältnisse als der Oheim. Er hat die Unzuverlässigkeit des einst begünstigten Frankreich in blutigen Proben kennen gelernt; er weiß es, daß es besser ist, der Freund eines starken und selbständigen, als der Lenker eines abhängigen und abgeneigten Deutschland zu sein.

V.

Indessen, verhalte es sich um die Entstehung dieser Verträge, wie es wolle, Deutschland hat seine Zustimmung dazu gegeben, und 1815 noch einmal auf Elsaß und Lothringen verzichtet. Die Behauptung des Herrn Michiels geht nun dahin, daß Frankreich beim letzten Kriege nur scheinbar der Angreifer, in Wahrheit der gedrängte Theil gewesen sei, daß dieser Krieg uns also auch keinen gerechten Grund zur Rückforderung der beiden Provinzen gebe.

Die Verträge von 1815, welche Süddeutschland den Batterien von Straßburg wehrlos bloßstellten, Preußen in zwei getrennte Massen zersplitterten, und die deutsche Bundesverfassung zu trübseliger Ohnmacht gestalteten, konnten unmöglich bei dem deutschen Volke oder den deutschen Staatsmännern populär sein. Dennoch hat Deutschland, der Ruhe und des Friedens bedürftig, sie mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet. Weder die preußische Regierung noch die öffentliche Meinung hat in dieser Zeit die leiseste Feindseligkeit gegen Frankreich erkennen lassen. Es war nicht Preußens Schuld, daß 1830 der belgische und der polnische Aufstand zwei der wichtigsten Schöpfungen von 1815, das Königreich der Niederlande und die polnische Verfassung, zertrümmerten. Es war

nicht Preußens Schuld, daß im Jahre 1840 das Ministerium Thiers wegen ägyptisch-türkischer Differenzen das Rheinland mit einem französischen Angriff bedrohte, und dadurch bei unserer Nation alle Erinnerungen an das Unheil der napoleonischen Zeit und an die Annexionen Ludwig XIV. wieder wachrief. Kaum aber war durch Louis Philippe's Besonnenheit die Kriegswolke zerstreut, so erloschen auch sofort in Deutschland alle Gedanken an Elsaß und Lothringen wieder; wenn man uns in Ruhe ließ, so hatte kein Nachbar von unserem Ehrgeiz etwas zu befahren. Vor Allem die preußische Regierung war bemüht, mit dem mächtigen Nachbarn im Westen auf gutem Fuße zu bleiben. Wie König Friedrich Wilhelm III. noch 1830 unermüdlich für die Anerkennung Louis Philippe's gewirkt hatte, so fand sich auch Friedrich Wilhelm IV., trotz seines Abscheus gegen die Februarrevolution, in die Anerkennung der Republik, und hielt die gleiche Entschließung nicht zurück, als Napoleon III. in offener Verletzung der Verträge von 1815 den französischen Thron bestieg. Man weiß, daß beim Ausbruche des Krimkriegs das Herz des Königs der Unterstützung der Muhamedaner widersprach, sein Verstand das englische Programm für die Regeneration des Orients als völlig aussichtslos betrachtete. Wenn hienach alle seine Sympathien seinem kaiserlichen Schwager gehörten, so hat er doch mit einer fast ängstlichen Sorgsamkeit jeden feindseligen Schritt gegen die Westmächte vermieden, und deren Sache in einem wichtigen Punkte durch seinen Allianzvertrag mit Oesterreich sogar sehr wirksam unterstützt. Nicht anders war die Haltung seines Bruders und Nachfolgers gegen Frankreich. Im Jahre 1859 setzte er sich lieber dem lebhaftesten Zorne eines großen Theiles der deutschen Bevölkerung

aus, als daß er Deutschlands Kräfte ohne weiteres den italienischen Interessen Oesterreichs gegen Frankreich zur Verfügung gestellt hätte; er mobilisirte die preußische Armee erst dann, als die französische unmittelbar an den Grenzen des deutschen Bundeslandes erschien. Mit einem Worte, es würde unmöglich sein, in dieser ganzen Zeit den kleinsten Umstand nachzuweisen, der auch nur den Schatten einer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich bei den preußischen Machthabern oder der preußischen Bevölkerung zeigte. Wie es in der Natur der Dinge lag, waren die beiden Mächte nicht immer gleicher Ansicht bei großen Fragen der europäischen Politik, immer aber gelang es, jede ernste Reibung zu verhüten und schließliches Einvernehmen herbeizuführen. Wie haben noch 1863 in Deutschland selbst hier die Schutzzöllner, dort die Partisane Oesterreichs über den preußisch-französischen Handelsvertrag getobt, dessen Abschluß dann in kürzester Frist die friedlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern so unendlich vervielfältigte. Die deutschen Fabrikanten studirten seitdem auf den großen Ausstellungen mit Anerkennung und Nacheiferung die großen Fortschritte der französischen Industrie; die französische Regierung sandte ihre Commissare nach Deutschland, um dort Materialien für die Verbesserung ihres Unterrichtswesens zu gewinnen; die Literatur beider Länder stand in einem äußerst fruchtbaren Austausch der Forschungen und Anregungen wie in keiner frühern Zeit. Optimistische Gemüther hielten bereits die Verflechtung der Interessen bei den beiden Nationen für so stark, daß ihnen ein [illegible]g zwischen denselben in der Zukunft undenkbar erschien. [illegible]nfalls waren die bittern Stimmungen von 1813 aus beiden [illegible]völkerungen verschwunden. Hier und da hörte man einen

französischen Autor von den natürlichen Grenzen reden; sicher ist, daß in Deutschland keine Seele mehr an die Revindication des Elsaß dachte.

Wodurch ist dieser Zustand tiefen Friedens und aufrichtiger Annäherung in sein verhängnißvolles Gegentheil verwandelt worden?

Wir haben es schon gesagt, durch die Anmaßung Frankreichs, uns die Reform unserer Bundesverfassung zu verbieten, durch eine Anmaßung, deren erste Andeutung für Deutschland eine Beleidigung, deren thatsächliche Verwirklichung der gerechteste Kriegsfall sein mußte.

Man wird es Herrn Thiers und Favre und Michiels ohne weiteres zugeben, daß es für Frankreichs Macht und Ehrgeiz eine Annehmlichkeit war, ein zersplittertes und schwaches Deutschland zur Seite zu haben. Man müßte, schrieb General Bonaparte 1797 dem Directorium, das heilige römische Reich eigens für uns erfinden, wenn es nicht schon existirte. Da nun Frankreich sich auch an seiner Pyrenäen- und Alpengrenze der gleichen Gunst des Glückes erfreute, da der spanische Nachbar noch schwächer, und der italienische noch zerrissener als der deutsche war, so lebte sich das französische Volk allmählich in die Vorstellung ein, dies sei die normale Ordnung Europa's, ein einheitliches und starkes Frankreich, umgeben von einer Clientel ohnmächtiger und abhängiger Kleinstaaten. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Begeisterung seine Wortführer die Vorzüge und den hohen Werth der kleinen Staaten zu schildern wissen, stets unter der stillschweigenden Voraussetzung, (das ist selbstredend), daß das große Frankreich als Regulator und Director unter ihnen stehe. So ignorirten sie vollständig, daß es in

Europa eine deutsche, eine italienische Nation so gut wie eine französische gab. Sie affectirten, nur eine nation prussienne, saxonne, badoise u. s. w. zu kennen, und dann ihr Verbot deutscher Einheit mit dem schönen Titel der Beschützung nationaler Unabhängigkeit zu schmücken *). Sie waren entrüstet, daß die nation badoise ihnen diese Großmuth gar nicht danken wollte, und hatten, wie es schien, nicht die leiseste Ahnung von der Schwere der Injurie, welche ihr Verfahren für die nation allemande in sich schloß. Man erinnert sich, mit welcher Energie und Ausführlichkeit die Herren Thiers und Favre seit 1864 in allen Sessionen des gesetzgebenden Körpers die französische Einmischung in die deutsche Verfassungsfrage gefordert, welchen unermeßlichen Wiederhall in Frankreich diese Reden gefunden haben. In dem Munde jedes Franzosen war die Phrase: il nous faut une satisfaction pour Sadowa. Bei dem Prager Frieden hatte Herr Benedetti auf die Redaction einiger Artikel Einfluß geübt; schließlich aber hatte Frankreich den Vertrag weder unterzeichnet noch garantirt. Dennoch verstand es sich jedem Franzosen von selbst, daß jede Verletzung des Prager Friedens ein Kriegsfall für Frankreich sein müsse. Der Prager Friede band der Natur der Sache nach seine Contrahenten, verpflichtete also Preußen, den Süddeutschen volle Freiheit ihrer Bewegung zu lassen; er konnte aber keinem Dritten bindende Vorschriften auferlegen, und folglich den süddeutschen

*) Vgl. Thiers Reden 13. April 1865 (über die römische Frage): si les Badois voulaient .... se donner à la Prusse, est-ce que vous y consentiriez? Si les Saxons ... voulaient se donner à la Prusse, est-ce que vous consentiriez? La France, ruft er 3. Mai 1866, a le droit de s'opposer à une telle oeuvre (der deutschen Einheit). Ebenso 14. März 1867.

Staaten den Eintritt in den norddeutschen Bund nicht verbieten. Nichts desto weniger hörte man unaufhörlich in Frankreich die Lehre verkündigen, daß der Eintritt der süddeutschen Staaten sofort der Spitze des französischen Schwertes begegnen müsse. In Deutschland hat man dieses Treiben mit einer seltenen Geduld ertragen, mit einem Gefühl gemischt aus Unwillen und Verwunderung; man verstand es nicht, wie sonst so geistreiche und liebenswürdige Menschen sich zu so beleidigender Anmaßung verirren, und sich dabei, wie der Augenschein lehrte, in dem besten Glauben der Welt befinden konnten. In der That, sie meinten ganz ehrlich, Deutschland eine Wohlthat zu erweisen, wenn sie es unter der Vormundschaft ihrer überlegenen Einsicht hielten; sie wußten so trefflich Bescheid in den deutschen Verhältnissen, daß sie nur das dringendste Bedürfniß des deutschen Volkes zu befriedigen wähnten, wenn sie jene Hälfte Deutschlands, die man Preußen nennt, zu Grunde richteten. Daß die Deutschen der andern Hälfte lieber von dem deutschen Könige Wilhelm als von einem ausländischen Einfluß beherrscht sein wollten, hielten sie für unmöglich. Und vollends wäre es ihnen absurd vorgekommen, wenn ein Deutscher sie etwa durch die Rückfrage hätte aufklären wollen, was denn *sie* wohl empfinden würden, wenn Deutschland über die französische Verfassung mitzusprechen, oder etwa die Communen der nation Champenoise gegen den Despotismus der Pariser Minister in Schutz zu nehmen strebte. Sie hätten den Mann für verrückt erklärt, welcher auf solche Art für Deutschland die Privilegien „der großen Nation“ in Anspruch genommen hätte.

Herr Michiels excellirt in dieser Beobachtungsweise. Er kennt ganz genau das Gesetz der historischen Entwicklung, welches

in ganz Europa aus der feudalen Zersplitterung die großen Staatskörper hervorgebracht hat. Dies Gesetz war nach ihm allgemein, evident, unaufhaltsam. „Toutes les monarchies des temps modernes, ruft er *), se sont formées par une suite d'annexions. La féodalité avait une tendance générale, à diviser les territoires, à disperser les forces des nations. Chaque noble s'isolait dans son fief, et autant que possible, agissait en souverain absolu. Pour constituer de grands peuples, pour réunir les membres épars des nationalités, il fallut donc un travail immense, périlleux qui tantôt employait la force, et tantôt employait la ruse.“ So geschah es in Großbritannien, Spanien, Portugal, Frankreich. Es dünkt Herrn Michiels überflüssig, über die Nothwendigkeit und die Berechtigung dieses großen Unificationsprozesses noch ein Wort zu verlieren. „Aucune loi historique n'a plus régulièrement fonctionné en Europe, depuis que l'éparpillement du moyen-âge a fait place à la concentration moderne.“ Triumphirend fragt er, ob man es in diesem historischen Zusammenhange den französischen Königen verdenken könne, wenn sie bei der Erstrebung eines solchen legitimen Ziels nicht immer die Gesetze der individuellen Moral beobachtet, und auch hier und da, in Elsaß und Lothringen, ihre Hand nach deutschem Gute ausgestreckt hätten? Welche Monarchie in Europa sei tugendhafter gewesen? Wer dürfe einen Stein auf Frankreich werfen?

Wir haben nichts einzuwenden. Die Unification der großen Nationen in Europa war eine historische Nothwendigkeit und

---

*) P. 72.

die Epochen der Weltgeschichte werden gewöhnlich auf dieser Erde nicht mit Milch und Rosenwasser, sondern mit Feuer und Blut eröffnet. Was uns bei dem scharfsinnigen Autor in Erstaunen setzt, ist nur der eine Umstand, daß bei ihm der historische Prozeß mit England, Spanien, Frankreich abbricht, und nun plötzlich, was für diese Völker recht und nothwendig war, für Deutschland, und wohl auch für Italien, zum Verbrechen wird. Die Hohenzollern haben in Deutschland genau dasselbe gethan, was die französischen Könige in Frankreich; sie haben „employé tantôt la force, tantôt la ruse" pendant „leurs efforts prodigieux" pour constituer un grand peuple. Hier aber sieht Herr Michiels kein historisches Gesetz, sondern „un boa constrictor", „un état qui ronge les états voisins comme une lèpre et un cancer"; „l'ulcère grandit toujours"; „la bête immonde se réveille, elle a une faim terrible." Soweit wir sehen, besteht der hauptsächliche Unterschied zwischen beiden Vorgängen darin, daß die französischen Könige 300 Jahre lang deutsches Gut sich angeeignet, die Hohenzollern niemals französischen Provinzen nachgetrachtet haben. Für Herrn Michiels liegt die Sache einfacher. Die französischen Monarchen haben für Frankreichs europäischen Primat gearbeitet; die Hohenzollern und die deutsche Einheit sind diesem Primate hinderlich. Also gebührt jenen Ehre und Ruhm, diesen der Krebs und der Aussatz.

Auf diesem Standpunkte ist ihm denn auch die Entstehung des Krieges von 1870 überraschend klar. Daß Frankreich bei dem Prager Frieden intervenirt, ist ihm selbstverständlich, daß es die Vereinigung der Südstaaten mit Preußen nicht dulden konnte, bedarf gar keiner Erörterung. Herr von Bismarck aber

begehrte die Südstaaten. Um den Prager Frieden hinfällig zu machen, beschloß er, sich von Frankreich zu gelegener Zeit angreifen zu lassen. Vorher ließ er durch ein Bataillon von „scribes teutoniques“ den Süddeutschen erzählen, daß Frankreich ihr Erbfeind sei, sie in frühern Zeiten mißhandelt, deutsche Provinzen erobert habe. Diese Sottisen wurden von der unwissenden Menge beklatscht. Darauf ging Bismarck an's Werk, sich den gewünschten Angriff durch Frankreich einzurichten. „L'araignée tendit sa toile; et plein de confiance dans les lumières qu'il n'avait pas, le moucheron impérial vint s'y précipiter.“

Herr Michiels vergißt, irgend einen der „scribes“ zu nennen, die vor dem 15. Juli 1870 den Süddeutschen vom Elsaß geredet. Er vergißt irgend einen Beweis für den Satz beizubringen, daß Herr v. Bismarck der Urheber der Candidatur Hohenzollern gewesen. Er vergißt, der einstimmigen Verurtheilung der Gramont'schen Kriegspolitik in Europa, und des tausendstimmigen Jubels in allen französischen Departements Erwähnung zu thun. So wird es wohl bei der Thatsache bleiben, daß Frankreich den Krieg von 1870 begonnen hat, ohne irgend eine Herausforderung von unserer Seite, ausgenommen die eine, daß Deutschland sich constituirte nach seinem Willen, und nicht nach den Winken Frankreichs. Frankreich hat uns zum Kriege der nöthigsten Vertheidigung gezwungen; es ist unser einfaches Recht, nach dem Siege unsere Grenzen zu verbessern, zumal wenn wir durch diese Aenderung nur unser ehemaliges Eigenthum zurücknehmen, wenn wir nach beispiellosen Erfolgen, nach der vollständigen Unterwerfung des Gegners uns eine unter solchen Umständen wieder beispiellose Mäßigung

auferlegen, und uns mit einem Grenzstreifen von Basel bis Luxemburg von fünf Meilen Breite begnügen. Es ist sehr leicht, über die Wildheit und Raubsucht der modernen Vandalen in das Blaue hinein zu declamiren; es wird sehr schwer sein, in aller Geschichte aus entsprechenden Verhältnissen ein zweites Beispiel gleicher Selbstbeschränkung nachzuweisen.

Indem wir durch den Friedensvertrag Frankreich auf seine Einwohnerzahl von 1859, vor seinen italienischen Eroberungen, zurückbringen, kann nur ein Fanatiker oder ein Thor behaupten, daß wir damit seine Existenz, oder auch nur seine Stellung als Großmacht zerstörten. Was Deutschland in Frankreich für immer zu vernichten wünscht, ist jener Schwindel der Selbstüberhebung, welche nicht die eigene Größe und Unabhängigkeit, sondern die Schwäche und Zersplitterung aller Anderen für den normalen Zustand hält und der eigenen Nation eine privilegirte Stellung hoch über dem Range jedes anderen Volkes beilegt. Erst dann glauben wir uns und Europa vor den bisherigen Erschütterungen gesichert zu haben. Und wahrhaftig, Frankreichs wahres Gedeihen wird nicht leiden, sondern genesen, es wird an politischer Gesundheit, militärischer Kraft und Gediegenheit der Cultur nur gewinnen, wenn es nicht mehr nach einer großen Vormundschaft über die Völker, sondern nach brüderlichem Verkehr mit seines Gleichen strebt. Nur deshalb haben wir die Unerträglichkeit des früheren Zustandes betont, weil uns der Beginn dieser besseren Zukunft am Herzen liegt.

VI.

Fügen wir noch ein Wort hinzu über die Nationalität und die Wünsche der Elsasser und Lothringer selbst.

Herr Michiels hat über diesen Punkt ebenso besondere Vorstellungen, wie über alle anderen historischen Thatsachen. Lothringen, sagt er, ist seit der Thronbesteigung des Hauses Anjou-Guise durch und durch französisch geworden. Er scheint nichts davon erfahren zu haben, daß der von ihm so hoch verehrte Dom Calmet für das 13. wie für das 18. Jahrhundert sehr ausdrücklich bezeugt*), qu'une partie de la Lorraine parle l'Allemand et l'autre le Français et sur les frontières la plupart des peuples parlent les deux langues. Und sollte er, um dies zu wissen, erst des alten Benedictiners bedürfen? Sollte er nie davon gehört haben, daß noch heute die nordöstliche Hälfte des Landes l'Allemagne im Volksmunde heißt, daß dort die Bevölkerung fast ungemischt deutsch ist, daß bis zum Jahre 1748 alle amtlichen Verfügungen in deutscher Sprache erlassen, aller Unterricht in deutscher Sprache ertheilt, alle Gerichtsverhandlungen in deutscher Sprache gepflogen wurden? Noch wunderlicher aber ist seine Versicherung,

*) Histoire II, 229.

daß das Volk des Elsasses zwar einen deutschen Jargon rede, aber seiner Abstammung nach so wenig germanisch sei, wie etwa die in Deutschland lebenden Juden — beiläufig gesagt, wenn Herr Michiels hienach die Juden noch heute für Ausländer in ihren jetzigen Wohnsitzen hält, so hätte er allen Grund gehabt, für Frankreichs nationale Unabhängigkeit die größte Gefahr nicht in der preußischen Invasion, sondern in der republikanischen Regierung der Herren Cremieux und Jules Simon zu sehen. Doch, im Ernste, für welchen Stammes hält er die Elsasser? Es sind nach ihm die Nachkommen der alten Gallier, die ja bekanntlich vor 1000 Jahren das ganze linke Rheinufer bewohnten, und noch aus dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bringt er ein Zeugniß bei, daß selbst in Trier damals die gebildeten Classen lateinisch, die Masse des Volkes aber gallisch gesprochen habe. In der That, das Zeugniß ist scharfsinnig gewählt, gerade aus den letzten Jahren vor der großen Völkerwanderung, welche die Alamannen nach dem Elsaß geführt hat. Daß diese, einmal hier eingedrungen, in den Wirren hundertjähriger Kämpfe die alte Bevölkerung vernichtet und das Land vollständig germanisirt haben, daran hat bis auf Herrn Michiels die historische Wissenschaft niemals gezweifelt. Der größte Gelehrte, den Elsaß im 15. Jahrhundert hervorgebracht hat, Wimpfeling, weist mit patriotischer Entrüstung jeden französischen Anspruch auf den Elsaß zurück; er fragt, ganz richtig den entscheidenden Punkt betonend, wie viele Ortsnamen romanischer oder gallischer Ableitung im Elsaß zu finden seien, und auch heute dürfen wir vor jeder sonstigen Discussion erst abwarten, welche Antwort Herr Michiels auf diese Frage zu geben weiß. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß

jenseit der Vogesen, sondern mit den Badensern jenseit des Rheins. Der Strom ist für das sociale Leben der Völker kein Mittel der Trennung, sondern der Verbindung, während das Gebirge den Verkehr in jeder Hinsicht erschwert. „La forme et les propriétés du sol“ weisen also ebenso wie die Sprache und die Race die Elsasser zu der politischen Verbindung mit Deutschland und nicht mit Frankreich. Die Rheingrenze war eine Grenze gegen die Natur; die wahre natürliche Grenze sind die Vogesen und nicht der Rhein.

Wir wissen allerdings, daß die Lothringer seit 1766 und die Elsasser seit 1801 gute Franzosen geworden sind, und heute, in ihrer Mehrzahl, der Wiedervereinigung mit ihrem Vaterlande widerstreben. Zunächst sehen wir darin ein Gefühl, dem wir unsere Achtung nicht versagen. Sie sind geboren und erwachsen in der großen französischen Gemeinschaft; sie müßten Menschen überhaupt ohne Gemeinsinn und Patriotismus sein, wenn sie sich nicht trotz ihrer deutschen Sprache heute als Franzosen fühlten. Aber wir hoffen auf die Kraft der Natur, die man für eine Weile in künstliche Canäle ablenken kann, die aber nach Entfernung der Dämme wieder mit vollem Strome wirken wird. Finden sie heute die Franzosen liebenswürdiger als die Deutschen, so werden sie bald in Deutschland sich unter ihres Gleichen fühlen. Auch in Deutschland werden sie heute die besten Güter des französischen Staates finden, das Bewußtsein und die Sicherheit eines mächtigen Gemeinwesens, eine gesunde Blüthe von Wissenschaft und Kunst, einen weiten Markt für ihre Industrie und ein voranschreitendes parlamentarisches Leben. Dazu werden sie leichtere Steuern zahlen, größere Religionsfreiheit haben, zahlreichere Schulen

und eine freiere Gemeindeverfassung erhalten, und in der Armee den Söhnen auch der gebildeten Classen begegnen. Sie werden bald genug finden, daß der vielberufene preußische Militarismus ein milderes und freieres Regiment führt, als in Frankreich das erste und zweite Empire, die erste, zweite und dritte Republik. So scheint es uns zweifellos, daß sie noch schneller, als sie die französische Hülle angenommen, das deutsche Herz zurückgewinnen werden.

Was dann aber das allgemeine Princip der Selbstbestimmung betrifft, so vermögen wir darin nichts Anderes zu erkennen, als eine inhaltsleere Trivialität oder eine Lüge. Es ist eine Wahrheit von der zweifellosesten Allgemeinheit, daß man Menschen nicht wie Viehheerden verschachern soll. Aber die Menschen sind keine Einsiedler; sie sind Mitglieder großer Gemeinschaften und haben die Pflicht, ihre individuellen Wünsche den Bedürfnissen dieser Gemeinschaften unterzuordnen. Wenn zwei große Nationen, wie Frankreich und Deutschland, ihre Conflicte nicht anders zu ordnen vermögen, als durch eine Verbesserung ihrer bisherigen Grenzen, so müssen die Grenzbewohner ihre eignen Gefühle dem Wohle der Gesammtheit opfern. An die Barbarei, einem widerwilligen Unterthanen die Auswanderung zu weigern, denkt in Deutschland kein Mensch: der Elsasser, welcher die Entfaltung der deutschen Fahne nicht zu ertragen vermag, wird nach dem Frieden die Freiheit haben, jenseits der Vogesen die französische Tricolore aufzusuchen. Aber es ist offenbar, daß die Verhandlungen, welche über das Wohl und Wehe von 80 Millionen Menschen gepflogen werden, nicht abhängig gemacht werden können von dem Willen der 1¼ Million Elsasser und Lothringer, ja,

wenn es dort eine Majoriät und Minorität gäbe, von dem Willen einiger tausend, vielleicht eines einzigen Menschen. Für die Entscheidung dieser Fragen gibt es nur ein berufenes Tribunal, die gesetzliche Vertretung der nationalen Gesammtheit, also auf deutscher Seite Kaiser und Reichstag, auf französischer die Nationalversammlung. Hier redet die Stimme des ganzen Volkes, und wo diese gesprochen, müssen die Wünsche der Einzelnen schweigen.

Wir haben gesehen, daß Frankreich im Elsaß und Lothringen entweder nach diesem Grundsatze verfahren, oder einfach nach dem Rechte des Stärkeren zugegriffen hat. Die Metzer im Jahre 1552, die zehn Städte 1676, die reunirten Stände 1680, die Straßburger 1681, die Lothringer bis 1737, die im Elsaß begüterten Fürsten 1790, sie alle haben geklagt, protestirt, langen Widerstand geleistet. Frankreich hat keine Rücksicht darauf genommen. Der Pater Bougeant und die Nationalversammlung von 1789 haben um die Wette die Elsasser belehrt, daß sie ihre Wünsche dem Wohle Gesammtdeutschlands zum Opfer bringen müßten. Fallait-il, fragt der Pater, pour conserver aux villes et aux seigneurs de l'Alsace leur sujétion sous l'Empire, exposer l'Empire même à périr, et continuer à verser des fleuves de sang dans toutes les provinces de l'Allemagne? N'était-ce pas là une de ces circonstances fâcheuses où la raison et l'équité veulent... qu'on abandonne une partie pour sauver le tout? Es ist genau dieselbe Frage, welche 1871 der Versammlung zu Bordeaux vorgelegt wurde. Wer sie verneinte, würde die französische Erwerbung des Elsasses ihres einzigen Rechstitels berauben; wer sie bejaht, kann die deutsche Rückerwerbung nicht

mehr unrechtmäßig nennen. Oder will man etwa von dem Fortschritte der Civilisation auch im Kriegsrechte des 19. Jahrhunderts reden? Auch heute hält aber Frankreich durch den Belagerungsstand die Nizzarden gegen ihren Willen unter seiner Herrschaft fest; auch heute hat es noch nicht daran gedacht, durch ein Plebiscit die Stämme Algeriens über ihre Liebe zu französischer Herrschaft zu befragen; noch vor kurzem versicherte uns Herr Thiers: Le principe nouveau . . du consentement des populations est un principe arbitraire, et qui n'est au fond qu'un principe de perturbation, quand on veut l'appliquer aux nations*). Dennoch erklärt es Herr Michiels für Barbarei, wenn Deutschland die Elsasser gegen deren augenblicklichen Willen seiner Herrschaft unterwirft. Es ist stets dieselbe Sache. Was auf Seiten Frankreichs rechtmäßig und trefflich ist, wird unvernünftig und unsittlich, wenn eine andere Nation es gegen Frankreich ausübt. Es gibt für Deutschland keinen zwingenderen Grund für die materielle Verbesserung seiner Grenzen, als die Zahl der Stimmen, welche in Frankreich solche Anschauungen predigen.

---

*) Rede am 18. März 1867.

Napoleon III.



Die nachstehende Abhandlung ist aus zwei in Cöln gleich nach Napoleon's Tode 1873 gehaltenen Vorträgen hervorgegangen. Für die vorliegende Ausgabe habe ich die Darstellung der auswärtigen Politik des Kaisers, namentlich in den Jahren 1859 bis 1866, theils nach den seitdem erfolgten Publicationen, theils nach Materialien des Berliner Geh. Staatsarchivs vielfach umgearbeitet oder vervollständigt. Auch in dieser Form macht der Aufsatz entfernt nicht den Anspruch, eine irgendwie erschöpfende Geschichte des zweiten Kaiserreichs zu geben; doch hoffe ich, daß mannichfache Aufklärungen über den wahren Zusammenhang der damaligen Ereignisse auch für einen weiteren Leserkreis nicht ohne Interesse sein werden.

Es ist ein seltsames Schauspiel bei dem Tode eines Mannes, der beinahe zwanzig Jahre lang die Geschicke eines großen Reiches gelenkt und während der Hälfte dieser Zeit die Politik Europas beherrscht hat, diese Fluth widersprechender Urtheile, wie wir sie bei dem Hinscheiden Napoleon's III. vor Augen haben. Zu Lob und Tadel wird das Wörterbuch in seinem ganzen Umfange erschöpft; wir vernehmen die Töne der Bewunderung und des Hasses, der dankbaren Liebe und der wilden Verachtung; ein unfähiger Politiker, ein Wohlthäter Europas, ein Abenteurer und Bandit, ein Meister der Regierungskunst: so schallen die Urtheile durch einander und werden von den Völkern und den Parteien in lebhafter Bewegung verhandelt. Er selbst hat schweigsam gelebt und ist schweigsam gestorben, ein unbequemes und aufregendes Räthsel für die öffentliche Meinung der Zeitgenossen. Gewiß ist so viel: wer einen solchen Lebenslauf hat zurücklegen und solche Leidenschaften in Bewegung setzen können, ist kein unbedeutender, und vor allem, er ist kein gewöhnlicher Mensch gewesen. Er ist nicht unter die einfachen Kategorieen von Gut oder Schlecht, Groß oder Mittelmäßig unterzubringen; nach und neben einander zeigt er die verschiedensten Eigenschaften, ist immer ein anderer als er ankündigt, in scheinbarer Unbeweglichkeit immer

ruhelos beschäftigt und schließlich stets derselbe trotz alles schillernden Wechsels. So wenig nun sich zur Zeit, im echten Sinne des Wortes, die Geschichte Napoleon's III. schreiben läßt, so hat doch auch heute schon der Versuch nicht geringen Reiz, aus einem Ueberblicke der wichtigsten Entwicklungspunkte seines Lebens ein Gesammtbild seiner Persönlichkeit zu gewinnen und dann vielleicht die innere Einheit derselben zu veranschaulichen. Als einen solchen Versuch bitte ich die folgende Darlegung aufzunehmen. Ich verzichte dabei von vorn herein auf alles, was zur Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit der Darstellung erforderlich wäre; ich werde große Kriegsactionen nur in drei Worten berühren, einzelne Momente persönlichen Eingreifens ausführlich schildern, wie es die Aufgabe fordert und das mir zu Gebote stehende Material verstattet. Eines darf ich im voraus verheißen, die objective Gesinnung historischer Betrachtung. Vor jeder Ueberschätzung des verstorbenen Kaisers würde mich, wenn nichts anderes, allein schon seine gegen Deutschland befolgte Politik sichern. Auf der anderen Seite bin ich ihm persönlich zu großem Danke verpflichtet durch die höchst liberale Eröffnung der pariser Archive für meine historischen Forschungen; bei den hiedurch veranlaßten Gesprächen habe ich seine geistige Bedeutung und die gewinnende Liebenswürdigkeit seines persönlichen Verkehrs vor Augen gehabt: Niemand kann weniger als ich geneigt sein, auf sein Andenken einen Stein zu werfen.

I.

Ich beginne mit einer Bemerkung, die mir erheblich scheint, um von Anfang an für unsere Betrachtung den richtigen Augenpunkt zu gewinnen. Napoleon III. war ebenso wenig wie sein großer Oheim, ja, vielleicht noch weniger als dieser, Franzose im prägnanten Sinne des Wortes. Der Oheim, durchaus Italiener und bis zum zwanzigsten Lebensjahre mit bitterem Hasse gegen die französischen Zwingherren seiner Heimatinsel erfüllt, wurde Franzose, als die Revolution seinem Ehrgeize weite Bahn zu eröffnen verhieß, um fortan Frankreich als Mittel für seine Herrschaft ohne Schranken zu verwerthen. Der Neffe, in Paris geboren, hatte französisches Blut wenigstens von der Mutterseite in den Adern, sein Schicksal aber führte ihn so, daß er vom sechsten bis zum vierzigsten Jahre, also in der Lebensperiode, welche die abschließende Gestaltung der menschlichen Natur bestimmt, in aller Herren Länder, nur nicht in Frankreich lebte, daß er von Frankreich nichts sah als die Wände der Gefängnisse nach seinen beiden Attentaten; daß er den größten Theil seiner Schulbildung auf dem deutschen Gymnasium in Augsburg und seine militärische Erziehung in der Schweiz empfing; daß er die Schule der revolutionären Demagogie in Italien durchmachte und zum Staatsmanne in

englischer und amerikanischer Umgebung heranwuchs; daß er mithin die ganze Summe seines geistigen Wissens und Könnens fünf andern Culturvölkern, nur nicht dem französischen, verdankte. Noch im Jahre 1855 schrieb Königin Victoria nach ihrem Besuche in Paris über ihn: „er liebt Deutschland und seine alten Erinnerungen an dasselbe sehr, und es ist viel Deutsches und sehr wenig — in der That nichts — Französisches in seinem Charakter." Gewiß hing er seit dem ersten Tage seines Bewußtseins mit allen Fasern der Seele an Frankreich, nur nicht nach dem naturwüchsigen Zuge des Heimathsinnes und der Vaterlandsliebe, sondern weil der Thron des Oheims, dem er mit fatalistischer Selbstgewißheit nachstrebte, eben auf französischem Boden gestanden hatte und nur dort und auf keinem andern wieder aufgerichtet werden konnte. Wie dem Oheim war auch ihm Frankreich nicht Zweck, sondern Mittel; wie bei dem Oheim gingen auch bei ihm von Anfang an die politischen Entwürfe weit über Frankreichs Grenzen und Frankreichs Interessen hinaus, was denn allerdings eine Zeit lang der französischen Ruhmesliebe schmeichelte, bald genug aber ihn auf den Weg der vernichtenden Katastrophen führte.

Die Erbschaft des Oheims war sein Verhängniß. Seine Mutter Hortense, eine lebhafte, begabte und ehrgeizige Frau, die mit glühender Begeisterung das Andenken des großen Kaisers pflegte, entzündete bei dem Sohne schon im ersten Knabenalter dieselbe Verehrung und erfüllte seine junge Seele mit dem Einen Gedanken, daß er und sein Bruder vor allen andern Menschen berufen seien, die angestammte Glorie des Hauses Bonaparte wieder herzustellen. Karl Ludwig, wie damals dieser jüngere Sohn genannt wurde, nahm sich übrigens gar nicht

so aus, als wenn ihn die Natur zu dem wagehalsigen Treiben eines Kronprätendenten bestimmt hätte. Er war ein stiller und freundlicher Knabe, ohne alle kindliche Lebhaftigkeit, lernbegierig und beschaulich, gutmüthig und hülfreich, in allem Treiben bedächtig und langsam, nur daß hinter der ruhigen Außenseite zuweilen eine heftige Leidenschaft und stets eine zähe Willenskraft bemerklich wurde. „Mein sanfter Starrkopf", pflegte ihn die Mutter zu nennen. Er hatte in jenen Jahren eine Milchschwester zur Spielgefährtin, welche später eine in jeder Beziehung höchst ausgezeichnete Dame wurde, auch während der Kaiserzeit mit Napoleon in naher und nicht selten einflußreicher Freundschaft blieb und sein Inneres kannte wie wenige Menschen. Vor etwa zwanzig Jahren hatte ich die Ehre, ihre Bekanntschaft zu machen. Im vertrauten Kreise fragte Jemand, ob der Kaiser Gemüth habe. „Gewiß", rief sie, „hat er Gemüth, ganz im deutschen Sinne. Er ist von einer weichen, freundlichen Natur; er möchte überall seiner Umgebung Freude machen: er sorgt für die Menschen mit der eingehenden Achtsamkeit, mit der ein Gärtner seine Blumen pflegt. Aber es gibt eine Stelle in seinem Innern, an die man nicht rühren darf; das ist das Recht und das Wachsen seiner Dynastie. Wird ihm darin widersprochen, so bricht die Leidenschaft durch alle Schranken: er wird ein Tiger." Sie fügte dieser Schilderung eine Erinnerung aus jener Kinderzeit hinzu. Der Prinz mochte zwölf Jahre alt sein, als sie einmal im Garten von Arenenberg unter den Fenstern des Schlosses mit ihm plauderte und bei irgend einer Wendung des Gespräches ihn wegen seiner Kaiserträume muthwillig verhöhnte. Es blitzte auf in seinen Augen; aber er nahm sich zusammen,

blieb ganz freundlich, lockte sie unbefangen schwatzend vom Schlosse hinweg in den Park, bis er an einer einsamen Stelle, vor jeder Beobachtung sicher, plötzlich auf sie zusprang, mit beiden Händen ihren Arm packte und heiser vor Wuth sie anschrie: „Widerrufe, was du gesagt hast, widerrufe, oder ich zerbreche dir den Arm!“ So scharf, sagte sie, hätte er zugegriffen, daß sie acht Tage lang den Arm nicht hätte frei bewegen können.

Wir sehen schon bei dem Kinde die völlig tragische Complication, die fast an Hamlet's Schicksal erinnert. In die Seele des Knaben pflanzt die angebetete Mutter einen dämonischen Ehrgeiz, der allmählich wachsend sein ganzes Innere ausfüllt und ihn über jedes andere Sittengebot hinweghebt. Sie legt eine Aufgabe auf ihn als ererbtes Recht, als heiligen Beruf, die seine Kräfte übersteigt, der natürlichen Richtung seines Innern widerspricht und damit seine sittliche Natur aus allen Fugen treibt.

Die Julirevolution von 1830 rief den jungen Bonaparte zum ersten Male in das öffentliche Leben. Hortense hatte gleich auf die erste Nachricht nach Paris eilen wollen; das wurde durch die rasche Thronbesteigung Louis Philippe's verhindert. Nun aber hatten die pariser Demokraten Verbindungen mit den Unzufriedenen aller Länder und gaben für Italien, da in Neapel, Toscana, Piemont alles ruhig blieb, der gährenden Bevölkerung des Kirchenstaates, Modena's und Parma's das Zeichen zur Erhebung. Der Aufstand, auf die Reste der Carbonaria und einen Theil der gebildeten Bürgerschaften beschränkt, war getragen durch den grimmigen Zorn gegen die elende priesterliche Verwaltung, proclamirte den Sturz der

weltlichen Herrschaft des Papstes, entbehrte aber innerer Einheit und fester Führung. Die beiden Söhne Hortense's befanden sich damals in Italien und schlossen sich, trotz aller Abmahnungen ihres Vaters, der von den ehrgeizigen Träumen seiner Familie nichts wissen wollte, einer bewaffneten Schaar an, welche von Bologna gerades Weges auf Rom loszog. Die Bonaparte's drängten den etwas unentschlossenen General Sercognani zu energischem Vormarsche; sie kamen bis Rieti, dort aber stellte sich ihnen der Bischof Gabriel Ferretti entgegen, bestimmte einen großen Theil ihrer Truppe zum Abfall und nöthigte so den General zum Rückzug. Uebrigens fanden die beiden Prinzen hier keine Gelegenheit zu weiteren Thaten; die revolutionäre Regierung von Bologna fürchtete, durch ihre Verwendung sich den König Louis Philippe zu entfremden, und internirte sie in eine entlegene Garnison. Dort starb der ältere Bruder an den Masern; der jüngere, der seitdem sich Louis Napoleon nannte, entkam bei dem Einrücken der Oesterreicher unter vielfachen Abenteuern nach Frankreich und ging dann in die Schweiz zurück. Bei diesem Verlaufe der Dinge ist es kaum wahrscheinlich, daß der Prinz mit den Mazzinisten schwere Eide für alle Zukunft ausgetauscht hätte; seine spätere Intervention in Italien ist auch ohne dies vollkommen erklärlich.

Nach Arenenberg zurückgekehrt, vertiefte er sich in artilleristische und staatswissenschaftliche Studien, war überall wegen seines ruhigen und freundlichen Auftretens wohl gelitten, erweckte aber bei Niemanden hohe Erwartungen von künftigen großen Thaten. Wie als Knabe war er schweigsam und in sich gekehrt, nach außen von einem unglaublichen Phlegma, bei einem glühenden Ehrgeiz ohne die sinnliche Stärke des Helden,

ohne die rasche Entschlossenheit des Staatsmannes. Er las, grübelte, schriftstellerte, spann Entwürfe aus Entwürfen, baute seine Pläne zu wohlgerundeten Systemen zusammen, ohne jedoch praktische Handhaben zu ihrer Verwirklichung zu finden. Auf's neue bemerken wir den tragischen Widerspruch zwischen seiner Natur und der Lebensaufgabe, die er in blindem Glauben auf sich genommen. Niemand konnte dem gewaltigen Soldatenkaiser unähnlicher sein, als der talentvolle, aber ganz nach innen gekehrte, in Meditation versunkene, stets im Handeln unsichere Jüngling. Erst als der Unterofficier Fialin, der spätere Graf, Persigny sich ihm anschloß, schritt er nach dessen Rathschlägen 1836 zu dem Straßburger Aufstandsversuch; er hatte Muth genug, sich mit wenigen Begleitern in die Kasernen der königlichen Truppen zu wagen; als er aber den Soldaten gegenüberstand, fehlte ihm die frische Kraft, die Menschen mit sich fortzureißen, und das Befehlswort eines energischen Obersten machte ihn zum Gefangenen. Er wurde dann nach Amerika exilirt, eilte aber bei dem Tode seiner Mutter wieder in die Schweiz und ging bald darauf nach England hinüber. Hier führte er ein etwas obscures Leben, zuweilen in der guten londoner Gesellschaft, meist aber im Verkehre mit politischen Flüchtlingen und sonstigen Abenteurern, die auf gutes Glück sich um den zähen und unerschütterlichen Prätendenten sammelten. Trotz des straßburger Mißlingens fuhr er fort an seinen Stern zu glauben; Tag und Nacht sann er auf ein neues Unternehmen und veröffentlichte 1839 als Vorbereitung desselben sein politisches Programm: Les Idées Napoléoniennes. Das Buch ist merkwürdig in mehr als einer Beziehung. Im wesentlichen beruht der Inhalt desselben auf der Darstellung,

welche der Gefangene auf St. Helena von seiner Politik gegeben, auf jenen Erörterungen, nach welchen alle seine Kriege, all sein Despotismus nur den erhabenen Zwecken der demokratischen Gleichheit und einer neuen Völkerföderation Europa's gedient hätten. Aber der Neffe zeigt sich, indem er die Grundsätze des Oheims verherrlicht, durchaus nicht als sclavischen Abschreiber desselben; sein Buch ist von eigenen Wahrnehmungen über die modernen Verhältnisse erfüllt und dabei sehr klar, präcis und eindringlich geschrieben. Vor allem aber frappant ist die Offenheit und Aufrichtigkeit, mit welcher der Prätendent, im Begriffe eines neuen Erhebungsversuches, Frankreich und Europa sein System entwickelt, und zwar nicht wie heute der Graf von Chambord in allgemeinen Phrasen ein Princip und eine Fahne aufpflanzt, sondern in ausführlicher Erörterung alle leitenden Gesichtspunkte sowohl der innern als der auswärtigen Politik feststellt. Wie er hier geschrieben, genau so hat er später gehandelt, und wenn sich die Franzosen über das Letztere gewundert und beklagt haben, so können sie wenigstens den Vorwurf irgend welcher Täuschung nicht erheben.

Er beginnt mit der Erklärung, daß alles, was in Europa groß, fruchtbar, zukunftreich sei, von dem ersten Napoleon herrühre. Indem er die Grundsätze desselben analysirt und motivirt, will er nicht so sehr Aufschluß über die vergangenen als ein Vorbild für die kommenden Tage gewinnen. Er findet nun den kaiserlichen Absolutismus in jeder Hinsicht gerechtfertigt, denn die französische Gesellschaft sei durchaus demokratisch, von heftigen Parteiungen zerrissen, der politischen Moralität beraubt und ohne Achtung vor irgend welcher Autorität. Daraus schließt er ein Doppeltes: die Regierung muß

völlig demokratisch, und sie muß unbedingt stark sein. Sie wird demokratisch, indem sie die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, offene Laufbahn für jedes Talent, Freiheit der Arbeit und des Verkehrs verkündigt, keine Vorrechte der Geburt anerkennt und die politischen Wahlen dem allgemeinen Stimmrechte anheimgibt. Sie ist stark, indem sie die politische Gewalt in der Hand des einzigen Repräsentanten der ganzen Nation, des Kaisers, vereinigt, die Rechte der Kammern auf ein bescheidenes Maß zurückführt, das Gezänk der Parteien und der Presse verhindert. Der Kirche erweist der Kaiser alle Ehre und starken Schutz, ohne ihr einen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verstatten. Die politische Freiheit ist das hohe, aber freilich noch sehr entfernte Ziel, für welches die kaiserliche Regierung das Volk allmählich heranzubilden hat. Sie wird die Krönung des Gebäudes sein, wie es Napoleon später ausdrückte: für jetzt gilt es, durch Herstellung der Autorität und der Eintracht die Fundamente zu legen.

Die auswärtige Politik wird in dem Buche weniger ausführlich behandelt, immer aber die Tendenz des Verfassers deutlich genug bezeichnet. Wenn er in den inneren Fragen das System des Oheims in vollem Umfange acceptirt, so macht er hier einige Einschränkungen. Er beklagt, daß jener durch Hast und Ueberstürzung sich die endliche Niederlage bereitet, daß er sich zu tief in die Frankreich fremden deutschen Angelegenheiten eingelassen, daß er, allerdings zu eigenem großen Bedauern, in kriegerischen Conflict mit Preußen, seinem natürlichen Bundesgenossen, gedrängt worden sei. Es komme stets darauf an, bemerkt der Neffe, nicht die Dinge nach dem System zu pressen, sondern das System den Ereignissen anzupassen.

Er denkt also weniger heftig und hitzig zu verfahren, als Napoleon I., nicht so grenzenlos in das Weite zu schweifen, nicht so leidenschaftlich jede Rücksicht auf die Gefühle der Anderen aus den Augen zu setzen. Aber wenn er somit, seiner Individualität und den Zeitverhältnissen gemäß, auf mildere Mittel und verständig begrenzte Zwecke dringt, so faßt er doch auch hier im wesentlichen die Aufgabe ganz bonapartistisch. Indem er die feige Friedenspolitik Louis Philippe's als ehrlos brandmarkt, erklärt er, daß Frankreich berufen sei, eine große Umgestaltung Europa's zu vollziehen, im Interesse Aller, im Dienste der Cultur, mit der Kraft des civilisatorischen Genius. Nicht in der Pflege und Stärkung der französischen Interessen sieht er seine letzte Aufgabe; weltbürgerlich wie der Oheim faßt er seinen Beruf. Wie er im einzelnen sich die geforderte Umgestaltung des Welttheils vorstellt, erfahren wir hier noch nicht; nur so viel erhellt, daß er sie in allmählicher Entwicklung, und wenn möglich, im Einverständniß mit Preußen*) zu vollziehen gedenkt.

Auf dieses Programm hin unternahm der Prinz 1840 das Attentat von Boulogne, welches bekanntlich noch kläglicher als das straßburger scheiterte und ihm eine sechsjährige Haft in Ham eintrug. Er galt damals für eine lächerliche Figur, hatte bald aber Grund, sein Mißgeschick zu preisen. Seine Gefangenschaft richtete die Blicke aller Mißvergnügten in Frankreich auf ihn; die demokratische Opposition trat mit ihm in Verbindung, sein Name begann wieder die Aufmerksamkeit der Massen zu fesseln. 1846 glückte es ihm, aus der Festung

*) Vgl. besonders Oeuvres I, 133, 136, Ausgabe von 1856.

hinüber nach England zu entkommen, und gleich nach der Revolution des Februar begann er eifrige Bemühungen, in der neuen Republik festen Fuß zu fassen. Es ist nun bekannt, wie sofort der Name Napoleon den alten Zauber bewährte, wie der Prinz in fünf Departements zum Abgeordneten, und am 10. December 1848 zum Präsidenten der Republik mit mehr als fünf Millionen Stimmen gewählt wurde, während der bisherige Dictator, der republikanische General Cavaignac, es nur auf anderthalb Millionen Stimmen brachte. Jene fünf Millionen waren allerdings nicht sämmtlich Anhänger eines bonapartistischen Empire; ein großer Theil der Socialisten, Orleanisten und Legitimisten stimmte für den Prinzen nur aus Haß gegen den General Cavaignac. Die eigentliche Entscheidung aber gab, zu aller Welt Ueberraschung, der Beitritt der mächtigen klerikalen Partei. Noch im September hatte Papst Pius IX., hart bedrängt in Rom durch die dortigen Republikaner, den General Cavaignac um die Sendung eines französischen Truppencorps zu seinem Schutze gebeten; der General hatte das Gesuch ablehnen müssen, da die französische Verfassung den Grundsatz aussprach, daß die Republik sich niemals in die Verhältnisse eines unabhängigen Volkes mischen werde. Er bot statt dessen dem Papste ein ehrenvolles Asyl in Frankreich an; Pius sprach ihm dafür im October den wärmsten Dank aus und äußerte nur das Bedenken, daß vielleicht bei der Präsidentenwahl Louis Napoleon, der schlimme Feind der Kirche, siegen und dann Frankreich für den Papst ein gefährlicher Aufenthalt sein möchte. Er entfloh statt dessen aus Rom im November nach Gaëta. Wie kam es nun, daß vier Wochen nachher der Prinz, der schlimme Feind der Kirche,

alle Stimmen des Klerus auf sich vereinigte? Die Thatsachen zeigen es. Drei Monate nach seiner Erwählung that er, trotz jenes Verfassungsartikels, was Cavaignac verweigert hatte: er, der Freischärler von 1831, der frühere Bekämpfer der weltlichen Papstgewalt, schickte jetzt ein Armeecorps nach Rom, um dort die Republik zu stürzen und die Regierung des Papstes wieder herzustellen. Die Mehrheit der Franzosen jubelte Beifall, die einen aus kirchlichem Fanatismus, die andern, weil eine französische Besatzung in Rom den französischen Einfluß auf der ganzen Halbinsel stärkte. Um so weniger wird ihm die Verfassungsverletzung oder der Abfall von den früheren Grundsätzen Scrupel gemacht haben; der Schritt war nöthig, damit wieder ein Bonaparte an die Spitze Frankreichs komme; dies war für ihn entscheidend in jeder Hinsicht. Er sollte erst später erfahren, wie verhängnißvoll für seine ganze Zukunft diese römische Expedition werden würde. Gewisse Unbequemlichkeiten traten freilich auf der Stelle hervor. Sehr nachdrücklich hatte er den Römern constitutionelle Reformen versprochen, fand sich aber völlig ohnmächtig, bei dem Papste die geringste Einräumung durchzusetzen. Pius wußte sehr wohl, daß der Prinz die Unterstützung der klerikalen Partei weiter bedürfen und diese nicht so leicht durch Abberufung der Franzosen aus Rom beleidigen würde. Er nahm also deren Schutz als selbstverständliche Dienstleistung hin, ohne ihrer Regierung den mindesten Einfluß anf die römische Verwaltung zu gestatten.

Napoleon schilderte einige Jahre später dem Lord Clarendon die Annehmlichkeiten dieses Verhältnisses. Er habe einen Fehler gemacht, sagte er, als er Rom besetzen ließ, und

hätte er es noch zu thun, so thäte er es gewiß nicht wieder. Aber damals sei die ganze nationale Partei, Odilon Barrot und Genossen, eifrig dafür gewesen und habe ihn fortgerissen. Er habe gemeint, aus Rom ein kleines constitutionelles Nest zu machen und den Papst zu bestimmen, diese Einrichtung anzunehmen. Pius aber habe ihm geantwortet, er befände sich ganz wohl in Gaëta, und werde nach Rom nur zurückkehren, wenn er bedingungslose Freiheit habe, dort zu thun, was er wolle. „So habe ich ihn," bemerkte Napoleon, „auf den Knieen bitten müssen, zurückzukommen, und er war es, der mir Gesetze vorgeschrieben hat." Bei einem weitern Gespräch kam Lord Clarendon auf den Mortara-Fall, und bat den Kaiser, für die gerechte Sache etwas zu thun, da er hiezu doch ohne Zweifel die Macht habe. „Aber nein," sagte Napoleon, „ich habe gethan, was ich konnte; jedoch der Papst hat mir einen langen Brief geschrieben, er hätte lieber gesehen, wenn das Kind nicht in der bekannten Weise getauft worden wäre; aber nachdem es einmal geschehen, bestehe für ihn ein Gewissensfall, und er ließe sich eher todtschlagen, als daß er das Kind herausgäbe. Ich glaube," setzte Napoleon ironisch hinzu, „daß dem Papste der Märtyrertod als ein großes Glück erscheinen würde; aber gerade ich, der ich Rom besetzt halte, kann ihm doch unmöglich dieses Vergnügen bereiten; es wäre ja geradezu ein Mord *)."

Desto besser gelang es dafür dem Präsidenten in Frankreich selbst. Wie er hier mit dem größten Geschicke die Na-

*) Bericht des Grafen Bernstorff 5. Januar 1859, nach Clarendon's Mittheilungen.

tionalversammlung zu discreditiren, die Parteien zu zersetzen, die Demokraten durch die Verheißung des allgemeinen Stimmrechts zu ködern, den ruheliebenden Bürgern sich als das einzige Bollwerk gegen neue communistische Revolutionen zu empfehlen wußte, kann ich wieder als allbekannt voraussetzen. Endlich 1851 erachtete er seine Stellung stark genug, um den Sturz der republikanischen Verfassung auf die Tagesordnung zu bringen. Daß der Eid, den er auf dieselbe abgelegt, ihn nicht hinderte, verstand sich ihm von selbst. Seit dem Tode seines Bruders fühlte er sich von Rechts wegen als Kaiser von Frankreich; wenn die unbefugten Usurpatoren, die ihm sein Erbe vorenthielten, ihn durch erzwungene Schwüre zu binden suchten, so schien ihm das nur ein Grund mehr, diese Verbrecher vom Erdboden wegzufegen.

Ehe der Prinz in Paris zur That schritt, wünschte er seine künftige Stellung durch einen auswärtigen Rückhalt zu stärken. Er sandte also wenige Wochen vor dem Staatsstreiche einen seiner Vertrautesten, Herrn v. Persigny, nach Berlin mit dem Antrage auf eine französisch-preußische Allianz. Persigny gab über das System seiner Regierung ausführliche Erörterungen, in amtlicher wie in vertraulicher Form, besonders in langen Gesprächen mit General Radowitz, durch den er mehr als durch die Minister auf König Friedrich Wilhelm IV. zu wirken hoffte. So viel ich weiß, sind über diese Verhandlungen bisher nur unbestimmte Notizen in die Oeffentlichkeit gekommen; ich lege sie also etwas ausführlicher vor*), da sie für die napoleonischen Bestrebungen in hohem Maße charakte-

*) Nach mündlicher Mittheilung des Generals von Radowitz.

ristisch sind. „In den inneren Verhältnissen," erläuterte Persigny dem preußischen General, „steht es bei uns völlig anders als in Deutschland: alle idealen Begriffe, alles Ansehen von Recht und Gesetz ist bei uns durch eine fünfzigjährige Revolutionszeit pulverisirt; es gilt nur die materielle Macht. Mächtig aber ist nur, wer organisirt ist; organisirt ist bei uns nur die Armee und das Proletariat. Die Armee haben wir durch den Namen Napoleon, das Proletariat werden wir haben durch reichliche Beschäftigung und Ernährung. So kann uns die Herrschaft nicht fehlen." Ueber Frankreichs Stellung in Europa bemerkte er Folgendes: „Wir wissen, daß Napoleon I. prosperirt hat, so lange er sich auf Frankreichs natürlichen Beruf, die Hegemonie über den stammverwandten romanischen Süden, beschränkt hat. Er ist zu Grunde gegangen durch das widersinnige Streben, Deutschland in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen. Dadurch hat er zugleich den Bruch mit England verewigt, und nun wissen wir, daß Frankreich in einem Kampfe zugleich gegen England und Deutschland zwar Siege erringen, aber nicht auf die Dauer triumphiren kann. Das ist ihm, dem größten Feldherrn aller Zeiten, nicht gelungen, und wir haben keinen solchen Feldherrn mehr. Wir wünschen für eine lange Zukunft zu bauen und wissen uns zu beschränken. Unser Interesse und unser Ehrgeiz geht nach Süden: wir können nicht länger dulden, daß Oesterreich über ganz Italien gebietet. Euch aber steht Oesterreich in Deutschland ebenso im Wege, wie uns in Italien: also weisen unsere Interessen uns schnurstracks auf eine Allianz gegen den gemeinsamen Feind."

Auf die Frage, was dann werden solle, wenn Oesterreich gedemüthigt sei, lautete die Antwort: „Wir wünschen bleibende

Verhältnisse zu schaffen, also weder durch blinden Ehrgeiz Europa gegen uns zu entflammen, noch durch bornirte Habgier gegen die Natur der Dinge zu sündigen. Die Natur der Dinge fordert aber in Italien wie in Deutschland eine nationale Constituirung. Für uns ist der Gewinn groß genug, wenn wir Oesterreich aus Italien ausweisen; möge das Land sich dann nach seinen Wünschen einrichten. Wenn Ihr uns dazu helft, so sind wir ganz einverstanden, daß Ihr dann Deutschland den nationalen Bestrebungen entsprechend constituirt. Für uns begehren wir weder hier noch dort einen materiellen Vortheil."

Die letzte Aeußerung führte zu einer näheren Explication. „Wir trachten," betheuerte Persigny, „nach keiner Eroberung. Frankreichs Macht ist groß genug, um bei richtigem Gebrauch die Welt damit zu bewegen und zu lenken, während wir als Eroberer die Welt gegen uns bewaffnen würden. Wenn wir irgend können, werden wir ernstlich trachten, auch nicht eine Scholle fremden Landes uns anzueignen. Freilich ist es für uns selbst ungewiß, ob wir nicht der öffentlichen Meinung Frankreichs einen sogenannten reellen Gewinn werden zeigen müssen: träte der Fall ein, so würden wir dann an Savoyen oder Landau denken."

Die ganze Erörterung könnte ein Capitel der Idées Napoléoniennes bilden, eine etwas speciellere Anwendung und Durchführung der 1839 aufgestellten Sätze. In ihrer Form ist sie unverkennbar dem Standpunkte des preußischen Hörers angepaßt, indessen erhält die wiederholte Bekräftigung völliger Uneigennützigkeit bereits durch Persigny's Schlußworte die richtige Beleuchtung. Sie entwickelt ein großes Schema, mehr

nach allgemeinen doctrinären Voraussetzungen als nach genauer Kenntniß der wirklichen Verhältnisse: immerhin ist es das System, welches Louis Napoleon ein Jahrzehnt mit unablässiger Consequenz befolgt hat.

Preußen lehnte die französische Aufforderung höflich aber kategorisch ab. In der That, es war ein starkes Stück, König Friedrich Wilhelm IV. solche Zumuthungen zu stellen, der bündigste Beweis für die theoretische Sicherheit, mit welcher Louis Napoleon an die unwiderstehliche Anziehungskraft des Systems glaubte. Jeder im wirklichen Sinne des Wortes praktische Staatsmann hätte ihm sagen können, daß damals, ein Jahr nach Olmütz, der König den Gedanken der deutschen Einheit, der Preußen auf revolutionäre Wege gedrängt, verabscheute, und Oesterreich, das ihn freilich mit rauher Hand davon hinweggerissen, verehrte. Oesterreichischerseits hat man 1859 versichert, Persigny, von Preußen zurückgewiesen, habe sofort bei Herrn von Prokesch, damals österreichischem Gesandten in Berlin, über ein Wien-Pariser Bündniß auf Preußens Kosten sondirt, aber gleichen Mißerfolg wie bei König Friedrich Wilhelm erlebt. Unmöglich wäre die Sache nicht; Napoleon I. pflegte es als höchste Regel der Politik zu bezeichnen, immer zwei Sehnen am Bogen zu haben; eine zuverlässige Auskunft liegt jedoch bis jetzt darüber nicht vor.

Indessen vollführte am 2. December 1851 der Prinz den Staatsstreich. Als am 4. sich bewaffneter Widerstand regte, brach in ihm der Tiger hervor. Die Truppen hatten Ordre, bei der leisesten Regung mit vernichtender Energie vorzugehen; binnen wenigen Stunden wurden viele Tausend Menschen, Kämpfer und Zuschauer, Männer und Weiber, Greise und

Kinder zusammengeschossen. Nicht anders ging es in den Departements, wo vielfache Unruhen ausbrachen und dann mit gleich zermalmender Grausamkeit erdrückt wurden. Die Todten hat Niemand gezählt; über 26,000 Menschen wurden binnen wenigen Wochen über den Ocean deportirt. Ganz Frankreich lag in stummem Entsetzen, jedoch sah fortan niemand mehr in dem Abenteurer von Boulogne eine lächerliche Figur. Wohl aber veranstaltete der Erzbischof von Paris am 30. December ein feierliches Te Deum in der Kathedrale von Notre Dame; die besitzenden Classen athmeten auf, daß die Gefahr einer communistischen Revolution beseitigt sei, und sieben Millionen Stimmen gaben dem Prinzen die Vollmacht zum Erlasse einer neuen Verfassung. Er gestaltete dieselbe nach dem Muster von 1804, nach den Anschauungen, die er in den Idées Napoléoniennes verkündigt hatte. Man weiß, wie er jetzt auf diesem Wege binnen zehn Monaten die Stufen des Kaiserthrones hinanschritt.

Ueber seine innere Politik fasse ich mich kurz; sie war, wie er 1839 vorausgesagt, despotisch, was die Verfassung, demokratisch, was die Verwaltung betraf. Sie gab dem Kaiser die völlig unumschränkte Macht, vernichtete die Preßfreiheit und das Vereinsrecht, dirigirte die Wahlen des allgemeinen Stimmrechts durch weltliche und geistliche Polizei, erdrückte jede Auflehnung durch die vereinte Kraft der Armee, des Klerus und der Gerichte. Oft genug wurde von der künftigen Freiheit gesprochen, welche nach der Vollendung der politischen Erziehung des Volkes eintreten sollte: wie sich versteht, gibt es aber keine schlechtere Schule für die Freiheit, als die vollständige Unfreiheit, und bei jedem kleineren Experimente kam

Napoleon stets wieder zu der Wahrnehmung, daß das französische Volk leider immer noch nicht reif zur Freiheit sei. Bessere Ergebnisse hatte er bei dem zweiten Theile seines Programms, der demokratischen Verwaltung zum Besten der großen Masse. Was unter Louis Philippe stets an den in den Kammern hadernden Local- und Börseneinflüssen gescheitert war, führte der kaiserliche Absolutismus mit glänzendem Erfolge durch: die Eröffnung des Freihandels, den Ausbau des Eisenbahnsystems, die Herstellung der Vicinalstraßen in ganz Frankreich. Diese drei Errungenschaften allein würden hinreichen, einer jeden Regierung ein großes geschichtliches Andenken zu erschaffen; dazu kommt eine lange Reihe kleinerer, immer aber höchst bedeutender und wohlthätiger Schöpfungen, der Umbau fast aller Großstädte des Landes, die colossale Vermehrung der Sparkassen, die Urbarmachung der großen Haiden zwischen Ocean und Gironde, die Wiederbewaldung zahlreicher Berghänge der Provence, die erfolgreiche Hebung der einheimischen Pferdezucht u. s. w. Auch könnte man nicht sagen, daß über den materiellen Interessen die Pflege der geistigen Bildung vernachlässigt worden wäre. Die großen Publicationen der pariser Akademie gingen ihren Gang, die Regierung veranlaßte die Herausgabe der Correspondenz Napoleon's I., unterstützte eine lange Reihe gelehrter Untersuchungen und sandte eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen in den Orient. Die Archive wurden gepflegt und in liberaler Weise zugänglich gemacht, die Organisation der trefflichen Ecole des Chartes erweitert. Der alte Ruhm der französischen Naturwissenschaften soll nach der Meinung deutscher Fachgenossen stark heruntergegangen sein; auf dem Gebiete der historischen Disci-

plinen ist in keiner Weise ein solches Sinken wahrzunehmen, mag man auf Gründlichkeit und Genauigkeit der Forschung oder auf geistiges Verständniß und geschmackvolle Darstellung sehen. Auch der niedere Unterricht wurde mit Eifer entwickelt, und die Zahl der Elementarschulen beinahe verdoppelt; langjährige vorbereitende Studien wurden auf die Reform der Lyceen und Gymnasien verwandt, jedoch ging das Kaiserreich zu Ende, ehe man hier zu einem festen Entschlusse gekommen war.

Immer bleibt es unverkennbar, daß in jener Zeit die vorwiegende Strömung der Geister mehr auf Erwerb und Reichthum, als auf die idealen Güter des Lebens gerichtet war. Der herrschende Absolutismus, welcher jedem unabhängigen Charakter die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten verbot, trug dazu bei, der ökonomischen Thätigkeit immer mehr die Wendung auf Selbstsucht und Genußsucht zu geben und durch die Beseitigung jeder parlamentarischen und öffentlichen Controle auch die herrschenden Kreise auf diese abschüssige Bahn zu stellen. Doch ist es viel zu viel gesagt, wenn man ihn kurzweg als den Urheber der mit dem Reichthum wachsenden Corruption und Frivolität bezeichnet; von solchen trüben Dingen wußte schon die parlamentarische Zeit Louis Philippe's viel zu erzählen, und überhaupt muß es bereits mißlich mit der öffentlichen Moral eines Volkes stehen, wenn das üble Beispiel einiger Großen des Hofes und der Regierung tonangebend für die Masse der Nation werden kann. Napoleon selbst war in Geldsachen unordentlich und verschwenderisch; daß er für sich und die Seinen keine großen Schätze aufgehäuft, haben zur Zeit die Thatsachen unwiderleglich dargethan. In einer anderen Beziehung ist von der Kaiserin Eugenie zu sagen, daß seit ihrer

Heirath niemals gegen ihren weiblichen Ruf eine begründete Anklage sich hat erheben lassen. Im übrigen aber sah es traurig aus, sowohl mit der Unbestechlichkeit als mit der Sittenreinheit der höchsten Gesellschaftsschicht des kaiserlichen Frankreich. Um aus dem Exil auf den Kaiserthron zu gelangen, hatte der Präsident jeden Genossen angeworben, der geschickt, gewissenlos und ergeben war; nach dem Staatsstreich zogen sich die Zierden der bisherigen französischen Gesellschaft scheu und entrüstet von dem blutbefleckten Emporkömmling zurück; so konnte er die Morny, Maupas, St. Arnaud nicht entbehren, und hätte er es gedurft, so würde ihn seine natürliche Gutmüthigkeit und Dankbarkeit verhindert haben. So ergoß sich fort und fort aus dem Mittelpunkt des Staates Verschwendung, Unterschleif und Bestechung in alle Adern der Finanzverwaltung, welche trotz des hervorragenden Talentes ihrer Lenker, trotz des eifrigen Willens des Kaisers, trotz des wachsenden Reichthums der Bevölkerung niemals zu fester Ordnung und in regelmäßiges Gleichgewicht gelangte.

II.

Solche kleine Mängel hinderten jedoch den Kaiser keinen Augenblick, vom Tage des Staatsstreiches an sein auswärtiges Programm ohne Hast und ohne Rast in die Hand zu nehmen und zu seiner Umgestaltung des Welttheils mit großer Geschicklichkeit die vorbereitenden Schritte zu thun. Er sah anfangs das alte Europa geschlossen sich gegenüber; ohne Ausnahme waren freilich die Regierungen dem Retter der Gesellschaft, wie man in jener Zeit sagte, dankbar für die Zerschmetterung des Socialismus, blieben aber äußerst mißtrauisch gegen die weiteren Tendenzen des bonapartischen Kaisers. Offenbar kam für Napoleon Alles darauf an, dieses stille Zusammenhalten der Mächte zu lösen, wenn er für sich selbst die Möglichkeit weiterer Bewegung erlangen wollte. Hätte er damals irgend einen Versuch im Sinne von Persigny's Eröffnungen gemacht, so wäre ihm die Feindschaft von ganz Europa sicher gewesen. Erst wenn irgend eine andere Verwicklung die Mächte unter sich spaltete, konnten sich ihm die Wege eröffnen. Eine solche Spaltung hervorzubringen, dazu gab ihm eine kirchliche Streitfrage im Orient den Anlaß. Römische und griechische Mönche in Jerusalem zankten sich um den Schlüssel der Kirche zu Bethlehem; nach einem Vertrage von 1740, den Frankreich mit der Pforte

geschlossen, sollte er von den römischen Katholiken geführt werden; er war aber seit mehreren Menschenaltern im factischen Besitze der Griechen, ohne daß Frankreich sich bis dahin widersetzt hätte. Napoleon machte jetzt den alten Anspruch geltend und setzte ihn, auf den Vertrag von 1740 gestützt, im Jahre 1852 bei der Pforte siegreich durch. Es geschah darauf, was Napoleon sich nur wünschen mochte. Kaiser Nikolaus von Rußland, das Oberhaupt der russisch-griechischen Kirche, war im höchsten Grade entrüstet und ließ sich durch Aerger und Hochmuth zu einer rechtlosen und brutalen Offensive gegen den unglücklichen Sultan fortreißen.

Bisher hatte man in Europa zu dem plötzlichen Glaubenseifer der Franzosen etwas spöttisch die Achseln gezuckt, jedoch hatte niemand im Ernste befürchtet, daß der gloriose Schlüssel einen wirklichen blutigen Krieg herbeiführen könnte. Ganz anders aber stellte sich die Sache, als Rußland eine große Armee am Pruth zusammenzog, als es mit der massiven Forderung auftrat, durch förmlichen Vertrag als Protector der griechischen Kirche in der ganzen Türkei anerkannt zu werden, als es nach Ablehnung dieses Antrags die Donaufürstenthümer militärisch besetzte. Ueber solche Vorgänge wurde der Schlüsselstreit in Europa völlig vergessen, die orientalische Frage, im weitesten Sinne des Wortes, brannte lichterloh, und Rußland war der gewaltthätige Unterdrücker der völlig schuldlosen Türken.

Alle andern Großmächte waren über das herrische Auftreten des Zaren entrüstet oder schwer besorgt, und der bisher von ihnen allen beargwohnte Emporkömmling sah seine Stunde gekommen. Zunächst knüpfte er mit dem damals noch völlig

türkenfreundlichen England an; es gelang ihm, stets Frieden und Recht vor sich hertragend, in jedem Detailpunkte den englischen Wünschen entgegenkommend, es in den Kampf gegen die Russen mit hinein zu ziehen. Im September 1854 erwirkte er sich eine Zusammenkunft in Boulogne mit dem Gemahl der Königin, dem Prinzen Albert, bei der er in äußerst schlichter und offener Weise auftrat, die englische Verfassung bewunderte, sich aller Orten gerne belehren ließ, und damit das Ergebniß erzielte, dem Prinzen allerlei weitgreifende Ansichten über europäische Politik sondirend mitzutheilen, ohne daß sein Hörer durch so bedenkliche Velleitäten eigentlich beunruhigt wurde. Da hatte er die Vorstellung, daß es trefflich und gar nicht schwierig wäre, Spanien und Portugal zu einem Staate zu verschmelzen, oder daß es im allgemeinen Interesse läge, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem engern Bunde, unabhängig von Oesterreich und Preußen zu vereinigen, und was dergleichen Verbesserungen der Karte Europas mehr waren. Als die Rede auf das Verhalten der beiden deutschen Großmächte zu der orientalischen Verwicklung kam, fand er die Zurückhaltung Preußens viel mehr als sein englischer Bundesgenosse begreiflich, hoffte aber sehr bestimmt, in kurzer Frist die thätige Mitwirkung Oesterreichs gegen Rußland zu gewinnen. Dazu schien allerdings nicht besonders zu passen, daß er schließlich mit voller Bestimmtheit aussprach, er habe nur zwei politische Wünsche, die Befreiung der Lombardei von der österreichischen und jene Polens von der russischen Herrschaft. Der Prinz war der Meinung, daß Oesterreich niemals das Nationalitätsprincip anerkennen, niemals die militärische Stellung am Mincio aufgeben würde. Napoleon sagte: wenn militärische Rücksichten

über die Grenzen entscheiden sollen, so muß auch Frankreich eine solche haben*).

Einstweilen, wo die Kräfte der beiden Reiche ferne am Pontus beschäftigt waren, hatten derartige Aeußerungen das Ansehen theoretischer Ergüsse ohne thatsächliche Erheblichkeit. Indessen arbeitete der Kaiser ruhig und thätig weiter. Im December 1854 erfüllte sich ihm die heißgenährte Hoffnung: auch Oesterreich ließ sich zu der Allianz mit den Westmächten bestimmen. So hatte er nicht bloß für sich ein bleibendes Einvernehmen mit der ersten Seemacht der Welt gewonnen, sondern, was ihm vielleicht noch schwerer wog, das alte Bündniß der drei Ostmächte war zerrissen, und Oesterreich seitdem mit bitterem Hasse der Russen beladen. Was lag Napoleon schließlich viel an den Erfolgen des Krimkriegs, zum Besten dieser Türken, die er eine traurige Bande nannte, deren christlichen Unterthanen er die Befreiung von Herzen gönnte: ihm war von Anfang an dieser Krieg nicht ein Zweck, sondern nur das Mittel zum Bruche der heiligen Allianz gewesen, den er jetzt mit innerer Erquickung von Tag zu Tage in immer weiterem Umfange sich vollziehen sah. Denn mit seltenem Ungeschick kam Oesterreich seinen geheimen Wünschen entgegen. Der Wiener Hof hatte keine Lust, den wirklichen Kampf gegen Rußland ohne deutschen Rückhalt zu beginnen, gerieth aber bei den darüber eröffneten Verhandlungen in unverhüllten Zwiespalt mit Preußen, und als er darauf trotz des Decembervertrags das Schwert wieder in die Scheide steckte, flammte über

*) Aufzeichnung des Prinzen, bei Martin, Leben des Prinzen Albert III, 113 der deutschen Uebersetzung.

eine solche Unzuverlässigkeit heftiger Zorn und gründliche Verachtung in England auf. Endlich aber, nach dem Falle von Sebastopol, fand sich die Hofburg doch bemüßigt, durch ein den Kriegsfall offen stellendes Ultimatum die Demüthigung des beinahe wehrlos gewordenen Rußland zu vollenden, und hiedurch die Entrüstung des Petersburger Hofes über „den Dank vom Hause Habsburg“ auf die höchste Höhe zu treiben. Mit Einem Worte, Oesterreich sah sich durch den Verlauf des Krimkrieges völlig isolirt in Europa, eben dieses Oesterreich, welches Persigny 1851 in Berlin als den eigentlichen Gegner des napoleonischen Systemes bezeichnet hatte.

Bei den Friedensverhandlungen auf dem Pariser Congresse kamen die Ansichten der Boulogner Gespräche zu praktischer Wirksamkeit. Napoleon schlug den Oesterreichern im Stillen vor, die Herstellung Polens zur Bedingung des Friedens zu machen. Begreiflicher Weise wies Oesterreich, der Besitzer fast eines Drittels des alten Polen, die Zumuthung zurück. Darauf machte Napoleon noch einen Versuch, ob sich der zweite jener Herzenswünsche, die Befreiung der Lombardei, im Einverständnisse mit Oesterreich würde durchführen lassen. Er warf den österreichischen Bevollmächtigten die Frage hin, ob ihre Regierung sich nicht herbeilassen möchte, ihre italienischen Provinzen gegen die Donaufürstenthümer einzutauschen, ein Vorschlag, sonderbar genug im Munde des Herrschers, der so eben einen großen Krieg für die Integrität der Türkei geführt hatte *). Auch lehnten die Oesterreicher ohne weiteres ab, und bei Napoleon, der sich in einer Lieblingsvorstellung nach der

*) Prinz Albert an Stockmar, 18. Mai 1857.

andern durch Oesterreich getäuscht sah, reiften jetzt die alten Gedankenbilder zu festen Entschlüssen heran. Von Stund an kam er dem besiegten russischen Gegner mit gewinnender Freundlichkeit entgegen und bemühte sich, bei dem englischen Genossen für seine weiteren Auffassungen Boden zu gewinnen. Dem ersten englischen Bevollmächtigten, Lord Clarendon, stellte er im vertrauten Gespräche die Nothwendigkeit vor, die Karte Europas zu revidiren. Dieser warnte ernstlich: was bedeute eine solche Revision? die Zutheilung des Rheines an Frankreich, welche Preußen nicht wolle, die Herstellung Polens, welche Rußland verabscheue, die Befreiung Italiens, welche Oesterreich weigere. Napoleon zog zurück; er räumte ein, es scheine ein solches Werk, so wohlthätig und innerlich nothwendig es sein würde, für den Augenblick mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben zu sein*). Aber zugleich bemerkte er, daß der jetzigen Weltlage nichts mehr entsprechen würde, als eine Triple-Allianz zwischen England, Frankreich und Rußland, mit Ausschluß Oesterreichs; freilich mußte er sogleich erfahren, daß auch hiezu bei der englischen Regierung keine Bereitschaft vorhanden sei**). Er aber ließ sich nicht mehr in seinen Absichten beirren. Er wußte, daß es noch andere Mittel gab als die diplomatische Unterstützung befreundeter Höfe, und beeilte sich, auf dem Friedenscongresse selbst vor dem Angesichte Europas die italienische Frage feierlich stellen zu lassen. Von ihm unterstützt und getrieben erhob der große sardinische Minister Cavour vor den versammelten Mächten peinliche Anklage gegen den Papst und Oesterreich wegen der unerträglich gewordenen Lage Italiens.

*) Martin III, 492.

**) Clarendon an Prinz Albert, 18. Mai 1857.

Die öffentliche Meinung in allen Landen wurde tief erregt. Von Napoleon's Gelüsten nach einer französischen Vormacht über Südeuropa wußten Wenige, aber allgemein war das Bewußtsein, daß hier der erste Funke eines großen Brandes aufgeleuchtet hatte.

Indessen hielt der Kaiser anfangs noch zurück, und begnügte sich einstweilen, sein Verhältniß zu Rußland fester zu ziehen, indem er, gemeinsam mit dem Zaren, sowie mit Preußen und Italien, das nationale Aufstreben Rumäniens gegen die türkische Herrschaft, trotz Englands und Oesterreichs Widerspruch kräftig unterstützte. Es war dasselbe Programm, mit dem er in der italienischen und weiterhin auch in der polnischen zu wirken gedachte. Er, der Erwählte von sieben Millionen, der Vertreter des französischen Nationalwillens, er war der geborene Beschützer für die Selbstbestimmung auch der andern Nationalitäten und war jeder von dem Nationalwillen verworfenen Herrschaft antipathisch. Italien aber, Polen und Rumänien verwarfen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft, und das demokratische Herz des Kaisers konnte also nicht umhin, für diese nationalen Aspirationen ein warmes Mitgefühl zu empfinden. Mit immer größerer Liebe bildete er hienach seinen Plan einer liberalen Umgestaltung Europas aus und fand allmählich auch die Punkte, an denen die Ausführung desselben zugleich dem französischen Reiche den von dem Volke begehrten reellen Lohn für sein gemeinnütziges Wirken in Aussicht stellte. Im August 1857 hatte er eine weitere Zusammenkunft mit Königin Victoria und dem Prinzen Albert in Osborne. Es handelte sich zunächst um einen Ausgleich in der rumänischen Sache: als er erreicht war, erging sich Napoleon wieder in

langen Erörterungen, wie unbefriedigend die jetzige Gestaltung Europa's, wie nothwendig eine rationelle Umformung derselben, wie unerläßlich eine Revision der Verträge von 1815 durch einen Congreß aller europäischen Staaten sei. Mit scharfer Abneigung redete er über Oesterreich, erwähnte die Zweckmäßigkeit einer Theilung der nordafrikanischen Küste unter die Großmächte, hielt eine scandinavische Union für eine leicht erreichbare und sehr verständige Maßregel, welche unter Anderem auch die Möglichkeit gewähren würde, Preußen durch die Erwerbung Holsteins dem neuen Systeme zu gewinnen. Allerdings sollte dieses Geschenk nicht ohne Gegengabe von preußischer Seite bleiben. Einmal nach Tisch erörterte er in größter Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, plaudernd, trinkend, rauchend, dem Prinzen Albert, daß für die Befestigung seiner Dynastie in Frankreich nur noch Eins nöthig, dieses aber auch unerläßlich sei: er müsse Belgien und einige Stücke des linken Rheinufers dem französischen Reiche wieder verschaffen. Der Prinz rief aus: „Aber welche Erschütterungen, welche Kämpfe und Katastrophen! Der Widerstand unsers Parlaments, der Widerstand Preußens würden einen kolossalen Krieg herbeiführen." „Nicht im mindesten," antwortete Napoleon, „nicht ein Pistolenschuß wird deshalb abgefeuert werden. Ihrem Parlamente gebe ich einen guten Handelsvertrag, Preußen aber versteht sein Interesse und wird mir gern zwei Millionen Seelen abtreten, wenn es dafür zehn oder zwölf sich selbst in Deutschland nehmen darf." Der Prinz beeilte sich darauf, das Gespräch von dem bedenklichen Thema hinwegzulenken *).

*) Mündliche Mittheilung eines Anwesenden.

Das große Wort, welches hier so gelassen ausgesprochen wurde: die Dynastie Bonaparte bedarf zu ihrer Erhaltung den Besitz von Belgien und Rheinland — gibt die letzte Ergänzung zu Persigny's Erörterung von 1851. Was dieser noch als hypothetisch hingestellt, der Drang der öffentlichen Meinung in Frankreich auf den Besitz des linken Rheinufers, erscheint jetzt als unzweifelhafte Thatsache: die Erwerbung dieser Landschaften wird also ein Stück der dynastischen Verpflichtungen und damit ein unwandelbarer Gedanke der napoleonischen Politik. Sofort ist auch jeder Zweifel an der Erreichbarkeit verschwunden; es muß geschehen, also wird es geschehen; so erwähnt es der Kaiser denn auch dem Prinzen mit jener so ganz unvergleichlichen Gelassenheit. Je größer aber die Sicherheit, desto weniger Anlaß zur Eile; der Neffe hat keinen Tropfen von dem kriegerischen Ungestüm, welches alle Adern des Oheims erfüllte. Er wiegt sich lieber in dem Gefühle der geistigen Ueberlegenheit, womit er die Annexion der Rheinlinie ohne einen Pistolenschuß vorbereitet. Auch glauben wir ihm gern, daß er damals noch, den alten Grundsätzen getreu, an keine weitere Einmischung in die inneren deutschen Fragen dachte; erst die spätere Praxis sollte es ihm klar machen, daß die Annexion des linken Rheinufers die Beherrschung des rechten zur Voraussetzung oder zur Folge hat. Zunächst blieb seine Thätigkeit der italienischen Sache, der Ueberwältigung Oesterreichs, der Hegemonie der romanischen Völker zugewandt. Alles bisherige war vorbereitende Arbeit, jetzt erst sollte das große Drama der „civilisatorischen Neubildung Europas" beginnen, und jetzt erst werden ir Stärken und Schwächen des kaiserlichen Autors sich in nzem Umfange entfalten sehen. Er war hier in vollem Zuge

der Idées Napoléoniennes, und damit auch jedes Mittel gerechtfertigt, welches zum Zwecke führen und die Widerstände brechen könnte.

Es bezeichnet nun seine Weise, daß er zur Erreichung seines Zieles mit gleichem Eifer neben einander revolutionäre und diplomatische Waffen zu führen gedachte, und damit vielleicht den großen Krieg sich zu ersparen hoffte. So ließ er Cavour und den italienischen Nationalverein durch unablässige Agitation alle Theile der Halbinsel mit den Gedanken der patriotischen Erhebung erfüllen; sein Vetter Jerome Napoleon wurde der Mittelpunkt einer rastlosen Propaganda, die ihre Bestrebungen bis nach Neapel und Ungarn, so wie nach Galizien und Rumänien erstreckte. Als vollends anfangs 1858 Orsini sein mörderisches Attentat auf den Kaiser gemacht, und dann unmittelbar vor der Hinrichtung ihn eindringlich zur Unterstützung Italiens als der einzigen Sühne für die Frevel seines Despotismus aufgefordert hatte: da entwickelten sich jene Umtriebe in immer rückhaltloserer Weise*) und im Juli erfolgte der entscheidende Schritt bei der berühmten Zusammenkunft des Kaisers mit Cavour in dem Vogesen-Bade Plombieres. Cavour hat später behauptet, nicht er, der in seiner Stellung die Gefahren des Unternehmens stärker empfinden mußte, sondern Napoleon sei hier der Drängende und Treibende gewesen**). Allerdings von einem italienischen Einheitsstaate wollte der Kaiser nichts wissen, und Cavour, dem vor allem an der Besiegung Oesterreichs lag, erklärte sich bereit, auf einen italienischen Staaten-

*) Bericht des Grafen Pourtales 2. Mai 1859, und sonst vielfach.
**) Martin IV, 428.

bund einzutreten, in dem auch der Papst irgend eine Stelle finden könnte. Dann sollte Piemont das bisher österreichische Lombardo-Venetien nebst Modena und Parma erhalten; Toscana, wenn es sich anschlösse, würde mit den päpstlichen Legationen ausgestattet werden, und schließlich unter diesen Voraussetzungen Napoleon Savoyen und Nizza annectiren, als den reellen Gewinn nach den Forderungen der öffentlichen Meinung in Frankreich. Es verstand sich, daß diese Abrede einstweilen in das tiefste Geheimniß versenkt blieb; auch die französischen Minister erfuhren davon keine Sylbe.

Was die europäischen Großmächte betraf, so war Napoleon einer wohlwollenden Neutralität Rußlands sicher, wenn seine Waffen guten Fortgang hatten, und durfte vielleicht auf thatkräftige Unterstützung rechnen, falls Oesterreich im Kampfe Erfolge errang. Denn in Petersburg stand vor allem der Entschluß fest, daß Oesterreich nicht als Triumphator aus diesem Conflict hervorgehen dürfe*). In England war die Stimme der Nation und die Ansicht der Whigs, namentlich der Lords Palmerston und John Russel, der nationalen Begeisterung Italiens entschieden günstig, während die zur Zeit herrschenden Tories den Störer des europäischen Friedens zwar mit ihrem Unwillen, sicher aber nicht mit activer Feindschaft bedrohten. Uebrigens suchte der Kaiser die englischen Staatsmänner durch die Versicherung im voraus zu beruhigen, daß er aus Rücksicht auf die Kirche die päpstliche Herrschaft, und aus Rücksicht auf Rußland das Königreich Neapel nicht antasten, sondern seine Erfolge streng auf Norditalien beschränken werde. End-

*) Wiederholt von Hrn. v. Bismarck berichtet.

lich in Deutschland rührte sich allerdings das erwachende Nationalgefühl in weiten Kreisen ebenso lebhaft für Oesterreich wie in Italien gegen dasselbe: hier aber baute Napoleon auf Preußen, das seit 1850 durch Oesterreich stets mißhandelte Preußen, wo eben jetzt mit dem Eintritt des Prinzen-Regenten die altliberale, einst in Olmütz niedergeworfene Partei zur Regierung berufen wurde. Schon im Jahre 1857 hatte Napoleon bei einer Zusammenkunft in Stuttgart dem Kaiser Alexander das feste Versprechen gegeben, in keinem Falle bei seinem österreichischen Kriege deutsches Bundesgebiet zu verletzen *). Preußen würde also keinen rechtlich zwingenden Grund zu bewaffnetem Einschreiten haben, und endlich hoffte ja Napoleon den Berliner Hof durch die Aussicht auf norddeutsche Erwerbungen sogar in sein Bündniß ziehen zu können. Er hielt sich also auf allen Seiten gegen die Entstehung einer feindlichen Coalition gedeckt, und begann, einstweilen noch in ruhiger Bedächtigkeit, die vorbereitende Rüstung, während Graf Cavour und dessen italienische Genossen bereits laut und öffentlich von dem bevorstehenden Kriege redeten, und damit Oesterreichs Argwohn und Erbitterung von Tag zu Tage weiter reizten. Unter diesen Umständen sprach bei der großen Neujahrsaudienz 1859 Napoleon zu dem österreichischen Gesandten das geflügelte Wort: zu meinem Bedauern sind die Beziehungen zwischen unseren Regierungen gespannt, dennoch aber ist meine persönliche Hochachtung für den Kaiser Franz Joseph unvermindert. Der Eindruck ging durch ganz Europa; eine allgemeine Panik erschütterte die Börsen; alle

*) Mittheilung Alexander's an den preußischen Militärbevollmächtigten, Hrn. v. Loën. Dessen Bericht vom 16. Mai 1859.

Welt sah darin eine schwach verhüllte Kriegserklärung, und Oesterreich warf ohne Zaudern eine Verstärkung von 30,000 Mann in die Lombardei.

Schon längst war in Wien Aufregung und Zorn gegen den demokratischen Imperator nicht gering; man war entschlossen, bei der ersten Bedrohung des österreichischen Besitzstandes alle Hebel zum völligen Sturze des verabscheuten Widersachers anzusetzen. Dieser aber war bei weitem nicht plump genug, um sich solchen Streichen Preis zu geben. Napoleon sprach seine hohe Verwunderung aus, daß man seine versöhnliche Neujahrsrede als eine Drohung mißdeuten könne; wenn auf einen solchen Vorwand hin Oesterreich mitten im Frieden eine Armee aufstelle, so sei damit die Angriffslust der Hofburg deutlich erklärt. Er aber, in seiner Friedensliebe, hatte statt dessen den Antrag gestellt, daß Frankreich und Oesterreich gemeinsam den Papst zu den längst unerläßlichen Reformen auffordern, und im Falle der Weigerung beide ihre Truppen aus dem Kirchenstaate abrufen sollten. Es war ein für Oesterreich höchst unbequemer Schritt. Trat man dem Vorschlag bei, so war die Revolution im Kirchenstaat gewiß; lehnte man ab, so hatte Napoleon die öffentliche Meinung Englands für seine weiteren Schritte gewonnen*). Und ein solcher erfolgte auf der Stelle.

Nach den Beschlüssen des Wiener Congresses von 1815 sollte Oesterreich allerdings Lombardo-Venetien besitzen, das übrige Italien aber aus unabhängigen Staaten bestehen. Nun

---

*) Bernstorff's Bericht vom 4. Januar 1859, nach Gesprächen mit Clarendon.

hatte jedoch Oesterreich bald nachher mit Modena, Toscana, Neapel Specialverträge geschlossen, welche ihm die wichtigsten Befugnisse in jenen Territorien einräumten, mithin die Souverainetät jener Staaten stark beschränkten und die Suprematie Oesterreichs über die ganze Halbinsel feststellten. Napoleon, wie er den Völkern gegenüber seine Vormachtsgelüste hinter der Befreiung Italiens versteckte, nahm jetzt für die diplomatische Action diese Specialverträge zum Vorwand der Befreiung Italiens. Ohne der Lombardei in irgend einer Weise zu erwähnen, begehrte er gerade im Namen des alten Völkerrechts die Aufhebung jener Verträge. Die rechtliche Erörterung war sehr wohl zu widerlegen; gerade wenn die italienischen Staaten unabhängig waren, durften sie mit Oesterreich beliebige Bundesverträge schließen; immer aber bekundete Napoleon hier lediglich eine andere Auffassung des bestehenden Völkerrechts, keineswegs aber die Absicht, dasselbe durch eine kriegerische Revolution zu stürzen. Immer konnte er hoffen, damit dem Gegner die formelle Verantwortung des Bruches zuzuschieben.

Er dachte deshalb nicht gleich loszuschlagen. Im Gegentheil, die französischen Rüstungen waren noch nicht weit gediehen, während Oesterreich in unruhiger Hast eine Division nach der andern über die Alpen an die sardinische Grenze sandte, seine schmalen Geldmittel erschöpfte, vielleicht bei der Fortführung des diplomatischen Schachspiels sich immer mehr in's Unrecht brachte und damit dem Gegner die Aussicht auf neue Allianzen eröffnete. Zwar hatten die ersten derartigen Versuche Napoleon's geringen Erfolg. Freundliche Andeutungen, welche er damals nach Berlin gelangen ließ, auf norddeutsche Erwerbungen vermittelst einer französischen Allianz, fanden dort taube Ohren,

da Preußen sich für alle Möglichkeiten freie Hand vorzubehalten gedachte. Auch die englische Regierung, weit entfernt von einer Unterstützung der napoleonischen Pläne, zeigte kein anderes Streben als auf Verhütung des Kriegs, und sandte Mitte Februar ihren Pariser Botschafter, Lord Cowley, als Träger einer Vermittlung nach Wien. Dieser fand die Aufgabe schwierig genug, zuletzt aber doch nicht hoffnungslos, und erlangte eine vorläufige Billigung Oesterreichs für römische Reformen und Aenderungen in den Specialverträgen, so daß Napoleon und Cavour bereits zu sorgen begannen über eine mögliche Einigung zwischen Wien und London. In diesem Augenblicke aber trat Rußland helfend dazwischen, mit einem Vorschlag, der so ganz napoleonisch gedacht war, daß mehr als Einer der damaligen Beobachter der Ueberzeugung lebte, Napoleon sei durch denselben ganz und gar nicht überrascht worden, durch den Vorschlag nämlich, die italienische Frage der Entscheidung durch ein europäisches Tribunal, durch einen Congreß der fünf Großmächte zu unterbreiten*). Wie sich versteht, acceptirte das französische Cabinet auf der Stelle, und für eine Weile begann Napoleon's Politik für Freund und Feind vollkommen räthselhaft zu werden. Sein Minister Graf Walewski floß über von Betheurungen und Maßregeln des Friedens, drängte Sardinien zu rascher und gründlicher Abrüstung als nöthiger Vorbedingung des Congresses**), wies jedes Streben zur Revolutionirung Ita-

---

*) Walewski's Mittheilung an den Prinzen Reuß in dessen Bericht vom 18. März. Eine bestimmte Kenntniß von Lord Cowley's Erfolgen in Wien war damals noch nicht vorhanden.

**) Bericht des Prinzen Reuß vom 5. März. Bericht des Grafen Pourtales 17. März.

liens weit hinweg. Der Kaiser selbst aber flüsterte dem sardinischen Gesandten in das Ohr: seid ohne Sorge, das alles wird auf nichts hinauslaufen*). Cavour indessen war doch ernstlich beunruhigt, eilte selbst nach Paris und erhielt von Napoleon neue Verheißung seiner Zuverlässigkeit. Aber in einiger Verzweiflung blieb der französische Gesandte in Turin, der fort und fort Instructionen bald vom Minister bald vom Kaiser mit geradezu entgegengesetzten Weisungen erhielt. Damals, Mitte März, machte König Leopold von Belgien, der natürlich diesen Verwicklungen mit gespannter, ja ängstlicher Aufmerksamkeit folgte, dem Kaiser einen Besuch in Paris. Der preußische Gesandte, Graf Pourtales, hatte mit ihm ein längeres Gespräch über Napoleon**). „Er ist," sagte Leopold, „seit zehn Jahren sehr verschieden, oft zu hart, oft zu günstig, beurtheilt worden. Er ist zugleich phlegmatisch und Lebemann, ohne äußerste Kühnheit, aber ein großer Projectenmacher, und mit seiner Vergangenheit hat er die Neigungen und Gewohnheiten des Verschwörers beibehalten, welche wunderlich mit seiner Neigung zur Ruhe, zu den Vergnügungen und dem Wohlleben seiner jetzigen Stellung contrastiren. Er hat stets den Gedanken einer Revision der Karte Europa's geliebt, und in diesen, sonst ziemlich unbestimmten Rahmen fallen ohne Zweifel auch Frankreichs „natürliche" Grenzen. Dagegen aber erinnert er sich des schließlichen Schicksals seines Oheims, und lebt in stetem Argwohn vor der Entstehung einer europäischen Coalition, die auch sonst bei den Franzosen sehr lebendig ist." Leopold sprach

*) Bericht Cowley's bei Martin IV, 399.

**) Bericht vom 14. März.

deshalb den Wunsch aus, daß Oesterreich und Preußen einig bleiben möchten, weil dann Napoleon jedem Gedanken an einen Feldzug am Rheine entsagen würde. Den italienischen Krieg halte er für keine schwere Sache; man könne die Oesterreicher mit der Reitpeitsche aus der Halbinsel verjagen; dann würde, denke er, vielleicht der kriegerische Geist in Frankreich wieder erwachen, und weitere Pläne sich verwirklichen lassen. „Recht und Moral," bemerkte der König, „haben geringes Gewicht bei ihm, aber er ist zugänglich für jede Erwägung der Zweckmäßigkeit; eben deshalb wünsche ich, daß er in der Furcht vor einer europäischen Coalition, daß zunächst die Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen erhalten bleibe. Leider," setzte Leopold hinzu, begeht Oesterreich täglich schlimme Fehler."

In der That war in Wien allmählich eine gerechte Ungeduld und ein übertriebenes Selbstgefühl über jede ruhige Erwägung Meister geworden. Man sah die List des Gegners, welcher durch berechnetes Zaudern die Zeit für die eigne Waffnung zu gewinnen und die Kräfte Oesterreichs in zehrender Unthätigkeit aufzureiben suchte. Man war entrüstet über den Vorschlag eines Congresses, bei dem Oesterreich, formell als miturtheilende Macht, thatsächlich aber auf der Anklagebank erscheinen sollte, gegenüber Napoleon's Umtrieben, Preußens und Englands Gleichgültigkeit, Gortschakoff's schadenfrohem Hasse.

Auch war der Wiener Hof entschlossen, es nimmermehr dazu kommen zu lassen. Er meinte in seinen Rüstungen den Franzosen voraus zu sein; er hoffte, Deutschland mit sich fortzureißen; er dachte dann in einem großen Zuge geraden Wegs auf Paris das Empire zu stürzen und mit Heinrich V. ein legitimistisch-klerikales Regiment, wie es damals auf den öster-

reichischen Territorien lastete, auch in Frankreich zur Herrschaft zu bringen. So zog er die Verhandlung über den Congreß in die Länge, suchte Preußen durch eine von Mäßigung überströmende Mission des Erzherzogs Albrecht an sich zu ziehen und entschied zu gleicher Zeit durch ein herrisches Ultimatum an Sardinien den Krieg.

Der diplomatische Triumph war hier vollständig auf der französischen Seite. Alle andern Mächte hatten das Mögliche gethan, den Congreß zu Stande zu bringen; nach mühseligen Schreibereien war zwischen ihnen ein vorläufiges Programm auf Grund eines von Oesterreich selbst angeregten Gedankens vereinbart worden: da hatte das Wiener Kabinet die friedlichen Erwägungen Europa's mit gewappneter Faust durchrissen und die Kriegsfurie eigenmächtig entfesselt. Die Wirkung war die übelste für die Hofburg. Rußland klagte laut die österreichische Böswilligkeit an*). In England gab es seitdem kein Gegengewicht gegen die populäre Gunst für Italien mehr**). Preußen zog sich auf die streng bemessene Linie der Beschützung der deutschen Bundeslande zurück***). In Frankreich selbst, wo der Krieg bisher durchaus keinen Anklang gefunden, setzte die Meinung der Massen um; da Sardinien doch einmal mit Frankreich verbündet sei, enthalte Oesterreichs grobes Verfahren auch eine grobe Beleidigung der französischen Nation. Der Wunsch also Napoleon's, Oesterreich ins Unrecht zu setzen, war glänzend erreicht. Vielleicht zu glänzend, in mehr als einer Beziehung.

---

*) Bismarck 22. und 23. April.

**) Bernstorff passim.

***) Circular vom 26. April.

Durch den allgemeinen Unwillen gegen Oesterreich ließ er sich verleiten, jetzt auch seinerseits die Maske abzuwerfen, und nicht bloß, wie bisher, Reformen auf dem bestehenden Rechtsboden, sondern die gänzliche Vertreibung Oesterreichs aus Italien in seinem Kriegsmanifest anzukündigen. Zugleich aber kam er für den Augenblick militärisch in eine peinliche Lage. Denn so schnell hatte er die Wirkung seiner Provocationen nicht erwartet. Sein Kriegsminister war durchaus noch nicht fertig, und trotz unermeßlicher Anstrengung verging beinahe ein Monat, ehe 100,000 Franzosen in Oberitalien standen. Dann aber folgte, Dank der Unfähigkeit der österreichischen Führung, der Siegeslauf von Magenta bis Solferino, überall begleitet durch die Erhebung der italienischen Bevölkerungen gegen ihre bisherigen Herrscher, in Toscana, Modena, Parma, den päpstlichen Legationen. In Florenz übernahm Prinz Napoleon die Führung, wie Viele glaubten, als künftiger Landesfürst, nach Cavour's sehr bestimmter Versicherung auf ein militärisches Commando beschränkt. Auf Neapel meldete damals Prinz Lucian Murat seine Ansprüche an, jammerte aber gleich nachher in Paris sehr kläglich, daß der Kaiser gar nichts für ihn thun wolle. Diese Fragen waren wohl für Napoleon selbst zur Zeit noch offene, und je nach den Umständen künftig zu entscheiden. Immer aber gingen damals die französischen Hoffnungen hoch. Es bedurfte nur noch einer voraussichtlich kurzen militärischen Anstrengung, des Falles von Verona, welche Festung sehr ungenügend gerüstet war, des Zurückwerfens der stark demoralisirten Oesterreicher aus Venetien: und das leuchtende Ziel war erreicht, Italien von österreichischer Herrschaft befreit, dafür aber um so vollständiger dem französischen Einflusse unterworfen und viel=

leicht großen Theils von französischen Vasallen beherrscht. Allein neue Wendungen standen bevor.

Man kann sehr klug, sehr listig sein, und dennoch oder eben deshalb Wahrheiten übersehen, welche für weniger schlaue Menschen handgreiflich sind. Napoleon hatte seine Zwecke nach verschiedenartigen Motiven gewählt und mit verschiedenartigen Mitteln verfolgt, und dabei nicht wahrgenommen, in welchem Grade Eines das Andere ausschloß. Er trug eine Neugestaltung Europa's im Sinne, der reinen Vernunft und Humanität entsprechend, durch Befreiung der unterdrückten Nationalitäten auf gesunde Festigkeit der Zukunft berechnet: zugleich aber sollte das System in einer Machterhöhung Frankreichs und der Napoleoniden gipfeln, welche mit den neuen Grundsätzen überall nichts zu schaffen hatte, ja nach ihnen schlechterdings unerreichbar war. In dem einen Sinne hatte er kein Bedenken getragen, in ganz Italien die Revolution zu entfesseln und sie durch seinen Vetter weithin im Oriente vorbereiten zu lassen: in dem andern war er bemüht, das Wohlwollen der Großmächte zu bewahren oder zu gewinnen, die bei aller augenblicklichen Interessenpolitik doch im innersten Herzen conservativ waren oder wenigstens bei jedem Dritten conservative Gesinnung forderten. So hatten seine Siege in kurzer Frist ihm Widerspruch und Mißtrauen auf allen Seiten erweckt. Die französischen Staatsmänner jeder Farbe erklärten seine Politik für mißlich oder verderblich. Walewski hatte dringend aber vergeblich gebeten, in der letzten Thronrede die Achtung vor den bestehenden Verträgen auszusprechen*), in dem darauf folgenden

*) Prinz Reuß 9. Februar.

Kriegsmanifest aber die Forderung „Italien frei bis zur Adria" wegzulassen. Drouin de Lhuys murrte: „was will der Kaiser mit Italien? Für Frankreich war der bisherige Zustand vortheilhafter, als irgend ein anderer werden kann" *). Persigny rang die Hände: durch ein unseliges Mißverständniß, rief er, stürzt der Kaiser sich und Frankreich in das Verderben. Er beschwor den preußischen Gesandten, dahin zu wirken, daß die neutralen Mächte einschritten und Frankreich zum Frieden zwängen **). Ganz ähnlich redete Thiers. Er beklagte, daß England nicht unter Anschluß Preußens durch offene Kriegsdrohung gegen jeden Friedensstörer den Krieg verhindert hätte. Man hätte dann gewisse Reformen in Italien herbeiführen können, ohne das jetzige halsbrechende Spiel zu eröffnen. Nachdem man die Oesterreicher über den Mincio zurückgeworfen, würden die wahren Schwierigkeiten erst beginnen. Verletzungen der deutschen Grenze würden dann unvermeidlich, Deutschland in den Kampf verwickelt, England zur Theilnahme gezwungen sein. Für Frankreich würden colossale Anstrengungen nöthig und der Sturz der Dynastie wahrscheinlich werden. „Als Parteimann, sagte Thiers, könnte ich ja damit zufrieden sein, aber ich liebe mein Vaterland. Und dieser Krieg schädigt Frankreich auch im besten Falle; nur ein Weltbürger wie Napoleon konnte darauf verfallen: wenn er siegreich endigt, kann er nur eine Vergrößerung Sardiniens bewirken, welches für Frankreich immer nur ein unzuverlässiger und undankbarer Bundesgenosse sein wird" ***).

*) Pourtales 17. April.
**) Bernstorff 21. Mai. Reuß 30. Mai.
***) Bericht des Grafen Pourtales 12. Mai.

Bedenklicher aber noch als im Innern Frankreichs stand es draußen in Europa. Zwar that England das Mögliche, den Krieg zu localisiren, d. h. die deutschen Staaten von einer Unterstützung Oesterreichs abzuhalten*), und als bald nachher die Whigs an das Ruder kamen, gab es in London nicht die geringste Aussicht mehr für Oesterreich. Aber auch darüber ließ Lord Palmerston keinen Zweifel, daß seine Sympathie für Italien durchaus von einer Begünstigung französischer Annexionen verschieden sei; auf ihn konnte wohl Cavour, Napoleon aber in keiner Weise rechnen. Sodann in Rußland hatte man freilich die ersten Unfälle Oesterreichs mit Jubel begrüßt, und Preußen dringend ermahnt, auf ein französisches Anerbieten einzugehen, welches Garantie der Unverletzlichkeit des deutschen Bundesgebiets durch alle Mächte verhieß, wenn Preußen unverbrüchliche Neutralität in dem Kriege zusage, und somit Oesterreich seinem Schicksal überlasse. Sehr bestimmt sprach damals Kaiser Alexander die Meinung aus, daß er der aufrichtige Freund Preußens sei, aber bei einer Theilnahme desselben am Kriege gegen Frankreich sich in jeder Hinsicht freie Hand vorbehalte; wer da glaube, daß er unter allen Umständen stille sitzen werde, sei in einem großen Irrthum befangen**). Allein wie stark auch seine Abneigung gegen Oesterreich war, so wenig fand er die revolutionäre Seite des napoleonischen Treibens nach seinem Geschmack oder im Einklang mit Rußlands Interessen. Von Tag zu Tag setzte bei diesen Wahrnehmungen seine Stimmung um. Schon gegen Ende Mai mußte sein Minister Fürst Gort-

*) Depesche vom 2. Mai nach Frankfurt.

**) Berichte Bismarck's vom 29. April, 30. April. Erlaß des Hrn. v. Schleinitz 6. Mai.

schakoff dem französischen Botschafter ernsten Vorhalt machen, daß Napoleon durch seine falschen Schritte England und Deutschland gegen sich unter die Waffen bringen, und Rußland die revolutionäre Wendung der französischen Politik nimmermehr unterstützen würde; das Manifest „bis zur Adria“, die Stellung des Prinzen Napoleon in Toscana, der Plan, polnische und ungarische Legionen zu bilden, die Revolutionirung der italienischen Kleinstaaten, das Alles sei mit den russischen Grundsätzen unverträglich*). Auf eine französische Sondirung, ob gegen ein etwaiges Einschreiten Preußens Napoleon russische Hülfe erwarten könnte, erfolgte jetzt ein sehr bestimmtes Nein**). Vertraulich gestand damals der französische Botschafter in Petersburg seinem preußischen Collegen, daß sein Kaiser sich keine Täuschung über die Schwierigkeiten seiner Lage mache.

Das Entscheidende war, daß damals eben Preußen begann, aus seiner zuwartenden Stellung herauszutreten. Seit dem Herbste 1858 herrschte dort ein Fürst, der ein Mann war, und zwar ein Mann von geradem Verstande, strenger Pflichttreue und festem Muthe. Er hatte keinen Beruf in sich empfunden, für Oesterreichs verfehlte italienische Politik die Waffen zu erheben; ebenso wenig fand damals der Gedanke bei ihm Anklang, durch Bekämpfung Oesterreichs mit einem Schlage Preußen die Beherrschung Deutschlands zu erringen: was ihn antrieb, war die Ueberzeugung, daß es weder Preußens Würde noch Deutschlands Sicherheit entspreche, wenn ein neuer Bonaparte eigenmächtig die alten Verträge stürze, die rechtmäßigen

*) Bismarck 19. und 26. Mai.

**) Schon etwas früher durch Hrn. v. Kisseleff in Paris. Am 23. Juni versichert es Alexander dem Hrn. v. Loën.

Fürsten verjage, in Europa das Unterste zu oberst kehre. Durch sein etwas ängstliches Ministerium zurückgehalten, schritt er langsam in seinen Maßregeln vorwärts, ließ aber doch bereits Ende Mai eine erste Anfrage noch London hinübergehen, ob man nicht verbunden gegen die Fortsetzung des Kampfes einschreiten wolle. England fand, daß der Versuch verfrüht sein würde. Der Prinz-Regent wartete mehrere Wochen, mobilisirte zuerst drei Armeecorps, dann sein ganzes Heer und richtete am 24. Juni, dem Tage der Schlacht von Solferino, eine bestimmte Aufforderung an Rußland und England zu einer gemeinsamen Vermittlung. Specielle Vorschläge über den Inhalt des den Parteien aufzuerlegenden Friedens waren hier nicht gemacht, sondern nur im allgemeinen der Wunsch angedeutet, den Territorialbestand nach den Verträgen von 1815 aufrecht zu erhalten, zugleich aber auch die Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Bevölkerung Italiens durch liberale Reformen damit auszusöhnen. Wenige Tage später stellte Preußen den Antrag am Bunde, das Bundesheer mobil zu machen, und unter preußische Führung zu stellen. Napoleon erhielt aus London und Petersburg sogleich Kenntniß von dem Berliner Vermittlungsantrag *), und somit von Preußens Ansicht, daß eine Aenderung des territorialen Besitzstandes in Italien nicht wünschenswerth sei. Für ihn war dies nach seinem Manifest und seinen Siegen schlechthin unannehmbar. Kam es dann aber zum Kriege mit Preußen und Deutschland, so war Frankreich am Rheine dem Angriffe von 400,000 Mann ausgesetzt, dem es für den Augenblick am Oberrhein nicht die Hälfte entgegenstellen konnte. Zum

*) Pourtales, 30. Juli, Mittheilung von Walewski.

ersten Male seit seiner Erhebung stand der Kaiser vor einer drohenden Gefahr, und war ihm die Leitung der Geschicke aus der Hand genommen.

Es war der Wendepunkt für seine ganze Regierung. Wer eine Welt zu erneuern auf sich nimmt, muß in dem Bewußtsein leben, jeder Gefahr überlegen zu sein. Napoleon aber fühlte sich nicht stark genug gegenüber den allseitigen Schwierigkeiten; er suchte ihnen zu entrinnen und fand dazu das Mittel in einer Intrigue, die in einem Lustspiel niederer Gattung eine würdige Stelle gehabt hätte*). In London ließ er auf die Kunde von Preußens Auftreten durch Persigny ein Friedensprogramm in sieben Punkten vorlegen, wonach Venetien ein unabhängiger Staat unter einem österreichischen Erzherzog werden, die Lombardei, Modena und Parma an Sardinien, Toscana an den Herzog von Parma fallen sollte: wenn England auf dieser Basis einen Waffenstillstand beantragen wolle, werde Frankreich sofort zustimmen. Der Minister Lord John Russel sprach dem Botschafter seine persönliche Ansicht aus, daß ihm der Vorschlag ganz angemessen erscheine; die englische Regierung aber lehnte ab, irgend einen Schritt dafür zu thun, und begnügte sich, dem österreichischen Botschafter das Actenstück zur Kenntnißnahme mitzutheilen, wobei dann allerdings Lord John auch auf dieser Seite den Ausdruck seiner persönlichen Ansicht

---

*) Das Folgende nach den Berichten des Hrn. v. Werther, vom 15., 16., 20. und 28. Juli über seine Verhandlungen mit dem Grafen Rechberg, des Prinzen Reuß vom 8. und 18. Juli über die Mittheilungen des Grafen Walewski, des Grafen Bernstorff vom 21., 23. und 27. Juli über die Londoner Vorgänge, des Grafen Pourtales über eine Conferenz mit Walewski vom 30. Juli.

wiederholte. Der russische Minister fand ebenfalls keinen Gegengrund gegen die sieben Punkte, ohne jedoch an Preußen eine amtliche Mittheilung darüber zu machen. Gleichzeitig besprach der französische Botschafter mit dem Minister von Schleinitz in Berlin die beantragte Vermittlung; Schleinitz ohne eine Ahnung von den sieben Punkten, vielmehr in dem Bewußtsein, durch die Forderung der alten Grenzen den österreichischen Interessen vollauf Rechnung zu tragen, sprach die Hoffnung aus, daß der Kaiser Franz Joseph die Vermittlung annehmen würde; geschähe das nicht, setzte er arglos hinzu, und sollte Oesterreich übertriebene Begehren stellen, so würde Preußen ihm weder materiell noch moralisch Beistand leisten können. Walewski beeilte sich, dies alles telegraphisch in das französische Hauptquartier zu berichten, und Napoleon wußte es in eindringlicher, wenn auch nicht gerade ehrlicher Weise zu verwerthen. Bereits am 7. Juli hatte er den General Fleury zu Franz Joseph hinübergeschickt, mit der Meldung, eine neutrale Macht wolle einen Waffenstillstand vorschlagen, Venedig solle am 8. von die französische Flotte angegriffen werden, zur Verhütung [illegible] Brand und Blutvergießen werde anheim gegeben, den neutralen Vorschlag nicht erst abzuwarten, sondern sogleich [illegible] Unterhandlung einzutreten. Eine bereitwillige [illegible] im österreichischen Hauptquartier dieser [illegible] Drei Tage früher hatte Preußen in [illegible] auf Mobilisirung des Bundesheeres [illegible] eingebracht, welche letztere [illegible] wollte — ehe wir eine [illegible] schrieb damals die amtliche [illegible] drei Lombardeien [illegible]

der fremden Bajonette die Revolution gemacht hat; sobald sie den fremden Waffenschutz verlieren, wird das ganze Volk mit Jubel seine geliebten Fürsten wieder sehen. Ohne alle Schwierigkeit einigte man darauf sich weiter, daß Italien eine Bundesverfassung erhalten, Oesterreich für Venetien in den Bund eintreten, der Papst, den man zu innern Reformen einladen würde, den Ehrenvorsitz im Bunde führen sollte. Die Verständigung war erreicht. Napoleon hatte, um dem preußischen Kriege auszuweichen, sein Manifest „bis zur Adria" geopfert und die Versprechungen von Plombières für den Augenblick zurückgestellt. Er schrieb jetzt eigenhändig, zum Theil unter Rechberg's Dictat, den Text der Präliminarien nieder. Victor Emanuel gab seine Zustimmung ohne Widerspruch. Franz Joseph aber proclamirte durch ganz Europa, er habe den Frieden nur deshalb geschlossen, weil der Feind ihm bessere Bedingungen eingeräumt habe, als in der Absicht seiner natürlichen Verbündeten gelegen: woraus denn ein zorniger Notenwechsel zwischen Wien und Berlin hervorging, bis sich Oesterreich späterhin von der Thatsache der Mystification überzeugte, deren Opfer sein Kaiser geworden war. Seinerseits sagte Napoleon, als seine Minister ihm ihr Befremden über das Aufgeben Toscanas und Modenas aussprachen: was wollt ihr? die Ritterlichkeit, Einsicht und Welterfahrung Franz Joseph's haben mich fascinirt.

Immer aber hielt er seinen Triumpheinzug in Paris nicht mit freiem Herzen. Ohne Frage hätte sein Oheim die preußische Intervention trotz aller Gefahren mit sofortiger Kriegserklärung beantwortet; der erste Napoleon hätte gewußt, daß sich eine Umgestaltung Europas nicht ohne Krieg bis zum Aeußersten vollziehen läßt. Der Neffe aber hatte erlebt, daß er kein Feldherr

war; die Greuel des Schlachtfeldes hatten sein weicheres Nervensystem tief erschüttert; er war vor dem drohenden Sturme gewichen. Damit war denn das schöne Bild der französischen Suprematie über ganz Italien vernichtet, und nachdem er weder Venetien, noch Modena und Parma, wie er zu Plombières versprochen, den Piemontesen verschafft hatte, konnte er nicht einmal die verheißene Gegenleistung, die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich, verlangen. Und noch weitere Verwicklungen bereiteten sich vor. Drei Jahre lang hatte er alles gethan, die Gluth der nationalen Begeisterung in Italien zu schüren: jetzt stand diese in vollen Flammen; Niemand im Lande wollte von der Herstellung der vertriebenen Fürsten hören; alles Volk in Florenz, Modena, Bologna hatte nur den einen Ruf nach der Vereinigung mit Piemont. Warf Napoleon dagegen in Turin sein Herrscherwort in die Wagschale, so diente er nur dem österreichischen Interesse und entfremdete sich Italien für immer. That er es nicht, so brach er das in Villafranca gegebene Versprechen; zugleich wuchs Italien zu einem selbständigen Einheitsstaate heran, und auch für die Zukunft war der Gedanke französischer Oberhoheit über das Land beseitigt. Immer aber durfte er dann auf die anhängliche Dankbarkeit des befreiten Volkes rechnen; statt des Vasallen hatte er wenigstens einen Alliirten gewonnen, und konnte in diesem Falle auch wieder auf die Abtretung von Savoyen und Nizza zurückkommen.

Ohne Zweifel würde er sich rasch genug für die letzte Alternative entschieden haben, zumal England jetzt mit seinem ganzen Gewichte für die populäre Sache empfehlend eintrat. Er würde Italien entschlossen weiter unterstützt haben, wäre

der fremden Bajonette die Revolution gemacht hat; sobald sie den fremden Waffenschutz verlieren, wird das ganze Volk mit Jubel seine geliebten Fürsten wieder sehen. Ohne alle Schwierigkeit einigte man darauf sich weiter, daß Italien eine Bundesverfassung erhalten, Oesterreich für Venetien in den Bund eintreten, der Papst, den man zu innern Reformen einladen würde, den Ehrenvorsitz im Bunde führen sollte. Die Verständigung war erreicht. Napoleon hatte, um dem preußischen Kriege auszuweichen, sein Manifest „bis zur Adria" geopfert und die Versprechungen von Plombières für den Augenblick zurückgestellt. Er schrieb jetzt eigenhändig, zum Theil unter Rechberg's Dictat, den Text der Präliminarien nieder. Victor Emanuel gab seine Zustimmung ohne Widerspruch. Franz Joseph aber proclamirte durch ganz Europa, er habe den Frieden nur deshalb geschlossen, weil der Feind ihm bessere Bedingungen eingeräumt habe, als in der Absicht seiner natürlichen Verbündeten gelegen: woraus denn ein zorniger Notenwechsel zwischen Wien und Berlin hervorging, bis sich Oesterreich späterhin von der Thatsache der Mystification überzeugte, deren Opfer sein Kaiser geworden war. Seinerseits sagte Napoleon, als seine Minister ihm ihr Befremden über das Aufgeben Toscanas und Modenas aussprachen: was wollt ihr? die Ritterlichkeit, Einsicht und Welterfahrung Franz Joseph's haben mich fascinirt.

Immer aber hielt er seinen Triumpheinzug in Paris nicht mit freiem Herzen. Ohne Frage hätte sein Oheim die preußische Intervention trotz aller Gefahren mit sofortiger Kriegserklärung beantwortet; der erste Napoleon hätte gewußt, daß sich eine Umgestaltung Europas nicht ohne Krieg bis zum Aeußersten vollziehen läßt. Der Neffe aber hatte erlebt, daß er kein Feldh-

kannt, wiesen beide Parteien diesen hofmeisterlichen Schiedsspruch gleich eifrig zurück. Der Papst forderte seinen ganzen frühern Besitz, und bezeichnete die kaiserlichen Erörterungen als ein widerliches Gemisch von Heuchelei und Brutalität; die französischen Bischöfe agitirten für ihn wie Ein Mann in Hirtenbriefen, Kanzelreden, Zeitungsartikeln; die politische Todtenstille, die seit dem Staatsstreiche über Frankreich gelegen, war mit einem Schlage zu Ende, und eine stürmische Bewegung erfüllte das Land. Andererseits erhob sich Cavour, jetzt der Ueberlegenheit seiner Stellung sicher, in gewaltigem Schwunge, reunirte rasch nach einander alle mittelitalischen Lande, und gewann Napoleon's Zustimmung, indem er sich zu der in Plombières verheißenen Abtretung Savoyen's und Nizza's im März 1860 herbeiließ. Der Kaiser, welcher den Franzosen rühmend verkündigte, daß er an dieser Stelle Frankreichs natürliche Grenzen wieder hergestellt habe, mußte freilich bald erkennen, daß dieser „reelle Gewinn" durchaus nicht ein allseitig fruchtbares Geschäft für ihn ergeben hatte. Die Schweiz protestirte heftig gegen die französische Annexion des nördlichen, einst im Jahre 1815 vom Wiener Congreß als neutrales Land erklärten Savoyen. In ganz Deutschland wogte bei jener Erinnerung an die „natürlichen Grenzen" das alte Mißtrauen gegen eine französische Revindication der natürlichen Rheingrenze auf; in Belgien erhob man sich gegen jeden Gedanken an französische Herrschaft; in England begann man die Bewaffnung der freiwilligen Schützen, und Lord Palmerston, der damals von dem früher bewunderten Napoleon sagte, sein Kopf sei so voll von Intriguen, wie ein Kaninchengehege von Kaninchen, forderte im Parlamente eine starke Summe zur Küstenbefestigung, weil, wie

er offen erklärte, das Land gegen die Gefahr einer französisch
Landung gesichert werden müsse. Unter diesen Umständen tr
Cavour kein Bedenken, keck voran zu schreiten, möchte es Nap
leon gefallen oder nicht, durch Garibaldi die Revolution na
Sicilien und Neapel tragen, durch ein piemontesisches He
Umbrien, die Marken und Neapel besetzen, und Victor Emanu
als König von Italien proclamiren zu lassen. Napoleon g
nehmigte, was er nicht hindern konnte, und war nur bemüh
seine Beziehungen zu den Großmächten möglichst wieder au
zuheilen. Er begrüßte den Prinz-Regenten in Baden, b
theuerte in einem offenen Briefe den Engländern seine au
richtige Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit, erklärte in Wie
daß er bei einem Angriffe der Italiener auf Venetien Oest
reich freie Hand zur Rückeroberung Mittelitaliens lassen würd
Wenn dieses empörende Mißtrauen gegen mich fortdauert, ri
er aus, werde ich mich ganz und gar aus den europäisch
Angelegenheiten zurückziehen: sie mögen dann gehen wie
können*).

Indessen hielt diese Resignation doch nicht lange Sti
und als im October Kaiser Franz Joseph und der Prin
Regent mit dem Zaren eine persönliche Zusammenkunft
Warschau hatten, wesentlich zu dem Zwecke, das persönlic
Verhältniß der legitimen Herrscher wieder auf guten Fuß
bringen, da sandte Napoleon auf russische Fragen über Itali
einen förmlichen Antrag auf Berufung eines europäischen Co
gresses ein, welcher ein föderatives und nationales System
Italien begründen, aber allerdings an die französische Her

*) Reuß 23. August 1860.

schaft in Savoyen nicht rühren sollte*). Er deutete in Paris dem Fürsten Metternich an, nach seiner Meinung würde Neapel selbständig bleiben, Umbrien und die Marken an den Papst zurückfallen, die Legationen ein unabhängiges Fürstenthum bilden**). Aber das verlorene Vertrauen war so schnell nicht zurückzugewinnen. Metternich meinte, das Anerbieten sei nur ein Fühler der napoleonischen Abenteuerpolitik; Preußen gab eine ausweichende Antwort; Oesterreich hatte an den bisherigen Proben napoleonischer Thätigkeit in Italien genug und schickte eine trockene Ablehnung des Congresses nach Paris. Um so weniger zögerte Cavour, stets durch England ermuthigt, seine Organisationen der Vollendung entgegenzuführen, und endlich auch die offene Erhebung gegen Napoleon's letztes officielles Programm nicht zu scheuen, indem das italienische Parlament durch die berühmte Tagesordnung vom 27. Mai 1861 Rom selbst als die künftige Hauptstadt des Königreichs Italien bezeichnete. Damit war der innere Widerspruch, welcher das kaiserliche System zur Unfruchtbarkeit verurtheilte, vor aller Welt Augen bloßgelegt. Den weltbeherrschenden Pius und die emporstrebende Nation Italiens an einen und denselben Wagen napoleonischer Cäsarenherrlichkeit zu spannen, das ging nun einmal nicht an; so schwankte die kaiserliche Staatskunst unaufhörlich von einer Seite zur andern, und in jährlich wachsendem Maße wurde die Unentschlossenheit ihr charakteristischer Zug. Bald drängten Thouvenel oder Lavalette den zaudernden

*) Durch eigenhändigen Brief an Kaiser Alexander, 26. October 1860.
**) Bericht des Grafen Pourtales, 30. October 1860.

Herrscher einige Schritte in der italienischen, bald die Kaiserin oder Drouin de Lhuys in der päpstlichen Richtung vorwärts. Cavour suchte zunächst die französischen Truppen aus Rom fortzuschaffen. Er berief sich auf das von Napoleon selbst aufgestellte Nichteinmischungsprincip, nach welchem Rom den Römern gehören müßte, und hiernach allerdings die Italiener, eben so aber auch die Franzosen aus der ewigen Stadt sich fern zu halten und allein dem römischen Volke die Entscheidung über sein Geschick anheimzugeben hätten. Die Unterhandlung gewann Fortgang, wurde aber durch Cavour's Tod unterbrochen. Im folgenden Jahre, 1862, machte dagegen der Papst eine große geistliche Demonstration, indem er sich durch 300 Bischöfe die Nothwendigkeit des Kirchenstaats bescheinigen ließ, und bald nachher folgte Garibaldi's thörichter Freischarenzug gegen Rom und die Franzosen, den zwar die italienische Regierung selbst bei Aspromonte niederschlug, der aber trotzdem in Paris große Entrüstung hervorrief, der klerikalen Partei Oberwasser verschaffte und eine kurze und grobe Abfertigung der italienischen Anträge auf die Räumung Roms veranlaßte. Der Kaiser selbst sah klar genug über das unsichere Tasten seiner italienischen Politik. Dem österreichischen Botschafter, Fürsten Metternich, sagte er einmal auf einer Jagd in Rambouillet: „man wirft mir vor, daß ich eine doppelte Politik habe; es ist wahr, denn es liegt in der Nothwendigkeit meiner Stellung. Ich kann die unitarische Partei in Italien nicht völlig verläugnen, nachdem ich sie zwei Jahre lang unterstützt habe; ich kann dort das allgemeine Stimmrecht nicht verläugnen, welches hier die Grundlage [illegible]en Stellung ist. Auf der andern Seite wünsche i[illegible]ion nicht zu ihren letzten Consequenzen

(dem Angriffe auf Rom und Venedig) kommen zu sehen, und suche also zu mäßigen und inne zu halten."*)

Es war nicht möglich, die selbst geschaffene Lage genauer zu bezeichnen. Aber ein klar denkender Staatsmann mit fest erkannten Zielen war es wahrlich nicht, der diese Worte sprach.

*) Pourtales, 10. December 1860.

III.

Zieht man die Summe, so war seit 1856 in der französischen Politik ein starker Rückgang erfolgt. Einst hatte der Krimkrieg den Bund der Gegner Napoleon's zerrissen und Frankreich zwar keinen Landgewinn, aber Verbündete, Einfluß und Machterhöhung gebracht; dagegen hatte der italienische Krieg die Ostmächte einander wieder genähert, ganz Europa mit Mißtrauen gegen den Kaiser erfüllt und Italien zwar von der Herrschaft Oesterreichs, aber auch von der Vormundschaft Frankreichs befreit. Während einst nationale und klerikale Bestrebungen neben einander in dem Kaiser Napoleon ihren Beschützer verehrt hatten, waren jetzt beide unzufrieden mit ihm und die einen wieder um Oesterreich, die andern um England und Preußen geschaart. So in Europa auf allen Seiten beschränkt und behindert, richtete er auf's Neue, wie einst in Osborne, seinen Blick auf die bessere Organisation ferner Welttheile, sandte gemeinsam mit England eine erfolgreiche Expedition nach China, warf unter widerwilliger Zustimmung der Großmächte ein auf Schritt und Tritt von England controlirtes [illegible]uppencorps nach Syrien zur Beschützung der dorti[illegible] und ließ sich 1861 in ein Unternehmen ein[illegible] die Zukunft des Kaiserthums die schwerste B[illegible] sollte, den Versuch der Er-

richtung einer Monarchie in Mexico zum Besten der lateinischen Race. Auch hier spielte der klerikale Einfluß, welcher Napoleon's Wirksamkeit für Italien lähmte, seine Rolle. Der vertriebene Erzbischof von Mexico, La Bastida, trug wesentlich dazu bei, die Kaiserin Eugenie und durch sie den Kaiser Napoleon für den Gedanken einer monarchisch-kirchlichen Restauration in jenem Lande zu gewinnen; außerdem wirkten andere Motive gemeinerer Art, die Geldgier vornehmer Speculanten, die mit financiellen Ansprüchen Frankreichs an Mexico zu wuchern hofften: immer aber ist daneben zuzugestehen, daß das Gelingen des Unternehmens der französischen Handelsgröße und Colonialmacht gewaltige Aussichten eröffnet hätte. Das Gelingen aber war möglich unter einer Voraussetzung, daß nämlich der eben ausbrechende Bürgerkrieg die große Republik der Vereinigten Staaten zertrümmerte, und hier lebte Napoleon des festen Glaubens, England werde nimmermehr den Anlaß vorübergehen lassen, den furchtbaren Rivalen unschädlich zu machen. Es scheint mir nicht, daß diese Auffassung seinem politischen Verstande an sich zur Unehre gereichte: es blieb darum aber nicht weniger verderblich für ihn selbst, daß sie ein Irrthum war.

Und wie viel Irrthum im Einzelnen bei der Erwägung des Plans untergelaufen war, zeigte sich gleich in den ersten Monaten der Ausführung. Die anfangs helfenden Mächte, England und Spanien, traten zurück, sobald die weiteren Absichten Napoleon's sich enthüllten; die Verheißungen der mexicanischen Emigranten, daß überall der Jubel ihrer Landsleute die französische Fahne begrüßen würde, zeigten sich als leere Worte; überall setzte sich ein heftiger populärer Widerstand den

im Namen der Religion, der Civilisation, der Volksbeglückung eindringenden Franzosen entgegen; bald reichte ein Heer von 50,000 Mann nicht aus, und der endlose Kampf sog fortdauernd die kostbarsten Kräfte des französischen Heerwesens auf.

Um so mehr hätte allerdings Napoleon Grund gehabt, beladen mit den Lasten und Nöthen der römischen und der mexicanischen Sache, alle Kräfte auf diese beiden schwierigen Aufgaben zu sammeln, und Ruhe und Enthaltung auf jedem andern Felde zu üben. Aber Ruhe und Enthaltung war das Letzte, was dem Neffen des Oheims vergönnt war. Wir sind an den Punkt gelangt, wo er den ersten Schritt auf der schiefen Ebene that, auf welcher niedergleitend er mit seinem Geschlechte in den Abgrund stürzen sollte.

In Polen gährte es gegen die Fremdherrschaft seit 1861 nach dem Beispiel Italiens und unter stetem Antreiben der polnischen Emigration in Paris, welche zu dem Kaiser und mehr noch zu dem Prinzen Napoleon sehr nahe Beziehungen hatte. Anfang 1863 brach dann der wilde Aufstand der Hänge-Gensdarmen los, welcher zwar der russischen Macht nicht eigentlich gefährlich war, für den Augenblick aber ganz Europa durch seine frechen Missethaten in Aufregung setzte. Wieder wie 1831 stimmten alle Parteien Frankreichs in lebhaftem Mitgefühle für das unterdrückte Volk zusammen, die liberale aus überliefertem Hasse gegen die russische Tyrannei, die klerikale aus Sympathie für das katholische Bekenntniß der Polen. Mit welch zäher Liebe Napoleon von jeher den Gedanken der Herstellung Polens hegte, haben wir mehrmals beobachtet: indessen war ihm zur Zeit ein gutes Verhältniß zu Rußland von großem Werthe, und anfangs verhielt er sich zu allen polenfreundlichen Demon-

strationen entschieden ablehnend. Bald aber kam Mehreres zusammen, ihn vorwärts zu treiben. In England wetteiferten Minister, Lords und Commoners in der öffentlichen Verurtheilung der russischen Willkürherrschaft, und nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, es habe dabei der Wunsch mitgewirkt, Napoleon auf dieselbe Bahn nachzulocken, und damit ein in London gefürchtetes Bündniß zwischen Rußland und Frankreich zu hindern. Am 8. Februar schloß Preußen einen Vertrag mit Rußland über strengere gemeinsame Handhabung der Grenzpolizei, um eine Ausdehnung des Aufstandes in preußisch Polen zu verhüten. In der Meinung, diesem Gegner bequemer beikommen zu können, dachte Napoleon seinen polnischen Gefühlen gegen Preußen freien Lauf zu lassen, und beantragte bei der englischen Regierung eine gemeinsame Vorstellung in Berlin über die jetzt völkerrechtlich gewordene Frage. Davon aber wollte England nichts wissen, hielt an der antirussischen Richtung fest, und sandte eine kräftige Anklagedepesche nach Petersburg. Hierauf erklärte sich Napoleon zu gemeinsamer und möglichst energischer Thätigkeit bereit, und fand dabei zu großer Ueberraschung Europas auch den Beifall Oesterreichs, der dritten der polnischen Theilungsmächte selbst. Nicht als ob die Wiener Hofburg den demokratischen Kaiser damals mehr geliebt hätte, als im Beginn des italienischen Kriegs; im Gegentheil, auf dem Grunde des Herzens lag unverändert der alte Haß, und als das letzte Ziel aller Politik erschien in Oesterreich die Wiedereroberung der Lombardei. Einstweilen aber war man weit von dem thätigen Beginn eines solchen Unternehmens entfernt, und hatte für den Augenblick mehr als einen Grund, sich Napoleon gefällig zu zeigen. Zunächst fand Graf Rechberg, in

der Erinnerung an Rußlands Auftreten 1859, die Gelegenheit passend, den hochmüthigen Nachbarn einmal seinerseits etwas zu ärgern, und ließ den polnischen Insurgenten die galizische Grenze zu beinahe freiem Gebrauche offen. Die Hauptsache aber war: Oesterreich, mit Preußen bereits über eine wichtige Zollvereinsfrage gespannt, trug sich damals mit dem Entwurfe einer neuen deutschen Bundesverfassung, welche auch Preußen von einem durch Oesterreich gelenkten Bundesdirectorium abhängig machen sollte. Je sicherer dagegen Preußens Widerspruch war, desto erfreulicher erschien ein Anlaß, eine Zeitlang bei Frankreich Freundschaft und Rückhalt zu gewinnen. So ging man in Wien darauf ein, zunächst mit den beiden Westmächten eine identische Note nach Petersburg zu erlassen, und auf die Wiener Verträge von 1815 und deren Garantie eines selbständigen Königreichs Polen zu verweisen. Aber Rußland lehnte jede Einmischung der Fremden nachdrücklich ab, und Napoleon forderte hierauf seine beiden Genossen zur Kriegserklärung auf. Dazu fand jedoch England die Lage nicht angethan; es folgte also eine zweite identische Note im Juni, die von dem Fürsten Gortschakoff im Juli eine zweite, noch schneidendere Abfertigung erhielt. Darauf neues Treiben Frankreichs zum Kriege, da eine solche öffentliche Beschimpfung unerträglich sei; neue Ablehnung Englands und jetzt auch Oesterreichs, welches sich eben anschickte, den preußischen König zur Berathung der neuen Bundesverfassung einzuladen. Demnach statt des Krieges eine dritte identische Note an Rußland, Anfang August, worauf vier Wochen später Fürst Gortschakoff erklärte, die Discussion nicht weiter fortsetzen zu wollen. Der polnische Aufstand war unterdessen, wenn nicht vollständig erdrückt, so doch

jeder Aussicht auf Erfolg beraubt, und die diplomatische Niederlage der drei-Mächte so eclatant wie möglich. In London, wo man längst gewohnt war, für Polen immer schöne Worte und niemals wirksames Handeln zu haben, zuckte man im Bewußtsein der eignen soliden Stärke zu diesem Mißgeschick die Achseln. Anders aber in Paris. Napoleon befand sich nicht in einer Stellung, um irgend ein Fehlschlagen für ungefährlich halten zu können. Dabei hatte er, wie wir wissen, in der That ein ernstes Mitgefühl für Polen und sah sich durch das Benehmen der beiden Genossen geradezu hinter das Licht geführt. Er war höchst verdrießlich über England, und vollends entrüstet gegen Oesterreich, welches nach dem Zerwürfniß zwischen Frankreich und Rußland sich jetzt in aller Grazie anschickte, auf deutschem Boden Preußen zu unterwerfen und das für Frankreich absolut unzulässige Siebenzig-Millionen-Reich zu gründen. Eine plötzliche und vollständige Umkehrung aller politischen Beziehungen ergab sich aus diesen Verhältnissen. Napoleon beschloß mit einer neuen überraschenden Action die erlittene polnische Schlappe zuzudecken, das eben scharf bedrohte Preußen zu stützen, das eben erst verbündete Oesterreich zu zügeln und zu strafen, dies Alles hoffentlich unter dem Beifalle wenn nicht dem Beistande Englands und vielleicht sogar des eben jetzt so schwer beleidigten Rußland. Jedem andern Staatsmanne wäre eine solche Aufgabe als die Quadratur des Zirkels erschienen: der Kaiser aber, sagte einmal Drouin de Lhuys zu dem preußischen Gesandten, ist erstaunlich fruchtbar an umfassenden Combinationen.

Niemanden kam dieser Wechsel der napoleonischen Tendenzen in höherem Maße zu Gute als dem kurz zuvor mit drückender Ungnade behandelten Italien. Mit dem wieder entflammten

Grolle gegen Oesterreich war bei Napoleon auch der begeisterte Gedanke seiner Jugend, die nationale Befreiung Italiens, auf's Neue in unbedingter Frische erwacht. Mit bitterem Kummer hatte er 1859 Venetien der Fremdherrschaft noch für eine Weile überlassen, und gegen seinen eignen Wunsch aus Gründen französischer Staatsklugheit die päpstliche Herrschaft im Patrimonium durch seine Truppen gegen Italien beschützt. So lange dieser Zustand dauerte, war die italienische Frage nicht gelöst, und sah sich der Kaiser abwechselnd von den zornigen Agitationen des französischen Klerus und von den Dolchen italienischer Freiheitsschwärmer bedroht, ungerechnet noch die mißlichen Folgen, welche bei dieser Lage der Dinge für ihn oder seinen Sohn die Stellung seines Vetters Jerome im Mittelpunkt aller revolutionären Umtriebe Europas gelegentlich haben konnte. Er stand damals in der Mitte der Fünfziger, und empfand nicht selten starke Mahnungen des Alters und der sinkenden Körperkraft: so kam er zu dem Entschlusse, die italienische Angelegenheit jetzt endlich zu definitiver Ordnung und abschließender Vollendung zu führen. „Wenn ich vor der Lösung der italienischen Aufgabe stürbe," sagte er eines Tages zu Lord Cowley, „so würde der Thron meines Sohnes auf einem Vulcane stehen." Allerdings einen zweiten italienischen Krieg zu erklären, war er wenigstens zur Zeit noch nicht gesonnen; vorher mußte die von ihm gewünschte neue Gruppirung der Mächte herbeigeführt werden. In diesem Zusammenhang kam er nochmals auf die altbeliebte Idee eines großen Congresses zur allgemeinen Neugestaltung Europas zurück, und beeilte sich, dieselbe mit um so größerem Pompe in Scene zu setzen, je weniger glänzend seine wirkliche Lage in diesem Augenblicke war.

Am 5. November 1863 erklärte er in seiner Thronrede dem gesetzgebenden Körper, daß Rußland das Recht der Verträge mit Füßen trete, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu existiren, daß nur ein Congreß sämmtlicher europäischer Souveräne die schwebenden Fragen lösen und eine neue Ordnung der Dinge schaffen könne. In etwas milderer Form („die Verträge von 1815 bilden die Grundlage des öffentlichen Rechtes, diese aber zerbröckelt auf allen Seiten") drückte sich die officielle Einladung aus, welche noch an demselben Tage an die Souveräne abging und ohne Angabe eines bestimmten Programms Paris als Ort des Congresses bezeichnete. Der Eindruck, welchen dieses beispiellose Actenstück in Europa machte, war gewaltig, aber durchgängig mehr abschreckend als anlockend. Was sollte aus Europa werden, wenn irgend ein Machthaber die Besitztitel fast der sämmtlichen Staaten mit einem Federstrich beliebig aus der Welt schaffen konnte? Ein Congreß ohne vorausbestimmten Gegenstand und Zweck, so daß Jeder jegliches zur Verhandlung bringen durfte, konnte unmöglich ein fester Hort des Friedens, sondern nur eine Quelle neuer Zwietracht werden; und daß eben dies die Absicht des Urhebers sei, wurde auf allen Seiten geargwohnt. Dieser Brief ist eine Impertinenz, sagte Königin Victoria. Welch ein neuer Streich, den uns Napoleon wieder spielt, rief Kaiser Alexander; dies ist denn doch zu stark*). Auf das Peinlichste war man in Wien überrascht. Erst vor wenigen Tagen hatte Rechberg der preußischen Regierung mit völliger Erkältung des Verhältnisses und engem Anschluß an Frankreich gedroht, wenn sie die österreichische

*) Bericht des Hrn. v. Loën.

Bundesreform nicht annähme, und sah sich jetzt durch diese plötzliche Wendung Frankreichs an erster Stelle getroffen. Denn daß der Congreß vor Allem mit Venetiens Abtretung an Italien befaßt werden würde, lag schreiend deutlich auf der Hand. Der englische Botschafter in Wien machte den Minister darauf aufmerksam, wie dringend wünschenswerth bei dieser neuen Evolution der französischen Uebermacht ein festes Zusammenhalten der beiden deutschen Mächte sei, und forderte ihn deshalb nachdrücklich auf, die Bundesreform auf sich beruhen zu lassen. „Ach wie gerne," rief Rechberg, „wenn nur Preußen es uns jetzt möglich machen will; es gibt wahrhaftig zur Zeit wichtigere Dinge als deutsche Bundesreform." Ganz in demselben Sinne äußerte er sich wenige Tage später gegen den preußischen Gesandten selbst *).

So war Abneigung gegen den Congreß auf allen Seiten vorhanden. Aber auch der Respect vor dem französischen Selbstherrscher war noch bedeutend; die Staaten zweiten Ranges wetteiferten, ihre Zustimmung anzumelden; Papst und Sultan folgten, wenn auch mit einigen Reserven, nach; unter den Großen hätte gerne Jeder dem Andern die mißliche Ehre der Ablehnung zugeschoben. Indeß entschlossen sich England, Oesterreich, Rußland zunächst zu einer vorläufigen Anfrage, welche Gegenstände der Congreß behandeln, durch welche Mittel er seine Beschlüsse verwirklichen solle; sie Alle erklärten zugleich, daß sie die Rechtsbeständigkeit der Verträge von 1815 und der vertragsmäßigen Aenderungen derselben aufrecht erhielten. Etwas anders nüancirte Preußen seine Haltung. Hier war vor

*) Nach Werther's Berichten im November und December.

Kurzem der größte Staatsmann des Jahrhunderts an die Spitze der Geschäfte getreten, erfüllt von dem festen Willen, Preußen auf die Höhe seiner historisch berechtigten Stellung emporzuführen, damals noch beschränkt in seinen Mitteln, von aller Welt verkannt, aber mit einem unvergleichlichen Blicke für die Wirklichkeit der Dinge, für die erreichbaren Ziele und die wirksamen Mittel begabt. Er erkannte auch die Fruchtbarkeit der jetzt sich eröffnenden Conjunctur. So entschlossen Bismarck im Frühling seine Stellung gegen Frankreich und im Sommer gegen Oesterreich genommen, ebenso entgegenkommend gedachte er in diesem Augenblick den Lieblingstraum Napoleon's zu behandeln. Er sagte dem französischen Botschafter gleich am 8. November, persönlich sei er ganz einverstanden; lägen die Dinge noch wie zu Anfang des Jahres, so würde er dies sofort auf das Eingehendste erklären können; allerdings sei jetzt der König durch Frankreichs Auftreten in der polnischen Sache etwas beunruhigt worden, hoffe aber auf baldige Herstellung des Vertrauens; jedenfalls habe Preußen, wenn nicht ein dringendes Interesse für die Berufung eines Congresses, so doch noch weniger einen Grund zu dessen Bekämpfung. An demselben Tage redete der französische Minister Drouin de Lhuys mit dem preußischen Gesandten Grafen Goltz. „Wir haben," bemerkte er, „die polnische Frage stets als eine europäische betrachtet; nachdem das Einverständniß zu Dreien nichts ausgerichtet, will der Kaiser weder isolirt Krieg führen, noch Polen im Stiche lassen; er kommt also auf eine europäische Entscheidung zurück; würde der Congreß abgelehnt, so hätten wir jedenfalls unsere Friedensliebe gezeigt."

Dann aber rückte der Minister dem deutschen Diplomaten etwas näher. „Was Preußen betrifft," sagte er, „so scheint mir,

daß unser Vorschlag es euch erleichtern könnte, aus euren deutschen und inneren Schwierigkeiten herauszukommen. Er könnte helfen, unsere Beziehungen wieder zu festigen, welche durch die polnische Frage etwas erkältet sind. Ihr erinnert euch, ich habe euch oft den Wunsch ausgedrückt, mit euch zusammen etwas zu thun; vielleicht ist der Augenblick dafür gekommen.“ Nach dem Eingang jener kühlen Erörterungen der drei andern Großmächte sprach er am 12. die Ansicht aus, vollständig könne die Wirkung des Congresses freilich nur bei der Theilnahme Aller sein; aber wenn auch nur Rußland und Preußen, oder sogar Preußen allein nebst einigen Mittelstaaten erschiene, wären bedeutende Folgen erreichbar.

In diesem Augenblick trat ferne im Norden ein Ereigniß ein, welches das Signal zu neuen, weitgreifenden Verwicklungen gab: am 15. November starb König Friedrich VII. von Dänemark, und die schleswig-holsteinische Frage wurde brennend.

Bekanntlich hatte nach dem Kriege von 1848 Dänemark durch feierliche, dem deutschen Bunde überreichte Erklärungen den beiden Herzogthümern verschiedene constitutionelle Rechte zugesagt, und insbesondere versprochen, Schleswig niemals dem dänischen Staate im engeren Sinne zu incorporiren. Andrerseits hatten die fünf Großmächte durch das Londoner Protokoll von 1852 den Prinzen Christian von Glücksburg als den Thronerben der dänischen Gesammtmonarchie anerkannt, unter Ausschluß der Ansprüche des Prinzen Friedrich von Augustenburg auf die beiden Herzogthümer. Jene constitutionellen Einrichtungen aber waren unter zehnjährigen Streitigkeiten nie zu Stande gekommen, so daß die in Kopenhagen herrschende demokratische Partei endlich am 30. März 1863 das deutsche Bundes-

land Holstein aus dem Verbande des Gesammtstaates völlig ausschied, in dem Gedanken, dann Schleswig trotz der Zusagen von 1852 ganz und gar zur dänischen Provinz zu machen. In Deutschland entstand hierüber eine mächtige populäre Aufregung. Der Bundestag forderte in Kopenhagen Zurücknahme des Patentes vom 30. März, und beschloß, als Dänemark sie verweigerte, am 1. October eine militärische Execution gegen die Holsteiner Regierung. In diese Spannung hinein fiel die Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich, und trotz des Londoner Protokolls ging, durch die dänischen Uebergriffe gereizt, der Ruf „los von Dänemark" durch beide Herzogthümer, deren Bevölkerung einmüthig die Thronfolge des Prinzen von Augustenburg verlangte. Die gleiche Losung pflanzte sich durch alle deutschen Gaue fort, unter dem offenen Beifall der Mehrzahl der deutschen Fürsten. Indessen hatte in Kopenhagen Christian IX. den dänischen Thron bestiegen, und am 18. November, unter schwerer eigner Besorgniß, aber gedrängt durch den Ansturm der hauptstädtischen Volksmassen eine neue Verfassung für Dänemark und Schleswig unterzeichnet, welche das Herzogthum unbedingt dem dänischen Staate einverleibte. Der offene Bruch zwischen Dänemark und Deutschland war damit ausgesprochen.

So lagen die Dinge, als Napoleon an seine Gesandten ein Rundschreiben erließ, worin er ihnen erklärte, er, als der Inhaber des jüngsten Thrones in Europa, habe anfangs Bedenken getragen, die Initiative zur Aufstellung eines Congreßprogramms zu ergreifen, nach Englands Aufforderung aber lasse er sich dazu herbei, und beantrage als Gegenstände der Verhandlung die polnische, die deutsch-dänische, die rumänische und die venetianisch-römische Frage. Indessen war es ihm schon

damals klar, daß England und Oesterreich den Congreß nicht zulassen würden; er war darüber nicht wenig ärgerlich und fand sich um so mehr befriedigt, als ein Antwortschreiben des Königs von Preußen einlief, welches zwar keine bindende Zusicherung enthielt, aber in äußerst freundlichen Formen den Grundgedanken des Congresses ehrend anerkannte. Sofort gab er den von Drouin de Lhuys gemachten Andeutungen festere Gestalt. „Mein Wunsch wäre," sagte er zu Goltz, „mich mit euch über größere Dinge zu verständigen. Ich habe nichts von euch zu begehren, ihr aber könnt euch nicht verbergen, daß eure jetzige Lage unerträglich ist; ihr habt eine Menge kleiner Staaten um euch herum, die euch bei jedem Schritte hindern und lähmen; der Congreß hätte uns Gelegenheit gegeben, darüber, wie über vieles andere zum Einvernehmen zu kommen." Und einige Tage später: „nach den Erklärungen der Großmächte wird aus dem Congresse nicht viel herauskommen; mir bleibt jetzt die Pflicht, die Bildung meines Allianzsystems in das Auge zu fassen, und eben mit Preußen würde ich auf ein solches einzutreten wünschen"*). Als dann am 27. November England in beinahe grober Weise den Congreßantrag definitiv ablehnte und Oesterreich gleich nachher in verdeckterer Form diesem Beispiel folgte, wuchs Napoleon's Zorn gegen diese Mächte und steigerte sich die Wendung zu Preußen. „England," sagte Drouin de Lhuys zu Goltz, „hat die Verantwortung für jede weitere Verwicklung zu tragen; mit der preußischen Antwort vor allem sind wir zufrieden gewesen; habt ihr uns jetzt etwas in das Ohr zu sagen, so seid sicher, daß wir aufmerksam zuhören

*) Goltz 23. November.

werden*). Andrerseits hatte der Kaiser ein langes und leidenschaftliches Gespräch mit dem russischen Botschafter, Baron Budberg, und erschreckte ihn durch die bedenkliche Richtung und die ausschweifende Kühnheit seiner Ergießungen. Rußland und Oesterreich seien gleich sehr über ihr wahres Interesse verblendet; jenes, daß es Polen, dieses, daß es Venetien nicht freigebe. Dabei sei Galizien bereits völlig unterwühlt, seinem Aufstande werde Ungarns Erhebung, diesem die Revolution in Venetien und die Einmischung Italiens nachfolgen. Budberg hatte den Eindruck, als werde Napoleon in kurzem den Krieg gegen Oesterreich erklären**). Aehnlich faßte Goltz die herrschende Stimmung auf, allerdings unter Vorbehalt täglich möglicher Aenderungen bei dem wechselnden Einfluß der Parteien, von denen die eine, Fould und Rouher, Resignation und Frieden predige, die andere, Fleury und Morny, das Scheitern des Congresses nach dem Mißlingen der polnischen Campagne als eine große Gefahr für Napoleon's innere Stellung ansehe. Napoleon, sagte Goltz, 1859 von Preußen und Deutschland bedroht, durch die polnische Frage den Russen entfremdet, bei dieser von England und Oesterreich im Stiche gelassen, jetzt durch dieselben Mächte in seinem Congreßplan gekreuzt, erblicke überall die Keime einer herandrohenden Coalition und trachte deshalb eifrig nach einem neuen Allianzsystem. Mißlinge auch dieses, so sei ein extremer Entschluß, der Ausbruch eines revolutionären Kriegs zunächst gegen Oesterreich zu befahren. Fortdauernd zeige sich der heftigste Haß gegen Oesterreich, ein beflissenes Entgegen-

*) Goltz 29. November.
**) Goltz 4. December.

kommen gegen Preußen. Der Kaiser brachte indessen, um England einigermaßen für die Ablehnung des Congresses zu strafen, den Vorschlag, die schwebenden Fragen durch Ministerial-Conferenzen der Continentalmächte in Berathung zu nehmen, und nach seinen Aeußerungen darüber rieth Goltz dringend zur Annahme. Die Gewinnung der Rheingrenze ist kein leitender Gesichtspunkt bei ihm, meinte der Graf, nach seiner Scheu vor nationalen Antipathien und europäischen Coalitionen. Macht Preußen ihm die Freude, in seine Conferenzen einzugehen, so wird er uns sehr wahrscheinlich eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage im weitesten Sinne offen lassen und Rußland und England an jeder Störung hindern.

Für Preußen waren diese Mittheilungen in der augenblicklichen Krisis erfreulich in hohem Maße. Das Auftauchen des Congreßgedankens hatte ihm die Freundschaftsanträge Oesterreichs, das Scheitern desselben die Bundeswerbung Napoleon's zugebracht. Es galt, Beides zu verwerthen, so klar auch bei Beiden die Hintergedanken zu Tage lagen, in Wien die eigne Sicherung, wahrhaftig ohne den Wunsch, Preußen Erfolge zuzuwenden, in Paris das Streben, Preußen zu einer großen Action herauszulocken, um bei deren Gelingen dann die Hand auf eine Compensation für sich zu legen. Bismarck blieb bei Napoleon in der bisherigen, vorsichtig entgegenkommenden Haltung. Er hieß die Conferenzen gut wie vorher den Congreß, gab aber anheim, daß, wenngleich Preußen sich nur die Behandlung der polnischen Frage verbitten müsse, die andern Mächte jedoch sicher auch die rumänische und italienische ausschließen würden; bleibe also die dänische, und diese werde Preußen sehr gern der Conferenz unterbreiten, von deren

Sitzungen übrigens, wenn die Beschlüsse Dauer haben sollten, auch England nicht ausgeschlossen werden dürfte. In Paris fand man, daß diese Fassung des Vorschlags demselben allerdings den Reiz der Neuheit und des Außerordentlichen nehme, erkannte aber dankbar an, daß Preußen nicht wie manche Andere bei jedem französischen Antrag Schwierigkeiten mache, sondern dieselben aus dem Wege zu räumen suche. Bestimmter und rascher nahm Bismarck zu Oesterreich seine Stellung. Nach seiner Auffassung kam für einen glücklichen Ausgang des dänischen Handels viel mehr auf ein günstiges Verhalten der Großmächte als auf den Lärmen der deutschen Zeitungsschreiber, Kammerredner und Volksversammlungen an. Die Großmächte aber hatten sich 1852 für das Londoner Protokoll verpflichtet, und eine directe Verletzung desselben konnte also den Widerstand ihrer Aller hervorrufen. Er bestimmte demnach den König, trotz alles Zornes der deutschen Patrioten, die in London festgesetzte Thronfolge und somit die Regierung Christian IX. anzuerkennen. Oesterreich, welches einst gegen Preußen zu der Entstehung des Londoner Protokolls eifrig mitgewirkt hatte, athmete auf, als es diese Erklärung vernahm, und daß sie im Widerspruch gegen die populäre Strömung erfolgte, war bei Kaiser Franz Joseph, der damals mit seinem Reichsrath sehr unzufrieden und stets wegen demokratischer Bewegungen sehr besorgt war, nur ein Grund mehr, den preußischen Standpunkt sich anzueignen. Um so bereitwilliger war er dann mit Bismarck's zweitem Satze einverstanden. Dänemark habe seine constitutionellen Versprechungen von 1852 zerrissen und die Fetzen dem deutschen Bunde in das Gesicht geworfen: es wäre eine Schmach, dies zu dulden; wenn Dänemark auf unser Anrufen

die neue Verfassung nicht sofort wieder aufhebe, habe unsere Kriegserklärung gegen Christian zu erfolgen. Am 16. Januar 1864 schlossen die beiden Höfe hierauf ab; österreichische und preußische Truppen sollten unter preußischem Oberbefehl Schleswig als Pfand für die constitutionellen Verpflichtungen besetzen; wenn Dänemark Feindseligkeiten gegen dieselben übe und damit der Kriegsstand eintrete, seien alle früheren Verträge hinfällig, und folglich die Mächte auch an das Londoner Protokoll nicht mehr gebunden; man werde dann in keinem Falle eine engere Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark zulassen, als eine Personalunion unter Christian IX., immer aber jede künftige Entscheidung über die Herzogthümer nur in beiderseitigem Einverständniß treffen. Hiernach wurde verfahren: der Krieg brach aus, Schleswig wurde erobert und selbst auf jütischem Boden der Grenzplatz Kolding besetzt.

Aeußerst ungnädig nahm England dieses Vorgehen auf, konnte aber wenig Erhebliches dagegen einwenden, da sein leitender Minister selbst noch das Jahr zuvor die dänischen Verpflichtungen in der Verfassungsfrage ausdrücklich anerkannt hatte. Rußland wünschte Dänemarks Schicksal zu mildern, war aber durch die vorigjährigen Polendemonstrationen der Kopenhagener Demokraten stark abgekühlt und hatte keine Neigung, sein vertrautes Verhältniß zu Preußen zu lockern. Vollends aber Frankreich redete, als wäre die Ermuthigung Deutschlands seine wichtigste Aufgabe. Der Kaiser würde Widerwillen empfinden, wenn er genöthigt wäre, den nationalen Wünschen Deutschlands mit den Waffen entgegenzutreten; ein solcher Krieg würde sogleich in ganz Europa den grundlosen Argwohn hervorrufen, daß Frankreich nach der Eroberung der Rhein-

grenze strebe; für England ergäbe ein Streit mit Deutschland eine ziemlich harmlose Zerstreuung zur See, für Frankreich aber den unglücklichsten und gewagtesten aller Kriege. Einen Augenblick schien eine gewisse Gereiztheit gegen Deutschland in Paris hervorzutreten, als die deutschen Truppen die jütische Grenze überschritten; bald aber stellte sich die Stimmung wieder her, und als man deutscher Seits bereitwillig auf die Berathung der Streitsache durch eine Conferenz der Mächte in London einging, war es wieder Napoleon, welcher Preußen durch eine inhaltschwere und höchst vertrauliche Mittheilung überraschte. Drouin de Lhuys gab am 4. April dem Grafen Goltz folgende Erklärung. In England denke man auf der Conferenz die Integrität der dänischen Monarchie auf's Neue festzustellen, und dann den streitenden Mächten zu überlassen, sich auf dieser unantastbaren Grundlage über die künftige Stellung der Herzogthümer zu verständigen. Ihm aber erscheine dies seit den letzten Ereignissen unannehmbar für Deutschland, und Frankreich sei bereit, sich diesem Programm, einer wahren Verhöhnung der Thatsachen, zu widersetzen. Der durch den Londoner Tractat geschaffene Zustand sei zweifellos unhaltbar; auch der von den deutschen Großmächten angeregte Gedanke einer Personalunion Dänemarks und der Herzogthümer werde auf keiner Seite dauernd befriedigen. Besser für alle Theile sei die vollständige Abtrennung Holsteins und Südschleswigs; jedoch müsse dann Frankreich, den Grundsätzen seines eignen Staatsrechtes getreu, das Begehren stellen, daß die Bevölkerung darüber gehört werde. Man verlange nicht gerade ein Plebiscit, sondern sei zufrieden mit dem Votum irgend einer Landesvertretung, wie es bei Griechenland, Rumänien, den jonischen Inseln geschehen

sei. Fiele dieses Votum für die Bildung eines selbständi
Staates unter dem Scepter des Prinzen von Augustenburg,
würde Frankreich, welches übrigens keine Verbindlichkeit ge
den Prinzen habe, sich nicht widersetzen, obgleich es
Schöpfung eines neuen Kleinstaats nur beklagen könne. W
aber der Volksbeschluß sich für die Vereinigung mit Preu
ausspräche, so würde ihn der Kaiser auf der Londoner C
ferenz zu dem seinigen machen. Und wohlbemerkt, er verla
dafür keine, auch nicht die geringste Landabtretung, sond
würde sich mit den Compensationen begnügen, die ihm
offenes und wirksames Einverständniß mit Preußen auf and
Gebieten zu verschaffen geeignet sei. Eine Vergrößerung Pr
ßens in dieser Richtung könne Frankreich nur erwünscht se
namentlich im Zusammenhange mit Bismarck's Gedanken ei
großen Canals auf schleswig'schem Boden zur Verbindung
Nord- und Ostsee. Ganz richtig habe Bismarck erkannt, w
lebhaft Napoleon, welcher die Canalprojecte von Suez u
Panama so warm unterstütze, sich auch für die hier beabsichtig
große Verkehrsader interessire. Dieser Canal, bei dem Napole
die Linie Schlei-Husum im Auge habe, würde die naturgemä
Grenze des deutschen Antheils von Schleswig bilden. Es wü
den dann die Dänen, die auf den Verlust Holsteins län
vorbereitet wären, in der Theilnahme an den Segnungen d
Canals eine Entschädigung für die Abtretung Südschleswi
finden. Auch die deutschen Mittelstaaten müßten sich freue
den Ehrgeiz Preußens auf diese Seite gelenkt zu sehen. D
ganze Plan habe eine solche innere Großartigkeit, daß er a
der Conferenz, von Preußen und Frankreich angeregt, unwid
stehlichen Erfolg haben würde.

So trug Napoleon auf's Neue der preußischen Regierung Annexions- und Vergrößerungsgedanken entgegen, um, wie er es ausgedrückt hatte, große Dinge gemeinsam mit ihr in Europa durchzusetzen, oder, wie wir es bestimmter bezeichnen können, um Preußens Waffen gegen Oesterreich zur Befreiung Venetiens zu verwenden. Er stand mit diesen Gedanken in Paris selbst wieder völlig einsam: die öffentliche Meinung begehrte dort lebhaft die Unterstützung Dänemarks gegen die deutsche Raubsucht; die Mehrzahl der dortigen Staatsmänner verabscheute eine Vergrößerung Preußens ohne entsprechenden Landgewinn Frankreichs; die hohe Finanz in ihrer Friedensliebe war außer sich, daß Frankreich die englische Aufforderung, den Deutschen jede kriegerische Bewegung kategorisch zu verbieten, so trocken abgelehnt habe; ja der kaiserliche Minister Drouin de Lhuys selbst theilte im Grunde des Herzens diese Stimmungen, und zeigte sich bei den weiteren Besprechungen so widerhaarig und deutschfeindlich, daß über seinen Kopf hinüber Graf Goltz die Unterhandlung direct mit dem Kaiser weiterführte. Zu einem bestimmten Abschluß über die schleswig'sche Sache kam man jedoch nicht, da Preußen zwar seine hohe Zufriedenheit über Napoleon's Tendenzen im Allgemeinen aussprach, aber ganz entschieden die Theilungslinie weiter nach Norden verlegen wollte, was dem Kaiser bei der Gesinnung der Franzosen zu bedenklich erschien. „Das Wesentliche," sagte er endlich, „ist die Anerkennung des Nationalitätsprincips und die Befragung der Bevölkerung; über die Feststellung der Grenze im Einzelnen werden wir uns später leicht verständigen." Bismarck ließ sich diese Formel einstweilen gefallen, und man kam überein, auf der Conferenz zunächst die beiden andern Systeme, also den

ursprünglich österreichischen Plan der Personalunion, und dann die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg zur Sprache zu bringen, damit deren sicher vorauszusehende Verwerfung die Nothwendigkeit einer dritten Lösung aller Welt anschaulich mache und hiedurch der preußischen Annexion die Wege bahne. So geschah es. Der Antrag auf Personalunion Dänemarks und der Herzogthümer wurde durch die dänischen Gesandten unbedingt abgelehnt; der Antrag auf Proclamirung des Augustenburgers fiel durch den vereinigten Widerspruch Dänemarks und Frankreichs. Als dies geschehen, kam England den Franzosen zuvor und brachte seinerseits den Antrag auf Abtretung Holsteins und Theilung Schleswigs durch die Schleilinie ein, erlebte dann aber, daß Dänemark nur eine sehr bedingte Zustimmung gab, die deutschen Mächte eine weiter nördlich gelegene Grenze forderten, und darauf Dänemark Alles verwarf. Endlich begehrte Preußen nach Napoleon's Wunsch die Volksabstimmung in den Herzogthümern, dagegen aber erhoben sich wetteifernd Dänemark, Rußland und Oesterreich. So löste sich die Conferenz völlig resultatlos auf; der Krieg entbrannte auf's Neue, es folgte die Einnahme Alsens, Jütlands, der friesischen Inseln, und Dänemark, vollständig überwältigt, trat die beiden Herzogthümer bis zur Königsau an Oesterreich und Preußen zu gemeinschaftlichem Eigenthume ab. Ueber Dänemark war die Vergeltung für die zwölfjährige Mißhandlung des deutschen Rechtes in voller Wucht hereingebrochen; Preußen hatte den Zweck erreicht, ohne eine feindliche Dazwischenkunft Europas die Herzogthümer von der dänischen Fremdherrschaft zu befreien. Aber auch Napoleon war im innersten Herzen mit dem augenblicklichen Ergebniß zufrieden,

welches, von einem endgültigen Abschluß weit entfernt, im Gegentheil die Keime zu immer größeren Verwicklungen enthielt.

Denn daß der österreichisch-preußische Gemeinbesitz der Herzogthümer auf die Dauer nicht durchführbar, daß er nichts als ein kurzbemessenes Provisorium sei, lag für alle Welt ebenso deutlich auf der Hand, wie die geographische Thatsache, daß Schleswig-Holstein innerhalb der preußischen und außerhalb der österreichischen Machtsphäre lag. Eben um den Consequenzen dieses Verhältnisses vorzubeugen, hatte Oesterreich ursprünglich nicht über die Personalunion hinausgehen, die Herzogthümer also unter der Herrschaft des Dänenkönigs belassen wollen, und in diesem Zusammenhange auch dem Prinzen von Augustenburg jede Berechtigung energisch abgesprochen. Jetzt aber fing man in Wien an, um das Einnisten der preußischen Macht in den Herzogthümern zu hindern, den Prinzen mit günstigeren Augen zu betrachten, und je deutlicher Preußen seine Annexionsbegehren hervortreten ließ, desto schärfern Widerspruch gegen jeden Gedanken dieser Art einzulegen. Dazu kam die fortdauernde Gährung im deutschen Volke: die Erhaltung der bisherigen Bundesverfassung wurde immer unwahrscheinlicher, während die Ansichten über die künftige Gestalt des Vaterlandes in buntem Wirrsal durcheinander wirbelten. Ganz von selbst schienen die deutschen Dinge dem Beobachter in den Tuilerien seinem alten Systeme entgegen zu reifen; schon im April 1864 hatte Goltz einmal bemerkt, Napoleon ziehe die Annexion der Herzogthümer durch Preußen jeder andern Lösung deshalb vor, weil er durch dieselbe Preußen unwiderruflich von Oesterreich und den Mittelstaaten zu trennen und damit

fest an Frankreich anzuketten hoffe. Stand es aber einmal fest, daß die preußische Politik von der französischen abhängig geworden, wer in Deutschland, wer in Europa konnte dann der Umformung des Welttheils ein Halt entgegen zu rufen wagen?

Mit vollem Eifer strebte also unter diesen guten Aussichten Napoleon, sich seinem großen Ziele, dem Abschluß der italienischen Frage, zu nähern. Gleich nach dem Ende des dänischen Krieges gelang ihm ein bedeutender Schritt in dem Vertrage vom 15. September 1864, nach welchem Victor Emanuel seine Residenz nach Florenz verlegte und jeden Angriff auf das päpstliche Patrimonium zu unterlassen und zu verhindern versprach, Frankreich dagegen die Zusage gab, binnen zwei Jahren seine Truppen aus dem Kirchenstaate abzuberufen. Es war allerdings kein volles und reines Ergebniß; immer aber dünkte es den Kaiser kein geringer Gewinn, für den französischen Klerus die Zusicherung zu haben, daß wenigstens der jetzige Rest des Kirchenstaats für den Papst gegen jede Feindschaft gedeckt sei, und den italienischen Patrioten die Entfernung der französischen Garnisonen und den Verzicht ihrer eigenen Regierung auf Rom vorweisen zu können. Zurück stand noch die Vertreibung der Oesterreicher aus Venetien, und für diese hoffte Napoleon Alles von der Waffenhülfe Preußens. Italien allein war für einen Krieg mit Oesterreich ohne Frage zu schwach, und weniger als jemals fand sich der Kaiser zu dieser Zeit in der Lage, ihm nochmals wie 1859 militärische Unterstützung selbst zu leihen. Er hatte es damals erlebt, wie gründlich unpopulär ein solches Unternehmen in Frankreich war; er hatte so eben in der dänischen Sache wiederum der

öffentlichen Meinung seines ganzen Volkes getrotzt; er durfte es nicht wagen, nach so kurzer Frist ein so bedenkliches Experiment zum dritten Mal zu wiederholen. Dazu kam aber noch eine große militärische Verlegenheit durch den schlimmen Verlauf des mexicanischen Unternehmens. Wohl hatte man dort die einheimischen Gegner in zahlreichen Treffen geschlagen, weite Provinzen besetzt, den Erzherzog Max von Oesterreich als Kaiser ausgerufen. Aber die Republikaner waren nicht unterworfen und hielten den Kampf in allen Grenzstrichen aufrecht. Und was die Hauptsache war, England weigerte hartnäckig jede thätige Intervention in dem amerikanischen Bürgerkrieg. Für sich allein aber wagte Napoleon hier nicht vorzugehen, begnügte sich, schweren Herzens auf das Glück der Südstaaten zu hoffen, warf Truppen auf Truppen, Millionen auf Millionen nach Mexico, schwächte die französischen Cadres, leerte die französischen Arsenale und sah dennoch Ende 1864 den herandrohenden Sieg der Union, und in dessen Folge die Vertreibung der französischen Armee aus Mexico in naher Zukunft vor Augen. Er mußte dringend wünschen, den Eindruck einer solchen Niederlage durch einen großen Erfolg in Europa wieder auszulöschen, war aber durch jene Lähmung seiner Heeresmacht zu dessen Erreichung ausschließlich auf diplomatische Combinationen angewiesen. Eben für dieses Spiel dünkte ihm Freundschaft mit dem emporstrebenden Preußen die wichtigste und beste Karte zu sein. Wenn es ihm gelang, sie für sich zu gewinnen, wenn sich Preußen zum Bündnisse mit Italien bestimmen ließ, so konnte die Befreiung Venetiens im glücklichen Falle ohne jede, im schlimmern mit einer geringen französischen Nachhülfe erfolgen. Der preußisch-österreichische Zwist über die

Herzogthümer stellte nun dieses Resultat in nahe Aussicht; für Napoleon kam Alles darauf an, Preußen zu kräftigem Voranschreiten zu ermuthigen und es für baldigen offenen Bruch mit Oesterreich zu entscheiden. Was die deutschen Verhältnisse selbst betraf, so glaubte der Kaiser, wie damals alle Welt in Paris, an die Ueberlegenheit des österreichischen Heeres über das preußische, hielt aber für das einzig wahrscheinliche Ergebniß ein langes blutiges Ringen vielleicht mehrere Jahre hindurch, zu gründlicher Erschöpfung beider Theile, so daß es in seiner Hand liegen würde, dann im geeigneten Augenblick als gebietender Vermittler bei der Neugestaltung Deutschlands das französische Interesse in jeder Hinsicht wahrzunehmen. Denn bei aller Sympathie für Preußen wollte er dieses so wenig wie Oesterreich zu einer vollständigen Beherrschung Deutschlands emporwachsen lassen, die ihm, wenn nicht gefährlich, so doch hinderlich für Frankreich erschienen wäre. Wenn er also um Venetiens willen Preußen sich vergrößern ließe, so müsse auch Frankreich irgend ein Aequivalent dafür erhalten.

Im Jahre 1865 schienen diese Pläne einer raschen Verwirklichung entgegen zu reifen. Mit jedem Monat verschärfte und verbitterte sich die Verhandlung zwischen Wien und Berlin, und Bismarck stand nicht an, seine persönliche Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des Krieges offen auszusprechen. Napoleon mußte indessen noch einmal eine Vertagung seiner Hoffnungen erleben, als am 14. August die streitenden Mächte durch den Gasteiner Vertrag sich unter Erhaltung des gemeinsamen Eigenthums in die Verwaltung der Herzogthümer theilten und damit für den Augenblick die Kriegsgefahr beseitigten. Napoleon vermochte seinen Verdruß über diese Ent-

täuschung nicht zu unterdrücken und ließ am 29. August durch ein Circular seines Ministers eine herbe Kritik des Vertrages veröffentlichen. Indessen zeigte sich bald genug, daß auch das Gasteiner Werk von einer definitiven Lösung weit entfernt war; im October sprach Graf Bismarck den Kaiser selbst in Biarritz und fand dessen Stimmung wieder Preußen völlig zugewandt. Napoleon drückte mehrmals sein Bedauern über das Circular vom 29. August aus, versicherte Preußen seiner unveränderten Freundschaft, erhob keinerlei Zumuthung für die Zukunft, welche den preußischen Staatsmann in Verlegenheit hätte setzen können, erklärte sich vielmehr bereit, aus Ereignissen, die sich ungesucht darböten, gemeinschaftlich mit Preußen Vortheil zu ziehen. Da nun Oesterreich fortfuhr, in Holstein die Gegner Preußens auf alle Weise zu fördern, so erneuerte Bismarck seit Januar 1866 seine Beschwerden in Wien mit immer wachsender Energie, und jetzt trat auch Napoleon der praktischen Ausgestaltung seiner Pläne näher. Er bezeichnete dem Grafen Goltz die Befreiung Venetiens als ein wesentliches Ziel der französischen Politik; es wurde dem Grafen bald genug deutlich, daß hier das Hauptmotiv für Frankreichs Hinwendung zu Preußen liege. Er selbst, bemerkte Napoleon, würde heute wie früher der preußischen Regierung Schleswig-Holstein ohne jede Compensation für Frankreich gönnen, unter der einzigen Bedingung, daß nach einem Votum der Bevölkerung die nördlichen, dänisch bevölkerten Bezirke an Dänemark zurückgegeben würden. Aber die öffentliche Meinung Frankreichs nöthige ihn, bei einer Vergrößerung Preußens auf ein Aequivalent irgend welcher Art Bedacht zu nehmen. In verschiedenen Gesprächen mit dem Botschafter erörterte er die hie-

für sich darbietenden Möglichkeiten, Belgien, Luxemburg, Rheinbaiern, die französische Schweiz. Aber überall ergaben sich unangenehme Hindernisse, und insbesondere für die rheinischen Territorien die bestimmte Erklärung Preußens, daß jede Abtretung deutschen Landes unmöglich sei*). Goltz erläuterte dem Kaiser, wie sehr eine solche Annexion den Grundsätzen seines eignen Staatsrechtes über Nationalitätsprincip und Selbstbestimmung der Völker widerstreiten würde; für Napoleon war es schwer, diese Ausführung zu bestreiten, und schließlich war er es doch, welcher Preußen zum Kriege ermuntern wollte und folglich keine Bedingungen stellen durfte, deren Erscheinen bei der bekannten Gesinnung des Königs jeden Kriegsgedanken im Keime erstickt hätte. Er ließ also die Compensationsfrage einstweilen auf sich beruhen und war sehr einverstanden, daß auch ohne deren Entscheidung Preußen Anfang März die Anregung zu einem Bündniß gegen Oesterreich nach Florenz gelangen ließ. Nun war anfangs, wie bekannt, die Verhandlung zwischen Spree und Arno etwas schwierig; indessen drängte Napoleon die Italiener zum Abschluß, und der Allianzvertrag wurde in tiefem Geheimniß am 8. April zu Berlin auf drei Monate unterzeichnet. Trotzdem aber war das gegenseitige Vertrauen zwischen den neuen Alliirten nicht groß, und Bismarck beschloß einen letzten Versuch, ob man ohne Krieg zum Ziele gelangen und Schleswig-Holstein zwar nicht zur preußischen Provinz machen, wohl aber dem Könige dort die erforderlichen Hoheitsrechte im Marine- und Kriegswesen durch eine

---

*) Goltz in mehrfacher Wiederholung gegen Napoleon und gegen Drouin de Lhuys.

Reform der deutschen Bundesverfassung verschaffen könnte. Er stellte also in Frankfurt den Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments durch directe Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht. Das war ein Vorschlag ganz im Sinne des napoleonischen Staatsrechtes; der Kaiser zweifelte nicht an seiner Wirkung, hielt also die Aussichten auf kriegerische Befreiung Venetiens für wesentlich verringert und schaute sofort nach einem andern Mittel zu dem gleichen Zwecke aus. Was denkt ihr? sagte er zu Goltz am 21. April, würde nicht der Congreß, den ich vor zwei Jahren vorgeschlagen, trefflich geeignet sein, die heutigen Schwierigkeiten zu lösen? Er wiederholte seine Bereitwilligkeit, der preußischen Annexion der Herzogthümer zuzustimmen, kam aber auch wieder auf die Compensation zurück, deren Erlangung für ihn wegen der Stimmung des französischen Volkes so wichtig sei. „Hättet ihr ein Savoyen," rief er, „so wäre die Sache leicht. Aber vom Rheine wollt ihr nicht sprechen hören, und ich begreife das. Ueber anderer Herren Länder kann man jedoch nicht so leicht verfügen." Goltz erwiederte, wenn seinem Könige fünf Millionen neuer Unterthanen für eine Million alter geboten würden, so müßte er ablehnen, weil der moralische Nachtheil unvergleichlich größer sein würde als der materielle Gewinn*). Napoleon erkannte die Ehrenhaftigkeit einer solchen Denkweise an; um so mehr schien ihm der Ausspruch eines großen europäischen Tribunals wünschenswerth; wenn durch die Congreßverhandlung, sagte sein Minister, auch nur eine feste Verständigung

---

*) Goltz' Bericht vom 25. April 1866.

zwischen Frankreich, Preußen und Italien erreicht würde, so wäre das immer ein großer Gewinn. Bismarck antwortete darauf ohne Zaudern am 5. Mai, Preußen werde eine Einladung zum Congresse mit Vergnügen annehmen, müsse aber freilich wünschen, daß schon vor Eröffnung desselben jene Verständigung zwischen dem Berliner und Pariser Hofe hergestellt sei.

In diesem Augenblicke aber trat auf einer andern Seite eine Wendung ein, welche auf die weiteren Entschlüsse Napoleon's eine verhängnißvolle Wirkung zu üben bestimmt war. In Wien erging es nämlich 1866 bei dem preußischen Streite, wie 1859 bei dem sardinischen. Nachdem man Monat auf Monat Depeschen gewechselt, seine Friedensliebe betheuert, sein gutes Recht erörtert, und dabei fort und fort schweres Geld für seine Rüstungen ausgegeben hatte, war plötzlich die Geduld gerissen und der Entschluß gefaßt worden, ein für alle Male mit dem alten Widersacher gründlich aufzuräumen. Man meinte, im Bunde mit den deutschen Mittelstaaten Preußen bei Weitem überlegen zu sein, und nach einer wuchtigen Demüthigung desselben den österreichischen Einfluß in Deutschland in unbeschränktem Maße festzustellen. Dabei wußte man in Wien so gut wie in Berlin, daß für Napoleon die venetianische Frage die schlechthin entscheidende für seine gesammte Haltung war: und so ließ man am 5. Mai nach Paris die Botschaft gelangen, man sei bereit, Venetien abzutreten, sobald man, ungestört durch italienische oder französische Angriffe, das preußische Schlesien sich zur Entschädigung erobert habe. Ja man fühlte sich Preußen gegenüber so siegessicher, daß man gleich nachher das Angebot zu der einfachen Erklärung steigerte: man

wolle Venetien abtreten, wenn Frankreich und Italien bei dem deutschen Kriege neutral blieben; Venetien werde dem Kaiser Napoleon überlassen werden, welcher das Land dann weiter an Italien geben möge.

In Berlin wollte man sogar wissen, daß Oesterreich dem Kaiser für seine Neutralität auch die Erwerbung linksrheinischen Landes in Aussicht gestellt habe.

Napoleon hatte so eben im gesetzgebenden Körper einen äußerst heftigen Angriff auf seine Politik durch Thiers erlebt, der unter fast einstimmigem Beifall der Kammer gegen Preußens Ehrgeiz gewarnt, jede Verbindung mit demselben auch zu eigner Vergrößerung widerrathen, und auf Grund der Verträge von 1815 einen kräftigen Protest gegen die deutsche Einheit gefordert hatte. So kam dem Kaiser die österreichische Eröffnung doppelt gelegen. Sein lange erstrebtes Ziel, die Befreiung Venetiens, meinte er jetzt auf alle Fälle gesichert zu sehen, sobald nur der Krieg zwischen den deutschen Mächten zum Ausbruch käme. Würde dann Oesterreich geschlagen, so verlöre es die Provinz durch die Waffengewalt des Siegers; wenn aber seine Heere triumphirten, so würde es die französische Neutralität durch den Austausch Venetiens gegen Schlesien bezahlen. Dieser schönen Gewißheit gegenüber verschwand dem Kaiser jedes Bedenken, welches einem gewöhnlichen Sterblichen sonst wohl aus dem Contraste zwischen dem Betreiben einer preußischen Allianz und der Ueberlassung Schlesiens an Oesterreich hätte erwachsen können.

Gleich am 6. Mai antwortete er der Thiers'schen Rede durch eine Ansprache an die Bevölkerung von Auxerre, in

welcher er auf's Neue seinen Abscheu gegen die Verträge von 1815 und damit gegen die bestehende Abgrenzung der europäischen Staaten aussprach. Das österreichische Angebot gab er sofort nach Florenz weiter, erhielt hier aber die Antwort, daß Italien nach dem Berliner Vertrage, den ihm ja Napoleon selbst angerathen, sich von Preußen nicht trennen könne. Es kam also darauf an, auch ohne Italiens Beitritt einzig für die französische Neutralität in Wien die Abtretung Venetiens zu erlangen, und dafür schien das beste Mittel, einstweilen dem Wiener Hofe die Kehrseite, die Gefahr eines preußisch-französischen Einverständnisses, möglichst anschaulich zu machen, den österreichischen Botschafter, Fürsten Metternich, durch Steigerung des intimen Verkehrs mit dem Grafen Goltz zu ängstigen, und damit zugleich der preußischen Regierung den Muth zur Kriegserklärung zu steigern. Am Tage nach der Rede von Auxerre forderte Drouin de Lhuys den Grafen Goltz auf, den Vorschlag eines Congresses nicht allzu ernst zu nehmen, da er durch sein wiederholtes Auftauchen etwas verbraucht sei. Jedenfalls sei Frankreich zu der von Bismarck gewünschten vorausgängigen Verständigung mit Preußen und Italien völlig bereit. Er bitte also den Grafen, einen Speisezettel zu entwerfen. Goltz sagte, er wolle gerne Preußens Wünsche vortragen, aber Frankreich sei doch allein im Stande, seine eignen Lieblingsgerichte zu bezeichnen. Der Minister lehnte das ab, es sei Preußens Sache, anzugeben, was es für Frankreichs gute Dienste bieten wolle. Und zwar komme es auf ein reelles Aequivalent an; eine bloße Befriedigung des französischen Selbstgefühls könne nicht genügen. Indessen brauche jenes Aequivalent nicht gerade ein Landgewinn zu sein; er denke an irgend eine Com-

bination, welche neue, für Frankreich günstige Gruppirungen bilde, alte ungünstige zersprenge, dadurch Frankreich stärke, Frankreichs Gegner schwäche. Goltz zerbrach sich den Kopf, was mit diesen Räthselsprüchen gemeint sei, und dachte zunächst an eine Herstellung Polens. Er war im Irrthum; es handelte sich, wie wir bald sehen werden, um eine Frankreich günstige Gruppirung der deutschen Lande. Gleich am folgenden Tage gab Napoleon, ohne diesen Punkt zu berühren, bestimmtere Auskunft über seine Wünsche. Er erklärte, daß er die Gefahr einer französischen Vergrößerung auf deutschem Boden vollkommen einsehe, also auf dem Congresse sich jeder Anmeldung einer solchen Compensation enthalten wolle. Es solle nur von den drei brennenden Fragen, der schleswig-holsteinischen, der venetianischen und der deutschen Bundesreform die Rede sein, und diese alle möglichst im preußisch-italienischen Sinne erledigt werden, so daß Venetien an Italien falle, Preußen aber die Herzogthümer unter Rückgabe der dänischen Bezirke, so wie die Hegemonie in Norddeutschland erhalte, und den übrigen deutschen Staaten eine Verbindung unter sich gestattet werde. Es sei dann nur noch für Oesterreich eine Entschädigung auszumitteln: er denke für diesen Zweck an Bosnien und die Herzegowina. Dies klang für Preußen ganz annehmbar, und Graf Goltz wurde ermächtigt, ein Abkommen auf solchen Grundlagen zu vereinbaren. Aber bald genug mußte dieser die Unsicherheit des Bodens, auf dem er sich bewegte, erfahren. Als er am 15. Mai dem Kaiser einen Vertragsentwurf jenes Inhalts vorlegte, erklärte Napoleon, daß er in der Sache überall einverstanden sei, aber sich zur Zeit durch ein förmliches Versprechen noch nicht binden könne. Goltz hatte in

seinen Entwurf den Satz aufgenommen, daß Oesterreich für Venetien eine Entschädigung, jedoch nicht auf Kosten einer der drei contrahirenden Mächte, erhalten sollte. Wieder fand der Kaiser dies ganz natürlich, aber eine feste Zusage darüber könne er nicht geben, zumal er eine solche auch dem Wiener Hofe geweigert, der ihm als Preis der Neutralität die Abtretung Venetiens angeboten habe. Wir aber, entgegnete Goltz, müssen gerade auf diesen Punkt den höchsten Werth legen; wenn man uns z. B. für den Erwerb Schleswig-Holsteins die Abtretung Schlesiens zumuthete, so würden wir auf die Herzogthümer verzichten und den ganzen Krieg unterlassen. Napoleon erkannte die Berechtigung eines solchen Standpunktes ohne Weiteres an; leider aber, sagte er, wolle sich bis jetzt keine Entschädigung für Oesterreich finden, da England und Rußland sich jeder Ueberweisung türkischer Provinzen an dasselbe widersetzten. So blieb auch dieses Gespräch ohne positives Ergebniß.

Während Napoleon in dieser Weise Preußen und Italien mit dem stets zurückweichenden Bilde eines dem Congresse vorausgehenden Specialvertrages hinhielt, eröffnete er gleichzeitig hinter dem Rücken dieser Mächte eine geheime Verhandlung mit England und Rußland durch den Antrag, die Grundlagen und Ziele des Congresses gemeinsam mit ihnen zu Dreien festzustellen. Aufgefordert, seinerseits sich darüber zu äußern, schlug er den beiden Höfen eine Note vor, welche die Lösung der italienischen Frage durch die Abtretung Venetiens gegen eine von Oesterreich zu bezeichnende Entschädigung, sowie durch eine europäische Garantie des damaligen Kirchenstaats, und weiter die Behandlung der Frage der Herzogthümer und der deutschen Bundes-

reform ohne Angabe einer Lösung als Thema des Congresses bezeichnen sollte. Sehr richtig bemerkte Goltz, daß dieses Programm, indem es nur für die italienische, nicht aber für die deutschen Streitfragen eine bestimmte Entscheidung ausspreche, nicht eben ein günstiges Zeugniß über Napoleon's Freundschaft für Preußen ausstelle. Indessen blieb von dem Antrage nicht viel bestehen. Von einer Garantie des Kirchenstaats wollte weder England noch Rußland hören; und statt der venetianischen Frage setzte Rußland den unbestimmten Ausdruck Beseitigung des italienischen Zerwürfnisses in den Text der Note. Napoleon erklärte sich mit diesen Weglassungen ohne alle Schwierigkeit einverstanden, natürlich genug, da ihm dieses Mal der Congreß nichts als eine äußerliche Demonstration seiner Friedensliebe war, und er sich von Herzen freuen würde, wenn das prunkende Schauspiel durch die Schuld eines Dritten nicht zur Aufführung gelangte. So wurde die in der angegebenen Weise purificirte Note am 28. Mai in Wien, Berlin, Florenz und Frankfurt überreicht. An den letzten beiden Orten verstand sich die Annahme der Einladung von selbst. In Berlin war man nach den letzten Erlebnissen erfüllt von Mißtrauen gegen Napoleon, hoffte aber stets, daß Preußen durch seinen Bund mit Italien gegen jede französische Feindseligkeit gesichert sei, und gab gleich am 29. Mai die bedingungslose Zusage für den Congreß. Anders in Wien. Oesterreich erklärte am 1. Juni den Congreß nur unter der Voraussetzung anzunehmen, daß keine der dort vertretenen Mächte Anspruch auf eine territoriale Vergrößerung machen werde. Damit war der Congreß gegenstandlos geworden, was sofort von Rußland und Frankreich feierlich ausgesprochen wurde. Zugleich aber lieferte Oesterreich an dem-

selben 1. Juni dem französischen Kaiser die Sicherheit des Krieges in nächster Nähe, indem es den deutschen Bundestag aufforderte, die Entscheidung über Schleswig-Holstein zu fällen, und damit dem preußischen Hofe den Fehdehandschuh offen vor die Füße warf. Napoleon sagte darauf in Paris einem Jeden, der es hören wollte, Oesterreich habe durch diese Schritte, ebenso wie 1859 durch sein Turiner Ultimatum, die Verantwortung des Bruches auf sich genommen; er versicherte dem Grafen Goltz, Frankreichs wohlwollende Neutralität sei jetzt für Preußen gewiß, da Oesterreich, und Oesterreich allein den Krieg unvermeidlich gemacht habe; er werde fortan dem Verlaufe desselben mit lebhaftem Interesse folgen. Im Stillen aber verlor er keinen Augenblick, seine diplomatischen Vorkehrungen weiter zu treffen. Während bisher Fürst Metternich, in lebhafter Sorge über Goltz's vertrauliche Conferenzen, durch kein Mittel eine feste Zusicherung der französischen Neutralität hatte erwirken können, sandte jetzt Napoleon am 4. Juni den Herzog von Gramont nach Wien, mit der Erklärung dieser Neutralität, wenn Oesterreich Venetien ihm für Italien überlasse; seinerseits werde er in diesem Falle gegen die Annexion Schlesiens durch Oesterreich keine Einwendung erheben. Der Wiener Hof hatte damals gegen Preußen einen viel tiefern Groll als gegen Italien; er hatte ja, wie wir sahen, für die Neutralität der beiden lateinischen Mächte die Abtretung bereits selbst angeboten. Jetzt meinte er, nicht bloß Preußen, sondern auch dem preußisch-italienischen Bunde reichlich gewachsen zu sein und die Abtretung mit doppelten Ehren zu vollziehen, wenn die Italiener ihm vorher noch die Gelegenheit zu einem neuen Ruhmestage von Custozza gäben. Am 9. Juni schloß er auf jene Be-

dingungen mit Gramont ab, und stellte am 11. in Frankfurt beim Bundestage die Anträge, welche die Lunte in das Pulverfaß warfen. Der Krieg war erklärt.

Napoleon sah sich am Ziele seiner Wünsche: die Befreiung Venetiens war gesichert für alle Fälle. Sein wesentliches Interesse an dem großen Trauerspiele war befriedigt: nun mochten die deutschen Nachbarn sich in einem Feldzuge nach dem andern ihr bestes Blut abzapfen, bis es ihm gefallen würde, als herrschender Regulator zwischen die Zankenden zu treten und die Zukunft Deutschlands nach französischem Sinne zu ordnen. Er fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er nach einigen vorbereitenden Artikeln seiner officiösen Presse am 11. Juni durch einen offenen Brief an seinen Minister bereits sein Programm der Welt verkündigte. Es lautete: Ueberlassung Venetiens an Italien, Erhaltung Oesterreichs in seiner großen deutschen Position (damit die Eifersucht der beiden rivalisirenden Mächte fortwirke), bessere Abrundung des preußischen Gebietes im Osten (Preußen sollte außer Schlesien die Rheinprovinz verlieren, und dafür die Herzogthümer und vielleicht Hannover oder Kurhessen erhalten), festere Organisation der übrigen deutschen Staaten (nach der Entfernung Preußens vom Rheine ein neuer gegen Frankreich wehrloser Rheinbund). Gelangte Frankreich zu diesen Zielen, so war die Einverleibung des linken Rheinufers und Belgiens nur noch eine Frage der eigenen Convenienz. Deutschland wäre dann tiefer als jemals zerrissen und zerspalten, Italien durch eine neue Wohlthat in unerträglich drückender Weise dem französischen Herrscher verpflichtet und zugleich durch Rom in seiner Einheit fortdauernd bedroht gewesen. Napoleon hätte eine Stellung gewonnen, jener des ersten Consuls von 1803

in jeder Hinsicht vergleichbar, die französische Hegemonie über Süd- und Mitteleuropa. Und all dies Gewaltige wäre erlangt worden, ohne das Leben eines einzigen Franzosen auf das Spiel zu setzen, nur durch die Ueberlegenheit geistiger Mittel, durch die Weite eines Europa umfassenden Blickes und eine starke Dosis doppelzüngiger Schlauheit, mit einem Worte, durch die Macht der napoleonischen Idee.

Es war Alles wohlbedacht, und die feine Intrigue hatte nur Einen Fehler: dieser aber reichte hin, sie völlig und von Grund aus zu Schanden zu machen. Sie war gebaut auf die vermeintliche Unzulänglichkeit des preußischen Heeres, und sieben Tage nach dem Beginne der Feindseligkeiten war der Donner von Königgrätz über Europa gerollt. Das napoleonische Gewebe war durch einen Stärkeren zerrissen; die Fäden flatterten im Winde. Jetzt die Forderungen des 11. Juni dem siegreichen Preußen vorzulegen, wäre Wahnsinn gewesen, wenn man sie nicht auf der Spitze des Schwertes vor sich hertrug: der Kriegsminister aber erklärte dem Kaiser, daß er erst nach einigen Wochen im Stande sei, ungefähr 100,000 Mann in schlagfertige Kriegsbereitschaft zu setzen. In schwer gedrückter Stimmung bequemte sich demnach Napoleon, mit dem äußerlichen Glanze einer factisch bescheidenen Stellung vorlieb zu nehmen; er war zufrieden, als auch Preußen seine von Oesterreich gegen Italien angerufene Vermittlung annahm. Wenigstens diese Glorie wahrte er eifrig für sich allein, und wies, als jetzt Rußland auf den Congreßgedanken zurückkam, den Vorschlag kategorisch ab. Es gelang dann seiner vermittelnden Thätigkeit, Preußen einige unbequeme Punkte abzupressen, in der Hauptsache aber konnte er nicht hindern, daß der Friedensvertrag in Deutschland unge-

fähr das gerade Gegentheil des herrlichen Programms vom 11. Juni feststellte. Und damit die Ironie des Geschickes vollständig würde, lagen dem Prager Frieden genau die Principien zu Grunde, die er einst, um Preußen sicher in den Krieg für Venetien zu locken, am 8. Mai dem Grafen Goltz als Frankreichs Wünsche vorgespiegelt hatte. Der Schlag war zerschmetternd, und wenn jemals eine Katastrophe, war diese gerecht und wohlverdient. Denn was Preußen jetzt gethan, wer hatte eifriger als Napoleon, nicht erst damals, sondern 1851, 1859, 1864, dazu gerathen und angetrieben? Wie nach dem italienischen Kriege, hatte er nur geerntet, was er selbst gesäet hatte. Nach Kräften hatte er hier wie dort die nationalen Strömungen entfesseln helfen, er am wenigsten konnte sich wundern, daß sie alle Dämme durchbrachen. Aber auch beschweren konnte er sich nicht, wenn die Fluth jetzt die Gegenstände seiner eigenen Wünsche hinwegspülte. Wenn das triumphirende Preußen jede Landabtretung an Frankreich ablehnte, hatte der Erfinder der Wiener Abreden vom 9. Juni einen Titel, über Undankbarkeit zu klagen? In seinem dynastischen Fanatismus hatte er alle Künste der List und des Betruges für erlaubt gehalten: jetzt war er verstrickt in den eignen Schlingen; von wem durfte er dienstwillige Zugeständnisse verlangen?

Er war seitdem ein gebrochener Mann, durch Krankheit vor der Zeit gealtert, unsicher in sich selbst; Niemand weiß es, wie viel von den Handlungen seiner letzten Jahre seinem eigenen Willen, wie viel dem Drängen seiner wechselnden Rathgeber zuzuschreiben ist. Jedenfalls je stärker die Erschütterung, desto krampfhafter klammerte er sich an die lange gehegten Wünsche an. Nachdem es nicht gelungen war, als gebietender Schieds-

richter den Frieden zu dictiren, dachte er durch freundlichen Zuspruch Preußen von der Nothwendigkeit französischer Annexionen zu überzeugen. In den Tuilerien wirbelten die Meinungen durcheinander. Drouyn de Lhuys rieth, sich auf das Begehren einzuschränken, daß das deutsche Land auf dem linken Rheinufer ein neutraler Staat würde (wobei Preußen statt seiner Rheinprovinz vielleicht das Königreich Sachsen erhalten sollte); Rouher mahnte, sich mit Landau und Saarlouis zur Zeit zu begnügen und den Rest der Zukunft vorzubehalten; die Kaiserin erklärte dagegen in castilianischem Stolze, daß man nichts oder Alles fordern müsse. Es war ein kläglicher Gegensatz zwischen der völligen Impotenz des Handelns und diesem imaginären Erwägen und Verfügen über deutsches Land. Das Ergebniß war zuerst nach Rouher's Rath ein Antrag auf Ueberlassung der Rheinpfalz und Rheinhessens; dann, nach Bismarck's Erklärung, daß eine solche Forderung der Krieg sei, begehrte man im Sinne der Kaiserin Preußens Einwilligung zu der Annexion Luxemburgs und für die Zukunft Preußens Beihülfe zu der Eroberung Belgiens. Wie bekannt, beschloß Graf Bismarck in der verständigen Hoffnung, daß im Anblick der wirklichen Dinge die erregten Phantasien sich allmählich abkühlen würden, die „dilatorische" Behandlung dieser letzten Anträge; er zog die Erörterung hin, ohne eine bestimmte Entscheidung zu geben. Vielleicht, daß bei diesen Gesprächen eine Aeußerung fiel, in welcher der preußische Minister sich der Erwerbung Luxemburgs durch die Franzosen nicht schlechterdings abgeneigt zeigte; so hat man wenigstens von französischer Seite versichert, immer ohne eine förmlich bindende Abrede anführen zu können. Wie dem auch sein möge, man schritt darauf zu dem Kaufgeschäfte

mit Holland, erlebte aber, sobald dieses bekannt wurde, die lebhafte Opposition des Norddeutschen Reichstags und den Einspruch der preußischen Regierung. Wieder war man nicht in der Lage, einen Krieg führen zu können, da die französischen Soldaten noch keine Hinterlader hatten und von der furchtbaren Ueberlegenheit der Zündnadel gründlich überzeugt waren; mit knirschendem Zorne begnügte man sich, nach Uebereinkunft der fünf Großmächte, mit dem Abzug der preußischen Garnison aus Luxemburg und der Neutralisation des kleinen Landes. Aber ein concentrirter Haß blieb in dem Herzen des Kaisers zurück. „Herr von Bismarck hat mich dupirt!“ rief er mit blitzenden Augen; „ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht dupiren lassen.“ Trotzdem aber möchte ich nicht behaupten, daß er den Ueberzeugungen seiner früheren Jahre völlig untreu geworden, daß er den Krieg mit Preußen jemals gewünscht, jemals mit einem anderen Gefühle als dem einer gewissen Beklemmung an denselben gedacht hätte. Gleich nach der schließlichen Vereinbarung über Luxemburg hörte ich ihn äußern: „Es ist ein Glück, daß man ein ehrenhaftes Abkommen gefunden hat; hätten wir brechen müssen, der Krieg wäre furchtbar geworden.“ Aber allerdings die Kraft des Entschlusses, einen solchen Krieg zu vermeiden, war durch die neueste Erbitterung wesentlich verringert. Und nun wuchs ihm von allen Seiten her die Wahrnehmung entgegen, daß wegen der inneren Zustände Frankreichs der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei. So weit seine Correspondenz aus diesen letzten Jahren bekannt geworden, mit Rouher, Moustier, Drouyn de Lhuys, ist sie von dem unabsehbaren Eindruck erfüllt, welchen Preußens plötzlicher Aufschwung im Lande gemacht. „Alle Oppositionsblätter“,

schrieb Rouher, „wiederholen täglich Thiers' entsetzliches Wort: Frankreich ist auf den dritten Rang herabgesunken.“ In der That, wohin man damals in Paris blicken mochte, begegnete man solchen Stimmungen. Die Politiker erwogen, daß durch die bevorstehende Einheit Deutschlands die Sicherheit Frankreichs schwer bedroht und nur durch Erweiterung seiner Grenzen herzustellen sei. Die Armee war von der Begierde erfüllt, Revanche für Sadowa zu suchen, d. h. den Preußen zu zeigen, daß nicht sie die ersten Soldaten der Welt seien. Die Republikaner hielten unermüdlich dem Kaiserreich das jämmerliche Fiasco seiner politischen Berechnungen vor. Die Clericalen hetzten und schürten gegen das protestantische Oberhaupt des neuen Deutschland. Die Bonapartisten lebten der Ueberzeugung, daß nur kriegerische Triumphe den sinkenden Glanz der Dynastie wieder erfrischen könnten. Nun stand es trotz aller dieser Gährung ganz sicher nicht so, daß die Regierung, wenn sie am Frieden festhielt, deshalb sogleich den Sieg einer Straßenemeute zu befürchten gehabt hätte. So lange die Armee treu blieb, war dergleichen unmöglich. Aber eben an dieser Stelle lag die eigentliche Gefahr: daß die Zuverlässigkeit des militärischen Gehorsams keine unbedingte war, hatte Frankreich 1789 und 1830 und 1848 erlebt, und gerade für die Stimmung der Truppen gab es kein schärferes Gift, als die stete Wiederholung des Satzes von der Erniedrigung Frankreichs. Was half es unter diesen Umständen, daß Millionen kleiner Bürger und ruhiger Bauern im Lande keinen andern Wunsch als Frieden hatten: sie waren die träge, unwirksame Masse; der handelnde, redende, schreibende Theil der Nation that aus den widersprechendsten Gründen alles, was die Regierung in die Kriegspolitik hinein-

werfen mußte. So traf sie denn Schritt auf Schritt ihre einleitenden Maßregeln. Eine neue Heeresorganisation wurde begonnen, mit unendlicher Thätigkeit das fehlende Kriegsmaterial in Fülle ergänzt, in kurzer Frist anderthalb Millionen Chassepots angefertigt, nur daß nach Niel's Tod sein durch höfische Einflüsse beförderter Nachfolger Leboeuf entschieden nicht die Fähigkeit besaß, Ordnung und Zusammenhang in die kolossale Verwaltung des Kriegs-Departements zu bringen. Eben so strebte man auf dem diplomatischen Felde, seine Vorkehrungen zu treffen. Fruchtlos blieb ein Versuch zu einer Annäherung an Rußland; Kaiser Alexander war fest in seiner guten Gesinnung für Preußen, und daß bei seinem Besuche in Paris 1867 ein Pole einen Mordanfall auf ihn machte und die Bevölkerung die lebhafteste Theilnahme für den Thäter zur Schau trug, war nicht geeignet, des Kaisers Zuneigung zu Frankreich zu erhöhen. Ein anderer Alliirter, auf welchen Napoleon wegen der persönlichen Gesinnung König Victor Emanuel's rechnete, war Italien. Freilich warf der Kaiser im Herbst 1867 bei einem neuen Freischarenzuge Garibaldi's auf's Neue eine Besatzung nach Rom und rief dadurch in einem großen Theile der Nation und des Ministeriums wieder die stärkste Erbitterung gegen Frankreich hervor. Wie es heißt, hatte man indessen dafür ein besonderes Auskunftsmittel in Bereitschaft: die Königin Isabella, welche mit der Kaiserin Eugenie in glühender Verehrung der Kirche wetteiferte, soll einverstanden gewesen sein, die französische Schutztruppe in Rom durch eine spanische abzulösen, so daß ohne Gefährdung des Papstes Frankreich von jener dornenvollen Position hätte zurücktreten können. Wenn sich dies in Wahrheit so verhielt, so war einer solchen Hoff-

nung kein langer Bestand vergönnt. In dem Augenblicke, in welchem Isabella zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiserpaare nach Biarritz aufbrach, trat in Spanien die Revolution ein, welche ihren Thron in Trümmer warf. So blieb die französische Garnison in Rom, und in Folge dessen Frankreichs Verhältniß zu Italien völlig unsicher. Um so erquicklicher war es für Napoleon, daß Oesterreich höchst bereitwillig seiner Aufforderung entgegenkam. Wie wir durch die Beust-Gramont'sche Correspondenz erfahren haben, wurde auf der Salzburger Zusammenkunft der beiden Monarchen im Sommer 1867 der Grund zu vertraulichen Beziehungen gelegt, dann in den beiden folgenden Jahren durch eigenhändigen Briefwechsel der Souveraine diese Freundschaft weiter ausgebaut und vielfache Erwägungen über Krieg und Frieden zwischen Beust und Gramont gepflogen, bei welchen Beust vornehmlich betonte, daß Frankreich den Anlaß zum Kriege, wenn irgend möglich, in einer nicht deutschen Frage suchen möge. Es war kein fester Vertrag geschlossen, die beiderseitige Bereitwilligkeit schien jedoch über jeden Zweifel erhaben.

Von den letzten Evolutionen des Kaiserreichs auf dem Gebiete der inneren Politik ausführlich zu reden, würde sich der Mühe nicht verlohnen. Es zeigten sich Deficit, Mißvergnügen, wachsende Opposition. Zugleich aber brachte das etwas erweiterte Vereinsrecht und die etwas erleichterte Preßfreiheit solche Massen radicaler Rohheit zum Vorschein, daß die Mittelclasse wieder jedem Gedanken an politische Convulsionen gründlich abhold wurde. Ein zwingender Grund zu liberalen Reformen lag also nicht vor, und am wenigsten konnte für eine etwaige Kriegspolitik eine Erweiterung der öffentlichen Debatte

in der Presse oder in den Kammern erwünscht scheinen. Wenn sich also Ende 1869 Napoleon dennoch zu einer Systemänderung im liberalen Sinne entschloß und an die Stelle Rouher's den parlamentarisch gesinnten Ollivier berief, so war das nicht so sehr das Ergebniß einer pressenden Lage, als die Frucht eines persönlichen Zerwürfnisses zwischen Rouher und dem Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, Schneider, welcher in einer weitverzweigten Hofintrigue den Widersacher zu Falle zu bringen wußte. Aber nachdem Ollivier mit großem Pomp einige Monate lang ein verantwortliches constitutionelles Ministerium inscenirt hatte, war Rouher die vollständige Wiedergewinnung des alten Einflusses gelungen, so daß Ollivier gelegentlich lange Zeit im kaiserlichen Vorzimmer wartete, während drinnen Rouher mit den beiden Majestäten das neue Plebiscit, d. h. den Rückfall aus der parlamentarischen Regierung in die demokratische Dictatur erwog. Als das Plebiscit dem Kaiser wieder sieben Millionen Stimmen geliefert hatte, war der Sieg der reinen Bonapartisten und damit der kriegerischen Politik entschieden und führte zunächst die Berufung Gramont's aus Wien in das auswärtige Amt herbei. Wenige Wochen später stand die spanische Candidatur Hohenzollern auf der Tagesordnung des gesetzgebenden Körpers.

Wenn ich recht unterrichtet bin, hatten einzelne Führer der spanischen Revolution schon vor der Entthronung Isabella's an einen katholischen Hohenzollern als an einen möglichen Beherrscher Spaniens gedacht und darüber den düsseldorfer Hof sondirt. Schon damals, und noch viel eifriger im Jahre 1870, haben dann zahlreiche französische Stimmen den Grafen Bismarck angeklagt, daß er sowohl den Sturz Isabella's als die

Candidatur Hohenzollern eingefädelt habe, um Frankreich damit in einen unheilvollen Krieg hinein zu locken. Es ist dafür niemals der Schatten eines Beweises erbracht worden, vielmehr haben die Spanier umgekehrt höchst bestimmt erklärt, daß sie stets nur mit dem Fürsten von Hohenzollern und niemals mit der preußischen Regierung verhandelt haben. Jedenfalls hätte Gramont ein solches Spiel des preußischen Ministers sehr leicht vereiteln können, wenn er die Frage nicht in drohender Sprache auf die Tribüne, sondern in diplomatischer Form vor die Großmächte gebracht hätte, und nimmermehr wird es einem unbefangenen Urtheiler einleuchten, daß Graf Bismarck, der 1867 bei der in Deutschland höchst populären Luxemburger Frage vom Kriege abgerathen hatte, drei Jahre später sich einen in Deutschland völlig unpopulären Kriegsfall ausgesucht hätte. Umgekehrt ist nichts wahrscheinlicher, als daß Gramont, eingedenk der Beust'schen Rathschläge, hier eine nicht deutsche Frage mit Begierde als zweckmäßigen Vorwand des Haders ergriffen hat. Er, Leboeuf und Rouher stürmten vorwärts, rissen den früher deutschfreundlichen Ollivier mit sich fort, und errangen in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli, wahrscheinlich durch den Einfluß der Kaiserin, die Zustimmung des bedenklich zaudernden, unschlüssig brütenden Kaisers. Am 15. wurde der Krieg in Paris verkündigt. Oesterreich hatte bis dahin die spanische Frage nicht für glücklich gewählt erachtet, jetzt aber gewann auch in Wien die Kriegspartei die Oberhand und verhieß, Frankreich so weit wie möglich mit den Waffen zu unterstützen und nach Vollendung der erforderlichen Rüstungen Anfangs September zur Kriegserklärung gegen Deutschland zu schreiten. Weiter aber gedieh das Einverständniß nicht;

der in Paris ausgearbeitete Entwurf eines förmlichen Bündnisses gelangte nicht zum Abschluß. Wie sich Italien in der Krisis verhielt, wissen wir nicht; es heißt, daß eine ansehnliche Partei und der König selbst für die französische Allianz gewesen wäre; bei der Stärke der Opposition aber hätten sie (nach der Erzählung des Univers) in diesem Sinne nur dann zu handeln gewagt, wenn Napoleon ihnen Rom hätte überliefern wollen, und durch seine Ablehnung dieses Begehrens wäre schließlich ihre Neutralität entschieden worden. Wenn diese Angabe begründet ist, so hat sich die römische Frage für Napoleon am Schlusse seiner Herrschaft eben so verhängnißvoll wie am Beginne derselben erwiesen.

So ging Frankreich in den gewaltigsten Kampf des Jahrhunderts, nach vielfachen Vorbereitungen in keiner Hinsicht und an keiner Stelle fertig, ohne sicheren Entschluß, ohne festen Plan, im Grunde, obgleich man selbst den Krieg vom Zaun gebrochen, ebenso wie 1859 von dem Ausbruche überrascht. Gepreßten Sinnes meldete der Kaiser in seiner Proclamation dem französischen Volke, daß man einem schweren Kampfe entgegensehe; nach den ersten Unglücksfällen war er völlig überwältigt und ließ in stummer Regungslosigkeit das Verderben sich vollenden. Auch hier am Schlusse des Ganzen kann man nur wiederholen: es hat nie eine vernichtendere, aber auch nie eine gerechtere Katastrophe gegeben. Die Niederlage war verdient, mag man die Mittel oder die Zwecke des Unternehmens prüfen. Ein Kriegsminister, der die kolossalsten Vorräthe aller Orten sonst, nur gewiß nicht an der richtigen Stelle hatte. Ein Minister des Auswärtigen, der den Bruch überstürzte, an=

statt die Unterhandlungen bis zum Abschlusse seiner Bündnisse hinzuziehen. Vor allem aber der Monarch selbst, der, von der falschen Ruhmliebe seines Volkes gedrängt, alle Voraussetzungen seiner wirklichen Lage verkannte.

In einer Zeit, wo die großen Nationen Europas in naturgemäßer Entwicklung nach Einheit, Selbständigkeit und geordneter Freiheit rangen, trachtete er eine abgeschwächte und verbesserte Auflage des Weltreichs zu liefern, welches sein großer Vorfahr unter den Stürmen einer wilden Revolution auf den Trümmern unserer zerrütteten Feudalstaaten aufgerichtet hatte. Er unternahm es, ein kluger, begabter und gebildeter Geist, dem nur gerade die wichtigsten Fähigkeiten abgingen, mit welchen der Oheim die Umgestaltung Europas vollbracht hatte, die Lust an der Gefahr, der stürmende Muth, die scharf zutreffende Berechnung. Ein unermüdlicher Theoretiker, der nie aus einer seltsamen, von Wahrheit und Irrthum gemischten Atmosphäre herauskam, hatte er von dem Oheim nichts geerbt, als das Eine, was ihn zu Grunde richtete, die fatalistische Hingebung an eine unmöglich gewordene Aufgabe. Von Natur gut und wohlwollend, wurde er in diesem Streben immer tiefer in alle Sünden des Fanatikers gedrängt: er wurde, wie der große Zweck es gerade forderte, listig und lügnerisch, gewaltthätig und unbarmherzig, ohne dadurch an Entschlossenheit und Einsicht zu gewinnen. Im Gegentheil, anfangs mit dem Vorsatze der Mäßigung erfüllt und nur auf Beherrschung des romanischen Südens gerichtet, riß ihn, einmal die abschüssige Bahn betreten, der dämonische Reiz unwiderstehlich mit sich fort; was ihm in Italien nur halb gelungen, suchte er seit 1864 auch in Deutschland durchzuführen, uneingedenk, wie entschieden

er einst ein solches Verfahren des Oheims als Ursache der endlichen Niederlage getadelt hatte. Es war, nach seinen eigenen früheren Worten, der Anfang des Endes. Verblendet über die Stärke des Gegners sandte er seine Turcos an den Rhein: Deutschlands gesunde und gesammelte Kraft schlug ihn und sein stolzes Gebäude zu Scherben.

Druckfehler.

Seite 5, Zeile 3 v. o. statt: 746, lies: 741.
„ 169, „ 6 v. o. statt: hatte der polnischen Machthaber, lies: der polnischen Machthaber hatte.
„ 190, „ 12 v. o. statt: Behandlung, lies: Verhandlung.
„ 302, „ 21 v. o. statt: fragte . . wieder, lies: fragt . . . weiter.
„ 306, „ 7 v. u. statt: derselben, lies: desselben.
„ 384, „ 2 v. o. statt: 1802, lies: 1801.
„ 638, „ 4 v. u. statt: Convulsionen, lies: Concessionen.

